BIBLIOTHECAE
ELECTORALIS
MONACENSIS.

<36605919290014
<36605919290014
Bayer. Staatsbibliothek

Ph. 11692-b.

Digitized by Google

B L. Ph. sp. 663-1

Ramdohr

Philos. Anthrop. Scr. part. 1435.

R

Venus Urania.

Ueber die Natur der Liebe, über ihre Veredlung und Verſchönerung.

Erſter Theil.

Von

Fried. Wilh. Baſil. von Ramdohr.

Leipzig,
bey Georg Joachim Göſchen. 1798.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorbericht und Zueignung.

Ich wünſchte Einiges zu ſagen über die Natur der Liebe, beſonders zum Geſchlecht, und über die Art, wie ſie ausgebildet werden könne, ohne ihrem Weſen zu nahe zu treten. Ich wünſchte zugleich Gehör zu finden für einige Bemerkungen über die Begriffe, die man in verſchiedenen Zeitaltern von der Liebe gehabt hat, und über die Bemühungen, ſie zu veredeln und zu verſchönern.

Die Veranlaſſung zu dieſem Werke habe ich in der Unbeſtimmtheit der Urtheile über die Liebe und über die geſelligen Verhältniſſe, die ihr zugeſchrieben werden, gefunden: die Berechtigung es zu ſchreiben, in meinem Herzen und in meinen Erfahrungen.

Das allgemeinſte, das wirkſamſte aller Gefühle gibt den Stoff zu meinem Buche her: er muß die Aufmerkſamkeit des Publikums an ſich ziehen. Aber bey der Behandlung iſt auf das Intereſſe ſeines größeren Haufens nicht gerechnet.

Ich habe nicht für eine vorübergehende Unterhaltung geſchrieben. Ich habe nicht das Herz durch dunkle Rührungen reitzen, oder die Einbildungskraft durch Bilder des Außerordentlichen entflammen wollen. Ich habe geſucht, Ideen und Ausdrücke, die in der Philoſophie des gemeinen Lebens im Umlaufe ſind, näher zu beſtimmen; den Genuß des geſelligen Lebens durch Ausſichten auf Veredlung und Verſchönerung der Liebe zu erhöhen, aber ihn zugleich durch weiſe Beſchränkung unſerer Anſprüche auf dasjenige, was unſere wirklichen Verhältniſſe zulaſſen, dauernder zu erhalten.

Dieſes ernſteren Charakters meines Werks ungeachtet werde ich zuweilen mit Wärme reden. Wer

redet immer kalt von Liebe? — Daß Schwärmerey von meinem Herzen fern bleibe!

Ein beſcheidener, geſenkter Blick auf die Dürre meiner Unterſuchungen wird mich zuweilen nach einem ſchmückenden Gewande greifen laſſen; — daß ſeine Falten nicht die Formen verſtecken, die es nur bekleiden ſoll!

Eine gründliche Erörterung nicht ohne Reitz der Einkleidung zu liefern, iſt die Aufgabe, die ich mir bey Ausarbeitung dieſer Schrift vor Augen geſtellt habe. Ich habe dabey auf die Beurtheilung einer Claſſe von Leſern gerechnet, die ihren Geſchmack ſo wie ihr Herz gebildet, und ihren Geiſt zum Nachdenken über moraliſche Verhältniſſe gewöhnt hat.

Sollte dieß engere Publikum mir ſeinen Beyfall verſagen; — O Venus Urania! ſo laß mir den Troſt, daß die Wenigen, die mein Herz ganz kennen, die vollendete Leſung dieſes Buchs mit einem

innigern Drucke meiner Hand und mit dem Ausrufe krönen: Du ſprichſt, wie du fühlſt!

Und Euch, ihr Wenigen! Euch gebe ich wieder, was Ihr mir gabt! Euch beſonders ſey dieſes Werk geweihet!

Erſter Theil.

Naturkunde der Liebe.

Erſtes Buch.

Liebe
als einzelne, vorübergehende Aufwallung, oder als Affekt betrachtet. *)

Erſtes Kapitel.

Einleitung.

Wie! Ich liebe Vergnügen und Leben, und dennoch zuweilen Schmerz und Tod! — Ich liebe das Wohl des Menſchen, und liebe den Genuß der Nahrungsmittel, die Ergetzung des Auges an lebloſen Gegenſtänden! — Ich liebe mich ſelbſt, und wieder

*) Es exiſtirt in keiner mir bekannten Sprache ein Wort, das die Liebe in derjenigen Bedeutung, die ich ihr in dieſem Buche gegeben habe, beſtimmt ausdrückte. Das Griechiſche Εὔνοια, das Lateiniſche beneuolentia, das Deutſche Wohlwollen, bezeichnen zwar die einzelne Aufwallung des Wunſches, daß ein anderer Menſch glücklich ſey. Allein ſie faſſen weder das Beſtreben nach Beförderung dieſes Glücks, noch den Charakter der Uneigennützigkeit in ſich, die ich in den Begriff der Liebe mit aufgenommen habe.

meine Feinde! — Ich liebe meinen Herrn, der hoch über mir ſteht, und liebe meinen Untergebenen, und liebe die mir gleich ſind, Freunde, Gatten! — Ich liebe eine Undankbare, zu meiner Marter lieb' ich ſie; und ach! der Wonne, der unausſprechlichen Seligkeit! Ich liebe die mich liebt, das Du meines Ich's, das Ich meines Du's! — Welche Unbeſtimmtheit in den Begriffen, welche ganz verſchiedene Verhältniſſe und Empfindungen unter einem Nahmen!

O Liebe! alle Menſchen ahnden deine Nähe, und huldigen deiner Macht! Aber von jeher hat es nur wenige gegeben, die dein Weſen begriffen haben! Bald wirſt du mit jeder Art der Luſt und des Verlangens verwechſelt: bald mit jedem Bande der Anhänglichkeit: bald mit jedem leidenſchaftlichen Streben nach Beſitz und Genuß! Wie hat man, um dich zu erkennen, immer mehr auf die äußern Wirkungen geſehen, die du hervorbringſt, als auf den Gehalt der innern Geſinnung, die allein dein Daſeyn begründet! Wie hat man jeden Akt von Wohlwollen, von Wohlthätigkeit, von Aufopferung ſo freygebig auf deine Rechnung geſetzt, unbekümmert darum, ob Begeiſterung für Vollkommenheit und Schönheit, kluge Beſorgung des eigenen Vortheils, Achtung für Pflicht und Selbſtwürde, Aneignung des fremden Zuſtandes, und ſo manches andere bloß eigennützige oder beſchauende Gefühl, nicht den näheren Anſpruch auf jene Aeußerungen hatten! Ja! Ja! Hat man nicht ſogar die Wirkſamkeit körperlicher Triebe, deren vollſtändige Befriedigung den Mitgenuß Anderer als nothwendig vorausſetzt, mit dir, o Liebe! verwechſeln mögen?

So biſt du geſucht und gefunden worden an Orten, wo du nicht warſt! Aber du biſt auch da verkannt worden, wo du wirklich erſchieneſt! Man hat nicht gefühlt, daß jedes wonnevolle Beſtreben, den Menſchen, den wir als Perſon neben uns erkennen, um ſeinetwillen zu beglücken, dir gehört, und daß alle Anhänglichkeit, alle Leidenſchaft, nur in ſo fern deinem Einfluſſe zugeſchrieben werden kann, als jene Empfindung in dieſen Verhältniſſen die herrſchende iſt.

Ich faſſe jetzt mit behutſamer aber feſter Hand die erſten Fäden auf, aus denen die Liebe in allen ihren Modificationen gewebt wird. Ich ſondere die ſchwache Willensregung vom Affekt; die Luſt des Verlangens von der des gegenwärtigen Genuſſes; das Genügen des Bedürfniſſes und die Zufriedenheit von der Wolluſt und Wonne; den Beſchauungshang, die Selbſtheit, von der Sympathie ab; und nehme aus dieſer letztern dasjenige heraus, was die Liebe in dem ſchwächſten Grade ihrer Erſcheinung, als einzelne Aufwallung des thätigen und uneigennützigen Wohlwollens, darſtellt.

Zweytes Kapitel.

Herz und Liebe in der weitläuftigſten Bedeutung; Reitzbarkeit unſers Weſens zu Affekten; Zuſtand affektvoller Luſt.

Nie hegen wir die Vorſtellung der Liebe, — nie reden wir davon, ohne zugleich an ein Etwas zu denken, welches wir Herz nennen. Er hat kein Herz, er kann nicht lieben! Mein Herz macht mein Glück, mein

Unglück, meinen Stolz, meine Erniedrigung! — Gewöhnlicher Ausruf von Eltern, Freunden, Geſchwiſtern, Liebenden aller Art, die ſich und Andere anklagen, lobpreiſen, entſchuldigen!

Dieſer Ausdruck wird zu gleicher Zeit bald Gegenſtand des Spottes, bald unverſtändiger Schmeicheley, und durchaus viel häufiger gebraucht als verſtanden. Was iſt das Herz bey den Weibern? fragen ſcherzende Dichter; und der Leichtſinn des Wüſtlings, die verbrannte Phantaſie des Schwärmers, prangen oft mit dieſem ehrenvollen Nahmen.

Es iſt intereſſant, es iſt nothwendig, ſo wie ich in meinen Unterſuchungen über die Natur des Zuſtandes, den wir *Liebe* nennen, vorwärts rücke, allemahl zugleich das Vermögen zu dieſem Zuſtande, den Theil unſers Weſens, durch den er möglich wird, *das Herz*, näher zu entwickeln.

Aber wie ſchwer iſt es, die Natur dieſes Herzens unter beſtimmte Begriffe zu bringen, und es in ſeiner erſten urſprünglichen Bedeutung von allen andern Fähigkeiten und Kräften unſers Weſens zu unterſcheiden! Daß ich Symbole fände, welche die Sache anſchaulich machen könnten!

Denkt an jenes intereſſante Kraut, das bey gewiſſen Berührungen ſeiner Blätter ſchnell an ſeinem ganzen Stamm erzittert und zuſammen ſchrumpft; und vergleicht *dieſe Reitzbarkeit* mit der bloßen *Beweglichkeit* anderer Gewächſe! —

Denkt an jene geiſtigen Getränke, welche durch äußere Erſchütterungen, oder durch ein inneres Treiben ihrer Beſtandtheile aufwallen, gähren; und vergleicht dieß *Aufwallungs-* dieß *Gährungsver-*

mögen mit der bloßen **Flüſſigkeit** anderer feuchten Körper! —

Ja! auch unſerm Weſen iſt eine ähnliche Reitzbarkeit, ein ähnliches Aufwallungsvermögen eigen. Ein jeder Menſch hat ein gewiſſes Etwas, eine gewiſſe Seite an ſich, an der er berührt, in Reitzung, in Aufwallung geräth. Das Herz, in ſeiner weitläuftigſten Bedeutung, iſt die Reitzbarkeit, das Aufwallungsvermögen lebendiger Creaturen, und beſonders des Menſchen.

Es iſt zweifelhaft, ob wir in irgend einem Augenblicke unſers Lebens ohne Reitzung ſind; ob wir irgend etwas wahrnehmen oder uns vorſtellen können, was uns nicht zur Luſt oder Unluſt *) auffordere; mithin, ob es einen Zuſtand von Ruhe oder völliger Gleichgültigkeit für uns gebe. Inzwiſchen unterſcheidet ſich die eine Reitzung von der andern durch ihre Stärke und Lebhaftigkeit. Bald verſchwindet ſie ganz im Bewußtſeyn, bald beſtimmt ſie uns nur ſchwach in unſerm Willen, bald aber bringt ſie ein auffallendes Gefühl von Luſt oder Unluſt hervor. Und ſo ſind wir wohl berechtigt, eine Ruhe, eine ſchwache Willensregung, und eine ſtark afficirte Lage unſerer Reitzbarkeit anzunehmen.

Die ſtärkere Afficirung unſerer Reitzbarkeit macht bald einen kürzern, bald einen längern Abſchnitt in unſerm Leben aus. Iſt ſie vorübergehend, ſo nenne

*) Luſt und Unluſt ſind Worte, die durch jede Erklärung nur undeutlicher werden. Wenn man inzwiſchen eine verlangt, ſo würde ich Luſt das Bewußtſeyn der Angemeſſenheit meines Zuſtandes zu der Einrichtung meines Weſens; Unluſt das Gefühl der Unangemeſſenheit meines Zuſtandes zu der Einrichtung meines Weſens nennen. Vergl. 6tes Buch.

ich den Zuſtand Affekt, Aufwallung im eigentlichſten Sinne. Iſt er von längerer Dauer, ſo nenne ich den Zuſtand anhaltende affektvolle Stimmung, oder auch unter gewiſſen Bedingungen Leidenſchaft. Der Affekt verhält ſich zur ſchwachen Willensregung wie die meßbare Linie zum unmeßbaren Punkte; zur anhaltenden affektvollen Stimmung aber, oder gar zur Leidenſchaft, wie die Linie zur Figur.

Das Herz, in der weitläuftigſten Bedeutung, die ich kenne und annehmen mag, iſt das Aufwallungsvermögen, oder die Anlage unſers Weſens, in ſtärkerer Maße mit Luſt oder Unluſt ſeinen gegenwärtigen Zuſtand zu fühlen, oder nach einem andern zu ſtreben. So ſagt man denn: ich ſehne mich, oder ich genieße gegenwärtig mit ganzem Herzen, ich bin von Herzen meiner Lage müde! und wieder: das trifft aufs Herz! Das thut herzlich wohl oder weh! Was heißt dieß anders, als: wir ſind nicht im Zuſtande der Gleichgültigkeit oder der ſchwachen Willensregung; wir ſind ſtark afficirt!

Liebe, in der weitläuftigſten Bedeutung, die ich kenne, iſt die aktuelle Wirkſamkeit des Herzens, in ſo fern dieß für Reitzbarkeit zu Affekten der Luſt genommen wird. Ihr Nahme bezeichnet den Zuſtand affektvoller Luſt: es mag dieſe während des begünſtigten Verlangens, oder des gegenwärtigen Genuſſes empfunden werden. Ich liebe Leben und Vergnügen, ruft der Wollüſtling, der an einer gutbeſetzten Tafel ſchwelgt! Ich liebe den Tod, ruft der beraubte Gatte; das Leben iſt mir zur Laſt! Ich liebe dieſen Schmerz, ruft der Gebrechliche unter den Händen des Wundarztes; ſeine Folge iſt Geneſung! —

In dieſem Sinne unterſcheidet ſich Liebe nur von der Unluſt und von derjenigen Luſt, welche die Begünſtigung einer ſchwachen Willensregung mit ſich führt.

Drittes Kapitel.

Liebe und Herz in etwas eingeſchränkterer Bedeutung; affektvolles Genügen des fortwährenden Bedürfniſſes; affektvolle Zufriedenheit des geſtillten; Ausdauern bey dem Genuſſe überhaupt.

Dieſe affektvolle Luſt kann aber aus ſehr verſchiedenen Urſachen herrühren, und die Symptome des Zuſtandes, in den wir dadurch gerathen, können ſich ſehr auffallend von einander unterſcheiden. Der unheilbare Kranke kann mit affektvoller Luſt die Vorſtellung des Todes hegen, der ihn, wenn auch noch ſo ſpät, von ſeinen Qualen befreyen wird. Dieſe Luſt iſt wahrlich ſehr verſchieden von derjenigen, mit der der Kranke die erſten Spuren ſeiner Beſſerung bemerkt! Jener findet ſeine gegenwärtige Lage ganz unerträglich; er hat auch keine Ausſicht auf Rückkehr in den gewöhnlichen Ruheſtand des Lebens. Er hofft bloß auf Erleichterung ſeines gegenwärtigen peinlichen Zuſtandes durch ein geringeres Uebel. Dieſer hingegen genießt gegenwärtig, indem er ſich in ſeinen Bedürfniſſen vor jetzt ſchon erleichtert, und die Hoffnung, daß ihnen ganz abgeholfen werde, begünſtigt fühlt.

Bares Verlangen nach einem geringeren Uebel, das unſern gegenwärtigen Zuſtand bloß erleichtern wird, bringt keine ſolche Luſt hervor, die wir Liebe nennen. Niemand wird ſagen, daß derjenige liebt, der in dem Augenblicke einer unumgänglichen Wahl zwiſchen zwey

Uebeln nach dem geringeren mit affektvoller Luſt ſtrebt. Liebe ſetzt offenbar den Zuſtand des Genuſſes des Gegenwärtigen voraus.

Darum wird die Luſt, die wir an einer wirklich eingetretenen Verbeſſerung unſerer peinlichen Lage nehmen, ſehr oft Liebe genannt, wenn uns gleich noch vieles an der Rückkehr in den gewöhnlichen Ruheſtand des Lebens fehlt. Aber wir genießen die Erleichterung und fühlen den geſtärkten Muth, das fortwährende Bedürfniß zu tragen, und die belebte Hoffnung, daß ihm gänzlich abgeholfen werde. So liebt, wie geſagt, der Kranke die erſte Spur ſeiner Geneſung; ſo liebt der unglückliche Ehrgeitzige den Schlupfwinkel, der ihn wenigſtens dem Triumphe ſeiner Feinde entzieht. Ich nenne eine ſolche Luſt: affektvolles Genügen des fortwährenden Bedürfniſſes.

Höheren Anſpruch auf den Nahmen der Liebe hat aber derjenige Genuß, den uns das Gefühl eines völlig geſtillten Verlangens nach Rückkehr in den vorigen Ruheſtand des Lebens zuführt. So liebt der Menſch, der ſich von einer augenſcheinlichen Todesgefahr gerettet, und in Sicherheit ſieht. So liebt derjenige, der die Qualen des Hungers durch Sättigung endigt. So liebt der ohnmächtige Ehrgeitzige, der ſein Ziel verfehlt hat, wenn die Bilder von Macht und Ehre, deren Verſagung ſonſt das Unglück ſeines Lebens ausmachten, ihre Lebhaftigkeit verlieren, und er nun die Fortdauer ſeiner ruhigen Einſamkeit, nach angeſtellter Vergleichung mit ſeiner vorigen Unruhe, eifrig wünſcht. Ich nenne dieſe Luſt an der Stillung eines Bedürfniſſes, wodurch wir in den ge-

wöhnlichen Ruheſtand des Lebens zurückgekehrt ſind, wenn ſie anders in auffallender Maße empfunden wird, affektvolle Zufriedenheit.

Jenes affektvolle Genügen des fortwährenden Bedürfniſſes, dieſe affektvolle Zufriedenheit des geſtillten, werden in ſo fern Liebe genannt, als wir ſie mit dem baren Verlangen nach Beendigung eines peinlichen Zuſtandes durch den Uebergang in ein geringeres Uebel vergleichen.

Der Charakter der Luſt an dem gegenwärtigen Genuſſe, den ich mit in die Liebe aufgenommen habe, führt zugleich den eines gewiſſen Ausdauerns, oder Verweilens bey der Luſt; eines gewiſſen Ruhens über derſelben; endlich weiterhin, einer gewiſſen fortſchreitenden Ausbildung unſers Genuſſes, mit ſich, von dem ich in der Folge zur Bezeichnung der Liebe noch weitern Gebrauch machen werde.

Das Herz iſt nun wieder die Fähigkeit, zu dieſer beſondern Art von Affekten gereizt zu werden.

Viertes Kapitel.

Liebe und Herz in noch engerer Bedeutung. Wolluſt, Wonne, Sinnlichkeit des Körpers und der Seele.

Alſo: ſich gern genügen laſſen, weil man ſchon etwas Gutes genießt und das Beſſere vorausſieht; gern zufrieden ſeyn, weil man ſo viel hat, als man nothdürftig zu dem Ruheſtande des Lebens braucht, heißt bereits lieben, in ſo fern man die affektvolle Luſt

dieſer Art mit der Luſt an der Begünſtigung einer ſchwachen Willensregung, oder eines baren Verlangens nach einem geringeren Uebel vergleicht.

Aber legt einmahl den Menſchen, die ſich in einem ſolchen Zuſtande des affektvollen Genügens oder der affektvollen Zufriedenheit befinden, die freye Wahl unter den Verhältniſſen vor, worunter ſie ihr Leben genießen möchten; glaubt ihr, daß ein einziger den Zuſtand wählen würde, den er jetzt, gezwungen durch Bedürfniß, aufgefordert durch Ueberlegung, mit Affekt genießt? Glaubt ihr, daß der Kranke, der erſt zur Hoffnung der Geneſung durch merkliche Erleichterung übergeht, nicht lieber ſeinem Lager ſogleich entſpringen, und ſich in den ganzen Gebrauch ſeiner Lebenskraft mit einem Mahle wieder eingeſetzt fühlen möchte? Glaubt ihr, daß der Mann, der ſich aus einer augenſcheinlichen Lebensgefahr gerettet ſieht, dieß heroiſche Mittel, um zu dem völligen Gefühle ſeines Ruheſtandes zu kommen, jenem Zuſtande animaliſcher Ausgelaſſenheit vorziehen würde, den ihm eine unterhaltende Leibesübung gewähren könnte? Glaubt ihr, daß derjenige, der aus Hunger die widerlichſten Speiſen gierig niederſchlingt, nicht lieber der Qual des Bedürfniſſes entübrigt ſeyn, und bey freywirkendem Appetite ſeinen Gaumen mit ſchmackhafter Speiſe kitzeln möchte? Glaubt ihr endlich, daß jener Ehrgeitzige, der den Genuß der glanzloſen Einſamkeit bloß darum liebt, weil die Verſagung ſeiner Anſprüche auf Macht und Ehre ſo manche Bitterkeit über ſein Leben ausgegoſſen hat, jetzt, wenn die Mittel zur Befriedigung ſeiner herrſchenden Leidenſchaft, bey völliger Sicherheit ihres leichten Erwerbes und ungeſtörten Beſitzes,

ihm dargebothen würden, nicht begierig darnach greifen ſollte?

Gewiß nicht! und bey der geringſten Aufmerkſamkeit auf die Wahl unſerer Ausdrücke werden wir nicht ſagen, daß derjenige liebt, der bloß die affektvolle Luſt eines erleichterten oder völlig geſtillten Bedürfniſſes genießt. Nein! der Wilde, der ſeinem Fetiſch, es ſey die giftige Schlange oder das verderbliche Meer, ſeine ſchmackhafteſte Jagdbeute mit Vergnügen zum Opfer darbringt, weil er wenigſtens den Reſt in Ruhe zu genießen hofft: das Weib, das den kranken widerlichen Gatten mit Vergnügen wartet, weil es nach deſſen Tode dem Verluſt der Mittel zu ſeiner Unterhaltung entgegen ſieht; der Religioſe, der ſich mit Vergnügen kaſteyet, weil die Ausſicht auf ewige Strafloſigkeit es gebiethet; der Gewiſſenhafte, der mit Vergnügen ein zweydeutig erworbenes Vermögen aufopfert, um der Pflicht zu gehorchen, und zu innerer Ruhe zurückzukehren; — die lieben nicht; die dulden, harren willig, und ihre Luſt iſt die an einer erleichterten oder abgeholfenen Nothwendigkeit. Ja! wenn dieſe Nothwendigkeit uns auch bloß von der Klugheit aufgelegt wäre, durch eine gegenwärtige Entbehrung den künftigen Genuß zu erhöhen, oder durch gegenwärtigen Zwang das glücklichſte Schickſal vorzubereiten; ſo wäre die Luſt an dieſem Mittelzuſtande noch keine Liebe. Werden wir ſagen, daß der vorſichtige Wollüſtling liebt, der heute des Genuſſes entbehrt, um morgen deſto beſſer zu ſchwelgen; daß der ehrgeitzige Knabe liebt, der ſich in den Freyſtunden zum Lernen anſtrengt, um ſich eine Auszeichnung in der Zukunft zu bereiten? Vergleicht den vorſichtigen Wollüſtling mit ſich ſelbſt, wenn er

ſeinem Appetite mit völliger Ausgelaſſenheit folgen zu können glaubt; vergleicht den ehrgeitzigen Knaben mit dem Manne, der den Affekt des Wiſſens und Erkennens unmittelbar empfindet, um den Unterſchied zwiſchen der Luſt an kluger Beförderung eines zukünftigen Guts und Liebe zu empfinden.

Lieben heißt: den gegenwärtigen Zuſtand mit affèktvoller Luſt genießen, weil wir unſere herrſchenden Triebe unmittelbar, ohne Erſeufzen anderer unterjochter Triebe, ungewöhnlich begünſtigt fühlen. Lieben heißt: dem empfangenen Reitze gewiſſer ſinnlichen Eindrücke und Vorſtellungen der Seele folgen, ohne auffordernde Ueberlegung, ohne anſtrengenden Antrieb, ohne Zuſammenhaltung eines gegenwärtigen Zuſtandes mit einem vergangenen oder zukünftigen. Es bedarf dabey keiner Motive, keines abſtoßenden Grundes, keines anziehenden Zwecks, um den gegenwärtigen Augenblick des Lebens zu genießen.

Herz iſt hier die Summe unſerer herrſchenden Triebe, und der immer rege Hang, ſie ungewöhnlich begünſtigt zu fühlen. Dasjenige, was wir empfinden, wenn dieſer Hang unmittelbar und ungewöhnlich gereitzt und befriedigt wird; der wohlbehagende Zuſtand, in den wir ohne Zwang, und dennoch unwillkührlich gerathen; dieß iſt mehr als Luſt des Genügens, mehr als Zufriedenheit: iſt Genuß der Ausgelaſſenheit des Lebens; iſt Wolluſt, Wonne, iſt — Liebe.

Das Herz in dieſer Bedeutung nenne ich mit einem beſtimmteren Nahmen: Sinnlichkeit, und da wir ſowohl herrſchende, oder Lieblingstriebe des Körpers

als der Seele haben, ſo nehme ich eine doppelte Sinnlichkeit für beyde an. Dieſe Sinnlichkeit ſetze ich als Anlage, den Zuſtand von Ausgelaſſenheit des Lebens zu wollen, der Anlage, nach dem bloßen Ruheſtande des Lebens zu ſtreben, entgegen. *)

*) In dieſer Bedeutung nähert ſich die Sinnlichkeit zwar dem Inſtinkt, ſondert ſich aber dennoch von ihm, als Folge von der Urſach, und als Art von der Gattung ab. Inſtinkt heißt: 1) Vermögen, etwas wahrzunehmen und zu unterſcheiden, ohne ſich einer auffallenden Anſtrengung des Nachdenkens bewußt zu ſeyn. Hier heißt Inſtinkt ſo viel als das niedrige Erkenntnißvermögen, und wird dem höheren, beſonders dem Verſtande, entgegen geſetzt. Man verwechſelt oft dieſen Inſtinkt mit dem Ausdrucke: Sinnlichkeit, z. B. ſinnliche Erkenntniß, etwas verſinnlichen u. ſ. w. Dieſe Bedeutung iſt derjenigen, die ich annehme, und wobey ich bloß auf die Fähigkeit, zu einer gewiſſen Art von Willensbewegung gereitzt zu werden, Rückſicht nehme, nicht entgegengeſetzt. Beyde vertragen ſich vielmehr als Urſach und Wirkung neben einander. Denn die Sinnlichkeit, für Anlagen zur inſtinktartigen Wahrnehmung und Erkenntniß genommen, liegt beynahe immer bey der Sinnlichkeit, für Anlage zur Neigung nach Ausgelaſſenheit unſerer herrſchenden Triebe genommen, zum Grunde, und bringt die letzte hervor. 2) Verſteht man unter Inſtinkt die Fähigkeit, zur Luſt oder Unluſt gereitzt zu werden, und ſeinen Willen zu beſtimmen, ohne vorgängige auffallende Operation des Vergleichens und Beziehens auf einen gewiſſen Zweck. Hier wird Inſtinkt für das niedrige Willensvermögen genommen, und dem Vermögen der Vernunft, unſern Willen zu beſtimmen, entgegengeſetzt. Von dem Inſtinkte in dieſer Bedeutung iſt Sinnlichkeit eine Art. Denn jedesmahl, wo wir erſt von der Vernunft aufgefordert werden müſſen, etwas zu wollen oder nicht zu wollen, da läßt ſich keine Wirkſamkeit unſerer herrſchenden Triebe im ausgelaſſenen Genuſſe ihrer Begün-

Wolluſt bezeichnet dann genauer den unerzwungenen und dennoch unwillkührlichen Affekt von Luſt, welcher die ungewöhnliche Begünſtigung der herrſchenden Triebe unſers Körpers mit ſich führt.

Wonne nenne ich die Luſt der nehmlichen Art, welche die ungewöhnliche Begünſtigung der herrſcheuden Triebe der Seele erweckt.

Wollüſtig ergetzt ſich das Kind an dem Strahle des Sterus, und an den bunten Farben des Schmetterlings. Wollüſtig ſchlürft der Jüngling den koſtbaren Nektar aus Hebe's Becher, oder den Kuß von ihren Lippen, mit halbgeöffnetem Munde und gebrochenem Auge ein. Mit Wonne wühlt der Reiche in den Mitteln ſeines Ueberfluſſes; mit Wonne genießt der Liebhaber des Schönen den Anblick eines Meiſterſtücks der Kunſt; mit Wonne verliert ſich der Schüler des Plato im Anſchauen der Vollkommenheit und ewiger Harmonie; mit Wonne überläßt ſich der Freund, der Gatte, dem Gefühl der Vereinigung mit der Hälfte ſeines Weſens; und Alles dieß — iſt im Zuſtande des Liebens!

ſtigung, mithin auch kein unwillkührlicher und unerzwungener Affekt von Luſt denken. Es giebt inzwiſchen auch eine inſtinktartige Empfindung eines nothwendigen Ruheſtandes des Lebens, von deſſen Begünſtigung ein inſtinktartiges Genügen, eine inſtinktartige Zufriedenheit abhängt, wie wir dieß an Thieren deutlich bemerken. Die Anlage zu dieſen Gefühlen nehme ich nicht mit in den Begriff der Sinnlichkeit auf: ich verſtehe darunter nur: *den inſtinktartigen Hang nach Ausgelaſſenheit des Lebens, oder nach ungewöhnlicher Begünſtigung unſerer herrſchenden Triebe.*

Fünftes Kapitel.

Herz in beſtimmterer Bedeutung heißt Sympathie; Liebe heißt Wolluſt und Wonne der Sympathie.

Aber wie! Liebt denn der Geitzhals, den der Fund eines Schatzes erfreuet, oder der unnütze Verſchlinger der Früchte dieſer Erde, der ſeinen Gaumen mit Leckereyen kitzelt, oder der unthätige Beſchauer, der ſeine Augen an einer Farbe oder an einem Lichtſtrahle weidet?

Allerdings! Ja es liebt ſogar derjenige, der mit Wonne ſeine Rachſucht ſtillt, und ſich an der Marter des Feindes labt. Es giebt eine Liebe zum Haſſen, zum Hadern, zum Zerſtören. — Allein dieſer Ausdruck iſt nur in ſo fern richtig, als wir die verſchiedenen Arten unſerer Luſt, in Beziehung auf die mehrere oder mindere Begünſtigung unſers Grundtriebes nach Wohlbeſtehen unſers Weſens überhaupt, in Betracht ziehen. Jede Luſt, welche das Bewußtſeyn einer ungewöhnlichen Begünſtigung unſers Grundtriebes, einer Ausgelaſſenheit des Lebens, mit ſich führt, iſt Wolluſt, iſt Wonne; und in Vergleichung mit der bloßen Luſt an der Stillung eines Bedürfniſſes, oder einer ſchwachen Willensregung, Liebe. Warum? Weil wir uns dem Zuſtande unſers Weſens willig überlaſſen, begierig entgegenbiethen; mit einem Worte, dieſen Zuſtand gern mögen.

Da wir aber beſonders denjenigen Zuſtand gern mögen, worin wir bereits genießen, und zugleich nach weiterer Ausbildung des Genuſſes glücklich ſtreben; ſo heißt lieben vorzüglich: den Zuſtand des verweilenden Beſtrebens mit Wolluſt und Wonne empfinden.

Dieſer Begriff, dieſer Sprachgebrauch, beydes läßt ſich als wahr und zweckmäßig vertheidigen, in ſo fern es nur dazu dienen ſoll, den Grund der Angemeſſenheit meines Zuſtandes zur Begünſtigung meines Grundtriebes nach Wohlbeſtehen, den Grad der Luſt meines Weſens, gleichviel woran, zu beſtimmen und zu bezeichnen. Nehmen wir aber zugleich Rückſicht auf das Verhältniß, in welches unſer zur Wolluſt und Wonne gereiztes Weſen gegen äußere Gegenſtände geräth; ſo iſt jene Beſtimmung keinesweges zureichend. Wir verlangen ſodann zur Begründung des Begriffs der Liebe nicht bloß eine Zuneigung zu unſerm ſelbſteigenen Zuſtande, ſondern auch zu den äußern Gegenſtänden, mit denen wir dabey ins Verhältniß kommen. Wir müſſen uns dieſen bey dem Gefühle der Wolluſt und Wonne gern annähern. Diejenige Luſt, die wir bey gelingender Flucht oder Abſtoßung äußerer Gegenſtände empfinden, wird nicht Liebe genannt werden dürfen, wenn wir beſtimmt reden wollen. Der Grund liegt am Tage; ſie ähnelt zu ſehr dem Genügen des fortwährenden oder geſtillten Bedürfniſſes.

Aber auch nicht jede Wolluſt und Wonne, die bey der Annäherung an äußere Gegenſtände empfunden wird, kann in beſtimmterer Bedeutung Liebe genannt werden. Wir nähern uns oft mit Wolluſt und Wonne demjenigen, was uns umgiebt, in der Abſicht zu zerſtören, herabzuwürdigen, in Beſitz zu nehmen, oder unthätig zu beſchauen. Allein nur diejenige Begünſtigung unſerer Sinnlichkeit iſt Liebe, die mit unſerer Seelenſympathie verbunden iſt; mit dem Inbegriffe unſerer Triebe, vermöge deren wir ein gemein-

ſchaftliches Wohl mit Weſen begehren, die eines Bewußtſeyns ihres Zuſtandes fähig ſind. Nur die Wonne dieſer Sympathie iſt Liebe: nicht die Wonne der Selbſtheit, oder des Beſchauungshanges.

Es iſt äußerſt wichtig, die dreyfachen Modificationen unſerer Sinnlichkeit, zur Selbſtheit, zur Sympathie und zum Beſchauungshange näher kennen zu lernen. Auf ihrer genaueren Kenntniß beruhet das ganze Gebäude dieſes Werks. *)

Sechſtes Kapitel.

Fortſetzung. Dreyfache Modificationen der körperlichen Sinnlichkeit zum Hang nach Ergetzung, nach wohlbehagendem Anſchmiegen und nach gierigem Verzehren.

Unſer Körper kommt auf eine dreyfache Art mit andern Körpern in ein engeres Verhältniß; entweder, indem er ſich ihnen aus der Ferne nähert, oder ſie berührt, oder ſie in ſich einzieht. Jeder Sinn iſt dieſer dreyfachen Wirkſamkeit fähig, und mit jeder iſt wieder eine beſondere Wolluſt und ein beſonderer Hang, dieſe aufzuſuchen, verbunden. Inzwiſchen iſt das Auge dasjenige Organ, das die auffallendſte Fähigkeit zur fernen Annäherung, und den größten Hang zur bloßen Ergetzung hat. Die Taſtungsorgane dienen hauptſächlich zur unmittelbaren Berührung, und

*) Zur völligen Verſtändniß dieſes und des folgenden Kapitels muß ich bitten, das ſechſte Buch mit zu Rathe zu ziehen.

ſtreben nach dem Wohlbehagen des Anſchmiegens. Der Gaumen endlich zieht die äußern Körper ganz in ſich über, und huldigt vorzüglich dem Appetit oder dem Hange nach gierigem Verzehren.

Ich will daher vorerſt die Eigenthümlichkeiten dieſer drey Sinne, des Auges, der Taſtungsorgane und des Gaumens, in Rückſicht auf die Art, wie unſer Körper durch ſie mit andern Körpern ins Verhältniß kommt und genießt, etwas näher entwickeln.

I.

Das Auge kann nichts erblicken, kann noch weniger durch den Anblick ergetzt werden, wenn ſeine Oberfläche unmittelbar von dem äußeren Körper berührt wird. Um einen Gegenſtand als ſichtbar wahrzunehmen, müſſen wir unſern Körper nothwendig in einiger Entfernung von ihm halten. Das Auge, in ſo fern es Werkzeug des Sehens iſt, liegt gleichſam außer unſerm Körper. Seine Wirkſamkeit und ſeine Reitzbarkeit reichen weit über unſere Atmoſphäre hinaus. Die Reitzung der Augennerven, die Bewegung der Augenmuſkeln wird ſo wenig bemerkt, daß der Eindruck, den der Anblick auf uns macht, beynahe ganz der Seele zu gehören ſcheint. Kaum daß wir eine Veränderung an unſerm Phyſiſchen bemerken, wenn wir unſere Augen an einer ſchönen Farbe oder einem reitzenden Lichte weiden. Noch weniger mögen wir durch den bloßen Anblick die Lage des angeblickten Körpers verändern. — Nichts erweckt folglich während der Ergetzung des Auges das Gefühl einer beſondern Thätigkeit, und noch weniger das eines ſtrebenden Zuſtandes in unſerm

Phyſiſchen. Und dieß iſt der erſte Charakter eines wollüſtigen Genuſſes für das Auge; unſer Körper wird in keinen thätigen oder ſtrebenden Zuſtand dabey verſetzt, er genießt mit Ruhe.

Ein zweyter Charakter dieſer wollüſtigen Empfindung für das Auge iſt darin zu ſuchen, daß der Körper, deſſen Farbe oder Licht oder Umriß uns gefallen ſoll, als etwas Abſtechendes und Auffallendes wahrgenommen werden, und daß er ſich daher durch gewiſſe Grenzen von unſerm eigenen Körper, und von allen andern Körpern die ihn umringen, trennen muß. Trete ich ſo nahe hinan, daß mein Auge nichts neben ihm wahrnehmen kann, wovon er abſticht, ſo ergetzt er mich nicht; entferne ich mich ſo weit, daß die Grenzen der Körper, die ihn umringen, mit den ſeinigen dergeſtalt zuſammenfließen, daß ich ihn nicht beſtimmt unterſcheiden kann; ſo iſt wieder die Wolluſt des Anblicks dahin! Farben, die unter ſich zu wenig von einander abweichen, Lichter, die zu matt und ſchmutzig erſcheinen, Linien, die ſich zu unbeſtimmt vom Grunde abziehen, beleidigen das Auge oder laſſen es ungerührt, ſowohl in der Natur als im Gemählde.

Hierdurch wird der Begriff eines Verhältniſſes zwiſchen meinem Körper und andern Körpern außer mir gegründet, das bey anſcheinender Ruhe meines Phyſiſchen aus der Ferne auf mich wirkt, und das, wenn es wollüſtig von mir empfunden werden ſoll, die nothwendige Bedingung vorausſetzt, daß ich den Körper außer mir von meinem eigenen und andern ihn umringenden Körpern auffallend getrennt und abſtechend wahrnehmen muß.

II.

Ich vergleiche mit dieſem Verhältniſſe dasjenige, welches der Gaumen aufſucht. Er zieht den Körper, der ihm wohlſchmecken ſoll, völlig in ſich ein. Und mit welcher Thätigkeit, mit welcher Begierde! Nichts reitzt die Nerven ſo auffallend, als der Genuß der Nahrungsmittel; nichts bringt die Muskeln in eine auffallendere Bewegung, als das Verzehren! Kein körperlicher Trieb wirkt ſo anhaltend ſtark, und mit deutlichern Symptomen des Beſtrebens, als die Gierigkeit. Der Gaumen eilt, ſo bald als möglich das Verlangen zu ſtillen, das mit einer Art von Bedürfniß auf meinen Körper wirkt.

Dieß iſt alſo der erſte Charakter des Wohlgeſchmacks und der Wolluſt die er erweckt; mein Körper fühlt ſich dabey immer höchſt thätig und ſtrebend nach Stillung eines gierigen Verlangens, und der Genuß iſt der einer endenden Begierde. Der zweyte iſt darin zu ſuchen, daß der Körper, der dieſes Beſtreben erweckt, dem meinigen ganz zugeeignet werden muß, wenn er mein Verlangen ſtillen ſoll. Er verſchwindet für alle meine übrigen Sinne; er wird übergenommen, zermalmt, zerſtört, und ein nie wieder zu trennender Theil meines Innern. Davon hängt das Gelingen meiner Begierde, davon hängt meine Wolluſt ab. Das unverſehrte Beſtehen des Körpers, der meinen Appetit reitzt, iſt unvereinbar mit deſſen Befriedigung.

Hier alſo ein zweytes Verhältniß zwiſchen meinem Körper und dem Körper außer mir; jener wird während des Wohlgeſchmacks im Zuſtande der endenden Begierde wahrgenommen, dieſer verſchwindet, und

dient nur, den meinigen zu verbeſſern und zu vermehren.

III.

Endlich, daß meine Hand wollüſtig über den ſammetnen Ueberzug jenes wohlgefüllten Polſters hinfahre, welch ein ganz verſchiedenes Verhältniß von den beyden vorigen!

Mein Körper berührt den Körper außer mir leibhaftig: aber es ſind nur ihre Oberflächen, die ſich berühren; ſie treten ſich einander nicht ans Innerſte, ans Leben. Die Nerven meiner Haut kommen in merkliche Reitzung, meine Taſtungsmuskeln ſtreben auffallend nach außen hin; ich fühle, wie ich dadurch auf den Körper außer mir einwirke. Denn das feine Haar ſeiner Oberfläche ſchmiegt ſich ſanft ſträubend der Richtung meines Streichelns nach, und die elaſtiſche Füllung des Polſters hebt ſich den Eindrücken der anſchmiegenden Hand entgegen. Dieß Gefühl iſt mit einem Beſtreben verknüpft, nicht ſowohl ein Verlangen zu ſtillen, als vielmehr einen gegenwärtigen Genuß fortdauernd zu erhalten, und immer weiter auszubilden. Denn die Bewegung meiner Hand ſchreitet allmählig weiter fort, und dehnt ſich den Eindrücken nach. Dieß iſt der erſte Charakter der wollüſtigen Berührung; mein Körper ſtrebt, aber weit mehr nach Fortdauer und Ausbildung des gegenwärtigen Genuſſes, als nach Stillung eines Verlangens. Der zweyte iſt dieſer: mein Körper kommt in unmittelbare Verbindung mit dem Körper außer ihm, aber ohne ihn in ſich überzunehmen, ohne die Wahrnehmung ſeiner Fortdauer und

ſeines unverſehrten Beſtehens für ſich, zu verlieren. Ich fühle, daß dieſer Körper dem meinigen anliegt, nicht aber dergeſtalt an ihn angeſchloſſen iſt, daß nicht die Trennung mit jedem Augenblicke möglich wäre, und daß wir dann Beyde wieder in unſere vorige Lage zurücktreten würden. Ja! ich muß ſogar während der Berührung das Gefühl eines Widerſtandes behalten, den ein nicht durchdrungener Körper leiſtet, wenn anders das Gefühl wollüſtig bleiben ſoll. Schlaffheit, Gefühl des Verſinkens in den betaſteten Körper iſt widerlich; zerſtörendes Angreifen zerſtört zugleich mein Vergnügen.

Und o ſonderbar! Gerade die Eigenthümlichkeit, die ich an dem Körper außer mir während der Berührung wahrnehme, die geht in die Reitzung über, welche er in mir erweckt. Die Wirkung, welche ich auf ihn hervorzubringen ſuche, die wirkt er auf mich zurück. Er ſteckt mich an mit ſeinen Eigenheiten; er zieht mich in die Lage hinüber, worein ich ihn verſetze! Seine Sanftheit reitzt mich ſanft; ſeine Elaſticität macht mich elaſtiſch; ſeine Härte giebt mir eine harte Empfindung; ſchonende, allmählige Behandlung bringt eine allmählige Reitzung meiner Nerven hervor; ein anprallender Schlag prallt auf mich zurück.

Wie viel auffallender iſt dieß noch bey der Berührung ſolcher Körper, die eines Dunſtkreiſes fähig ſind, und ihre Temperatur ſo leicht in uns ausſtrömen laſſen. Ihre Wärme, ihre Kälte geht in uns über, und wir theilen ihnen unſere Wärme oder Kälte mit. Wie am allerauffallendſten iſt dieß bey animaliſchen Körpern! Daß ich die weiche, ſammetne Hand meiner Freundin ergreife! daß ich ſie an mich ziehe,

ſtreichle, drücke! Ohne dieſe unmittelbare Verbindung unſerer Körper können meine Berührungsorgane nicht wollüſtig gereizt werden. Ich ſtrebe alſo, auf dieſe Hand einzuwirken; ich ſtrebe, von ihr einzunehmen. Aber wie? Schonend, und ſogar mittheilend! Ich nehme von ihr, aber ich entziehe ihr nichts von ihren Eigenthümlichkeiten, von ihrem Wohl. Der Sammet dieſer Haut wird dadurch nicht verdorben; die Pflaumenweiche dieſes Fleiſches wird dadurch nicht verhärtet! Und wenn ich ſie ſtoßen oder hart angreifen wollte, ſo verlöre ſich für mich ſelbſt die ſanfte Luſt! Nein! ich fühle vielmehr, indem die Muskeln der fremden Hand ſich den Bewegungen der meinigen anſchmiegen, indem die Wärme ihrer Haut zugleich mit der meinigen zunimmt, daß der Körper außer mir meinen Zuſtand und mein Wohlbehagen theilt, und dieß Gefühl des äußern Daſeyns und Wohls neben dem meinigen iſt unerlaßliche Bedingung zu meiner höheren Luſt. —

Hier ſondert ſich der Begriff eines dritten Verhältniſſes zwiſchen meinem und fremden Körpern ab; jener wird im Zuſtande des verweilenden Beſtrebens nach fortſchreitender Verbindung uhd Ausbildung des wollüſtigen Genuſſes wahrgenommen: dieſe dauern unverſehrt fort, ungeachtet ihrer Verbindung mit jenem, und ihr Beſtehen für ſich, ihr Wohlbeſtehen, theilt ſich dem Körper mit, der ſie mit Schonung behandelt.

Nimmt man hinzu, daß der wollüſtige Genuß des Auges zum Ruheſtande des Lebens im Grunde der entbehrlichſte iſt: daß die wollüſtige Berührung unſere

Lebenskraft zwar erhöhet, indem wir uns dadurch behaglicher und bequemer fühlen, aber daß wir dieſes Genuſſes zu dem Ruheſtande des Lebens allenfalls entbehren können; daß hingegen die wollüſtige Stillung des Appetits für die Bedürfniſſe unſerer Animalität beynahe unentbehrlich ſcheint; ſo wird man den Unterſchied zwiſchen den wollüſtigen Gefühlen, die das Auge, die Taſtungsorgane und der Gaumen einnehmen, noch auffallender finden.

Es bleibt mir hier noch übrig, zu ſagen, wie die drey eben angegebenen Verhältniſſe, in welche mein Körper zu andern Körpern kommen kann, nicht bloß durch das Mittel der Augen, der Taſtungsorgane und des Gaumens entſtehen. Nein! alle unſre Sinne nähern ſich bald mehr, bald weniger, den angezeigten, und jedes Organ kann zur Annäherung aus der Ferne, zur Berührung und zum Einziehen äußerer Körper, auf gewiſſe Weiſe genutzt werden, dadurch drey verſchiedene Modificationen unſerer Sinnlichkeit erwecken, und ſie durch die dreyfachen Wolluſtgefühle der Ergetzung, des wohlbehagenden Anſchmiegens, und des gierigen Verzehrens befriedigen. Das Organ des Geſchmacks kann koſten, ſchlürfen, ſchlingen; — die Taſtungsorgane können austaſten, ſtreicheln, einfaſſen; — das Auge kann anblicken, blinzeln, gieren. — Und eben ſo können alle übrigen Organe nach der Art, wie ſie ſich mit den Körpern außer ihnen ins Verhältniß ſetzen, verſchieden afficirt werden.

Siebentes Kapitel.

Dreyfache Modification der Sinnlichkeit der Seele zum Hange nach der Wonne der Beſchauung, der Geſelligkeit und des Eigennutzes.

Unſre Seele hat unſtreitig ſo wie der Körper die Fähigkeit, ſich gegen die Gegenſtände, die ſie ſich vorſtellt, in ein dreyfaches Verhältniß zu ſetzen. Sie erkennt entweder ihr Weſen aus der Ferne an, und betrachtet was ſie ſind, ſie beſchauet ſie; oder ſie verſetzt ſich in ihren Zuſtand hinein, und fühlt, was ſie fühlen, ſie aſſimilirt ſich ihnen; oder ſie betrachtet ſie als Mittel, ihr in ihren Trieben zu helfen, und ſich durch ſie zu verbeſſern, ſie eignet ſich dieſelben zu.

Mit jeder dieſer Arten von Verhältniſſen iſt eine beſondere Sinnlichkeit, eine beſondere Wonne verbunden. Das Entzücken über den edeln und ſchönen Gegenſtand, der ganz von meiner Perſon und meiner mir eigenthümlichen Lage getrennt iſt; über die Geiſtesſtärke eines verſtorbenen Helden, über die Formen einer Statue, über das Ideal eines fehlerloſen Charakters, — iſt offenbar verſchieden von dem wohlbehagenden Gefühle eines traulichen Umgangs mit einem Zeitgenoſſen, der um und neben mir iſt, und an deſſen Daſeyn und Wohl ich mich labe. Beyde Wonnegefühle unterſcheiden ſich aber wieder deutlich von demjenigen, welches mir der Anfall einer Erbſchaft, der Fund eines Wechſels, der Gewinn eines Sclaven oder Gönners erweckt, die ich zu meinem Vortheil brauchen will, unbekümmert um ihr Daſeyn und Wohl, ſobald nur mein Zweck erreicht iſt.

Dieſe drey Wonnegefühle ſetzen einen ganz verſchiedenen Zuſtand während der Reitzung, und ganz verſchiedene Entſtehungsgründe zum Voraus. Sie wirken auch ganz verſchieden auf die Gegenſtände, denen wir ihre Erweckung verdanken.

I.

Es iſt ganz offenbar, daß unſere Seele eine Fähigkeit beſitzt, die mit dem Organe des Auges die größte Analogie hat; Einen Anſchauungsſinn, vermöge deſſen ſie die Bilder, welche die Imagination ihr zuführt, erkennt und beſchauet. Dieſem Anſchauungsſinne iſt eine Reitzbarkeit und eine Sinnlichkeit eigen, vermöge deren die Seele bald zur Luſt oder Unluſt, bald zur bloßen Zufriedenheit, bald zur Wonne aufgefordert werden kann. Was bey dieſer Wonne zum Grunde liegt, braucht hier nicht entwickelt zu werden. Genug! daß unſer innerer Anſchauungsſinn einen herrſchenden Hang nach lebhaften und leicht zu faſſenden Bildern hat; daß er Bilder liebt, die dunkle Rührungen, Erinnerungen an vergangene Gefühle von Luſt, Vorahndungen künftiger Freuden erwecken; und daß er ſogar an Bildern der oberſten und allgemeinſten Begriffe der Vernunft und ihrer Geſetze, der Wahrheit, Zweckmäßigkeit und Vollkommenheit eine unmittelbare Wonne empfindet. *)

Es beruht auf ausgemachter Erfahrung, daß das Entzücken oder die Wonne des innern Anſchauungsſinnes mit einer merklichen Beſtrebung und Anſtrengung unſerer erkennenden Kräfte nicht beſteht, und ohne Hülfe

*) Vergleiche das ſiebente Buch dieſes Werks.

lebhafter Bilder nicht vorhanden ſeyn mag. Wenn wir Begriffe mühſam zuſammenſetzen ſollen, und erſt durch Vergleichungsſchlüſſe und Urtheile der Vernunft das Außerordentliche, Schöne, Vollkommene auffinden müſſen; ſo wird die Wonne der Beſchauung nicht erwachen. Das reitzende Bild muß eben ſo leicht als auffallend in unſerer Seele entſtehen, und inſtinktartig erkannt werden. Wo dieß nicht der Fall iſt, da wird zwar wohl eine lebhafte Zufriedenheit über die gelungene Unterſuchung, oder über die Vermehrung unſerer Kenntniſſe, nicht aber unmittelbare Wonne an der Beſchauung erweckt werden.

Man denke ſich diejenige Wonne, mit der uns das Bild der Gottheit in den auffallendſten Naturkräften rührt, und vergleiche dieſe mit der Zufriedenheit, die wir nach Beendigung einer metaphyſiſchen Speculation empfinden. Man vergleiche den Eindruck, den die Darſtellung der Geſchichte des Regulus, als das auffallendſte Bild der Aufopferung für Pflicht und Geſetzmäßigkeit, auf uns macht, mit der Beruhigung, die wir der Feſtſetzung des oberſten Grundſatzes der Moral verdanken; — Gewiß! die mühſamen Unterſuchungen, die einzelnen zuſammengeſetzten Begriffe, die uns keine lebhafte Anſchauungen darbieten, ſind nicht im Stande, uns zur Beſchauungswonne zu reitzen. Sie erwecken freylich Luſt, und bereiten uns Zufriedenheit, wohl gar Wonne; aber es iſt eine Luſt, die wir der Ueberlegung der wichtigen Folgen unſers Geſchäfts verdanken; es iſt die Zufriedenheit nach der Stillung eines Bedürfniſſes der Erkenntniß; es iſt die Wonne über die Stärke unſerer Geiſteskräfte, die ſo viel Schwierigkeiten überwunden,

und der Seele einen Vorrath an Wiſſenſchaft erwor-
ben hat, auf den ſie ſtolz ſeyn kann. —

Weiter: um Beſchauungswonne zu empfinden, brauche ich mich nicht zu fragen: was hilſt dieſer Gegenſtand meinen Trieben, meiner Perſon in meiner Lage? wozu iſt er mir nütze? Ich brauche mich auch nicht in ſeinen Zuſtand hinein zu verſetzen, und mich zu fragen, empfinde ich ſo wie er, möchte ich an ſeiner Stelle ſeyn? Alles das beachte ich nicht; ich denke nicht an mich und meine Lage zu ihm. Dieſer Umſtand, verbunden mit der Leichtigkeit womit ich die lebhafte Anſchauung aufnehme, gründet den Charakter eines unthätigen, von allem merklichen Beſtreben freyen Zuſtandes in meiner Seele, der zugleich den erſten Charakter der Beſchauungswonne ausmacht.

Der zweyte liegt darin, daß ich das Weſen und den Zuſtand des angeſchauten Gegenſtandes nicht allein von meinem Weſen und meinem Zuſtande, ſondern auch von dem, was andere Gegenſtände darunter zeigen, auffallend unterſchieden fühlen muß. Das Außerordentliche, das Ausgezeichnete in dem angeſchaueten Gegenſtande iſt nothwendige Bedingung zu meiner Beſchauungswonne, und eben darum darf ich ihn weder auf mich und meine Lage, noch auf das Weſen und den Zuſtand anderer Gegenſtände, die ich neben ihm mir vorſtelle, zu ſehr zurückführen, ohne ſogleich dieſe Art von Wonne zerſtört zu ſehen.

Denkt an das Entzücken, mit dem wir die Handlung einer Arria beſchauen, jenes edeln Weibes, das den Dolch aus der durchbohrten Bruſt zog, und ihn dem Gatten, der bey der Wahl zwiſchen Tod und Leben an-

ſtand, mit den Worten: Pätus es ſchmerzt nicht! überreichte!

Geſetzt, der Selbſtmord wäre eine gewöhnliche Sitte unter einem Volke; geſetzt, die Geiſtesſtärke, welche die Arria zeigte, wäre Folge einer Lage, die wir allgemein, eben ſo wie ſie fühlten; würden wir dieſer Handlung noch unſere wonnevolle Bewunderung ſchenken? Würde ſie uns nicht bloß zum Mitleiden oder zum ſchwachen Beyfall auffordern? Aber auch ſo wie wir zu ihr ſtehen; dürfen wir ihre That wohl nach Rückſichten des Nutzens für uns oder für die Geſellſchaft, in der wir leben, oder gar nach den Geſetzen der Moral, denen wir alle unterworfen ſind, prüfen, und ſie dadurch mit uns in eine gemeinſchaftliche Lage ſetzen, ohne unſere Wonne ſogleich zerſtört zu fühlen? Wenn ich frage: was hilft mir ihre Geiſtesſtärke? was würde aus der bürgerlichen Geſellſchaft werden, wenn alle Weiber ſtatt ihre Leiden zu dulden, ihnen durch den Tod ein Ende machen wollten? iſt es überhaupt dem Menſchen geſtattet, über ſein Leben zu gebieten? Bey ſolchen und ähnlichen Fragen, wobey ich die angeſchauete Perſon und ihre Handlung auf die Verhältniſſe aller Menſchen und meine eigene beziehe, zerſtöre ich den Genuß, den die Anſchauung unmittelbar mit ſich führt, und nur in wenigen Fällen bleibt entweder bloß die Zufriedenheit übrig, welche die praktiſche Vernunft empfindet, wenn ſie ihre Geſetze nothdürftig beobachtet ſieht, oder eine Wonne, die von ganz anderer Natur als die der bloßen Beſchauung iſt. Eine Zufriedenheit, eine Wonne, auf welche dann die gewöhnlichſte Tugend mehr Anſpruch haben kann, als die Handlung der Arria. Denn gewiß wird der Moraliſt die Duldung einer Hausfrau,

die unter den beſchwerlichſten Lagen ihre ſtillen Pflichten treu erfüllet, mit mehr Zufriedenheit betrachten, als die einzelne glänzende That der Römerin. Und der Gatte, der die Folgen dieſer Gefälligkeit ſeines Weibes unmittelbar empfindet, wird die Wonne, die ihm ſein Umgang einflößt, für die Wonne, die verſtorbene Heldin zu bewundern, keinesweges aufopfern wollen.

Aber nicht genug, daß ich den Gegenſtand, der mich zur Beſchauungswonne reitzt, weder nach Rückſichten desjenigen prüfen darf, was für mich beſonders, noch was für alle Menſchen mit mir nützlich und nothwendig iſt; ich darf mich nicht einmahl in ſeine Lage und in ſeine Nähe hinein verſetzen, ohne jene Wonne geſtört zu ſehen. Wenn ich mir denke, ich muß mich, wie eine Arria durch einen freywilligen Tod den Bedrückungen der Tyranney entziehen; oder dieſe Arria erſticht ſich an meiner Seite; gewiß! die Wonne macht den Empfindungen einer traurigen Nothwendigkeit und des Mitleidens Platz.

So muß ich alſo das Bild, das ich mit Wonne beſchauen ſoll, nothwendig in demjenigen Grade von Entfernung betrachten, der hinreichend iſt, das Außerordentliche, welches dieß Bild von andern Vorſtellungen unterſcheidet, zu erkennen, und nicht ſtark genug, um dieß Bild auf meinen eigenen wahren Zuſtand zu beziehen, oder auch mich in den Zuſtand des Gegenſtandes dieſes Bildes ganz hinein zu verſetzen. Mit einem Worte: ich muß den Gegenſtand ſeinem Weſen und ſeiner Lage nach von mir ſelbſt und von andern Gegenſtänden, die ihm zunächſt erſcheinen, in meinem Kopfe iſolieren.

Folglich läßt ſich der Charakter der Beſchauungs- wonne dem der Ergetzungswolluſt für das leibliche Auge gleich ſetzen. In beyden fühle ich mich nicht ſtrebend, obgleich zur unmittelbaren ſinnlichen Luſt gereitzt; in bey- den wird als nothwendige Bedingung vorausgeſetzt, daß der Gegenſtand von mir und andern Gegenſtänden, die ich mit ihm wahrnehmen kann, durch etwas ihm Eigen- thümliches auffallend unterſchieden und abgeſondert werde.

II.

Die Seele hat eine andere Fähigkeit, die mit dem Organ des Geſchmacks an unſerm Phyſiſchen Aehnlich- keit hat: eine Fähigkeit, die Gegenſtände, mit denen ſie ſich ins Verhältniß ſetzt, ſich zuzueignen, um durch deren Beſitz ihren Zuſtand zu verbeſſern. Sie beachtet dann nicht die Eigenthümlichkeiten und den Zuſtand der Dinge außer ſich, als in ſo fern ſie ihr perſönliches Wohl erhöhen, und ihr in ihren Trieben, Abſichten, Wünſchen zu Hülfe kommen können.

Dieſe Fähigkeit der Seele iſt mit einer eigenen Reitz- barkeit und Sinnlichkeit verſehen, die bald beleidigt, bald begünſtigt, bald zur bloßen Zufriedenheit, bald zur Wonne aufgefordert werden kann, und nicht unpaſſend der Eigennutz genannt wird. Das auffallendſte Beyſpiel einer Wonne des Eigennutzes giebt die Befrie- digung des Geitzes. Wir wollen ihre unterſcheidenden Merkmahle aufſuchen.

Wir finden einen Wechſel, eine Obligation, und die- ſer Fund erfüllt uns mit der lebhafteſten Freude. Aber warum, und wie? Erfreuet uns die Vorſtellung, daß

dieſer Wechſel überhaupt vorhanden iſt, ohne daß wir an den Gebrauch denken, den wir davon machen können? Oder jene andere, daß wir wenigſtens mit und neben ihm exiſtieren, und einen Zuſtand mit ihm theilen? Gewiß! keines von beyden! Das Daſeyn des Wechſels hat an ſich keinen Werth für uns: ſein Zuſtand hat nicht die geringſte Aehnlichkeit mit dem unſrigen. Bloß die Vorſtellung, daß er gebraucht werden könne, um ſich das repräſentative Zeichen aller Erwerbmittel, das bare Geld, und durch dieß eine Menge von unbeſtimmten Genüſſen zu verſchaffen, giebt ihm einigen Werth in unſern Augen. Denn ſollte es ſich ausweiſen, daß kein Geld dafür ausgezahlt zu erhalten wäre; ſo würden wir ſeiner Vernichtung mit Gleichgültigkeit zuſehen. Wir beziehen ihn alſo deutlich auf einen beſtimmten Trieb in uns, und zwar als ein bloßes Mittel, dieſen Trieb zu befördern.

Aber wie? Wird der Geitzige wohl zur Wonne gereitzt werden können, wenn er dieſen gefundenen Wechſel ſogleich an ſeinen wahren Eigenthümer abgeben muß? Unſtreitig nicht. Er wird nur durch die Vorſtellung, daß dieſer Gegenſtand ein Mittel ſey, ihm in ſeinen perſönlichen Zwecken zu helfen, zur lebhaften Freude aufgefordert werden. Nur die Idee des Beſitzes, des Gebrauchs für ſich ſelbſt, der Zueignung, kann ihn beglücken.

Alſo liegt der erſte Charakter der Wonne des Eigennutzes darin, daß das Verhältniß, worin wir uns mit einem Gegenſtande außer uns ſetzen, nur in ſo fern angenehm ſeyn kann, als wir uns in ſeinem Beſitze als in dem eines Mittels fühlen, unſere anderweiten perſönlichen Beſtrebungen und Zwecke zu befördern. Das

Daſeyn und der Zuſtand dieſes äußern Gegenſtandes läßt uns unbekümmert, wenn wir nur unſern Zuſtand durch die Vereinigung mit ihm vermehrt und gebeſſert fühlen. Wir geben den Wechſel weg, ſobald wir ihn vortheilhaft umſetzen können, wir vernichten ihn, ſobald er getilgt iſt.

Ein zweyter Charakter der Wonne des Eigennutzes liegt darin: das Beſtreben nach Vereinigung mit dem äußeren Gegenſtande hört mit dem Gebrauche deſſelben auf; und doch iſt es nur dieſer Gebrauch ſelbſt, oder deſſen lebhaftes Bild, die uns reitzen und befriedigen. Der Geitzige kann an ſeinem Wechſel keine Freude nehmen, auf deſſen Beſitz keinen Werth legen, wenn er nicht daran denkt wie er ihn verſilbern, oder auf andre Art durch ihn gewinnen wird. Nun gebraucht er ihn: und vorüber iſt ſeine Freude an der Verbindung mit ihm; hin der Werth den er auf ſeinen Beſitz legt! Alſo iſt die Wonne des Eigennutzes allemahl die einer endenden Begierde, Folge eines geſtillten Verlangens nach Vereinigung mit dem äußern Gegenſtande, der nun nichts darbietet was uns weiter reitzen kann!

Seht doch, wie ähnlich dem Genuſſe der Wolluſt des Appetits! Dieſer Biſſen reitzt uns: warum? um ihn überzunehmen, und dadurch unſern Gaumen, unbekümmert um ſein ferneres unverſehrtes Beſtehen, zu kitzeln. Wir haben ihn, und die Wolluſt endigt mit der geſtillten Begierde nach der Vereinigung mit ihm; wir gieren nun nach andern, oder wir ſind vor der Hand geſättigt.

Wonne des Eigennutzes beachtet alſo nicht die Eigenthümlichkeit und den Zuſtand des Gegenſtandes, den ſie nur als ein Mittel anſieht, ihren perſönlichen Zuſtand zu vermehren und zu verbeſſern. Mit der Wonne des

Eigennutzes hört ſogleich das Beſtreben nach weiterer Vereinigung mit dem begehrten Gegenſtande auf!

Es giebt unendlich viele Grade des Eigennutzes: es giebt einen gröberen und einen feineren. Sogar die Tugend kann eigennützig begehrt werden. Aber der angegebene Charakter bleibt unveränderlich. Jedesmahl, wenn ich mehr auf die Verbeſſerung meines perſönlichen Zuſtandes als auf die Eigenthümlichkeit und den Zuſtand des Gegenſtandes außer mir achte: jedesmahl, wenn die Vorſtellung des gemachten Gebrauchs mein Beſtreben nach weiterer Vereinigung mit ihm und nach Ausbildung des Genuſſes endigt; dann empfinde ich die Wonne des Eigennutzes und nicht die des Beſchauungshanges, oder jener dritten Art von Sinnlichkeit, die ich nun noch zu entwickeln habe.

III.

Ich komme auf eine dritte Fähigkeit der Seele, die mit dem Taſtungsorgane des Körpers die größte Aehnlichkeit hat. Vermöge dieſer nähern wir uns den Gegenſtänden, mit denen wir ins Verhältniß kommen, achten mehr auf ihren Zuſtand als auf den unſrigen, aber ſetzen uns in dieſen hinein, und legen ihn uns bey. Mit dieſer Fähigkeit iſt offenbar eine Reitzbarkeit und eine Sinnlichkeit verbunden: folglich auch ein Vermögen, bald zur Unluſt, bald zur Luſt, bald zur bloßen Zufriedenheit, bald zur Wonne aufgefordert zu werden.

Dieſe Sinnlichkeit darf ich die Geſelligkeit nennen. Ihre auffallendſten Beyſpiele liefert der Hang des Menſchen mit andern Menſchen zuſammen zu ſeyn, und ſich an der Vorſtellung ihres Wohls zu erfreuen.

Allein auch unvernünftige Weſen, unbelebte ſogar, können ähnliche Triebe erwecken und befriedigen.

Die Wonne, welche die Begünſtigung dieſer Sinnlichkeit mit ſich führt, ſetzt zum Voraus, daß ich dem Gegenſtande, mit dem ich ins Verhältniß komme, das Gefühl ſeines Zuſtandes beylege, es ſey durch eine Operation der Einbildungskraft, oder durch Ueberzeugung meiner Vernunft. Sie ſetzt ferner zum Voraus, daß ich in dem Gefühle, das ich dem Gegenſtande von ſeinem Wohl beylege, den Grund meiner Luſt ſuche, indem ich mich in ſeinen Zuſtand hineinzuverſetzen und ſeine Gefühle zu theilen ſtrebe. Denkt an die Erheiterung, die ihr in der Geſellſchaft froher Unbekannten aufſucht; denkt an die Vorbereitung, die ihr zu einem Feſte macht, das eure Hausgenoſſen erfreuen ſoll; denkt an die Ueberzeugung, die ihr dem Freunde von eurer ihn beglückenden Liebe zu geben ſucht; — in dieſen und ähnlichen Fällen begnügt ihr euch nicht, ihre Eigenthümlichkeiten ruhig anzuſchauen; ſondern ihr ſtrebt, und wornach? ſie glücklich zu wiſſen, und ihr Wohl zu theilen. Aber euer Streben geht nicht auf den Beſitz ihres Zuſtandes aus, um nur euch froh zu fühlen; und wenn ihr auch ihren Zuſtand theilt, ſo hört damit das Beſtreben nach weiterer Verbindung mit jenen Menſchen nicht auf. Ihr genießt in ihrer Gegenwart, aber ihr ſtrebt zugleich, dieſen Genuß durch fortſchreitende Annäherung an ihre Perſon, und Beförderung ihres Wohls immer weiter auszubilden.

Schon hier ſondert ſich die Wonne der Geſelligkeit ſehr beſtimmt von der Wonne der ruhig und unthätig genießenden Beſchauung und des Eigennutzes ab, der nur durch Rückſicht auf einen Gebrauch genießt, der ſein

Beſtreben nach Vereinigung ſogleich endigen wird. Die Geſelligkeit genießt während des verweilenden Beſtrebens nach fortſchreitender Vereinigung mit dem Gegenſtande, und nach Ausbildung des Genuſſes. Aber dieſer Charakter wird noch viel beſtimmter bezeichnet, wenn wir zugleich auf die Wirkung Rückſicht nehmen, die dieſer Genuß auf den Gegenſtand hat, der ihn uns gewährt.

Ich theile meine Aufmerkſamkeit zwiſchen meinem Zuſtande und dem meiner Genoſſen. Ich will mit ihnen gemeinſchaftlich da, gemeinſchaftlich wohl ſeyn. Ich begnüge mich daher nicht, wie bey der Beſchauungswonne, ihr Weſen, gleichſam wie eine Geſtalt, ohne auf ihr Wohl zu achten, aus der Ferne zu erkennen, und mich ſelbſt dabey zu vergeſſen. Nein! ich nähere mich ihnen, ich achte auf ihren Zuſtand, ich urtheile über ihr Wohl, und eigne mir dieſes zu. Aber, was ich mir nun von ihnen zueigne, das nimmt ihnen nichts: was ich von ihnen brauche, das verbraucht ſie nicht; der Vortheil, den ich von ihnen ziehe, macht ſie nicht ärmer. Nein! gerade was ſie mir geben, das iſt dasjenige, was ich ihnen zu geben wünſche: ihr Wohl! Ich ſuche mich ihnen gleich zu ſtellen, aber nicht ſie zu beſitzen, noch weniger ſie zu verderben oder ſie zu zerſtören.

Und ſo hat denn die Wonne der Geſelligkeit die größte Aehnlichkeit mit der Wolluſt, die wir durch die Berührung der Oberfläche eines Körpers einnehmen. So wie bey dieſer die Taſtungsorgane ſich an den äußern Körper anſchmiegen, ſich allmählig dehnen, nach engerer Verbindung und nach Ausbildung des gegenwärtigen Genuſſes ſtreben; ſo neigt ſich auch die Seele an die Gegenſtände an, die ſie als ihre Genoſſen betrachtet, und ruht gleichſam ſtreichelnd an ihrer Seite. So wie durch

die unmittelbare Berührung der Körper die Weichheit, die Härte, die Wärme, die Kälte, kurz, die Beſchaffenheit und der innere phyſiſche Zuſtand mitgetheilt wird, ohne wechſelſeitigen Verderb, ohne wechſelſeitige Zerſtörung; ſo kann unſer Geiſt ſich ſeinem Genoſſen nähern, und mit ihm Geſinnungen, Beſtrebungen, Luſt und Unluſt theilen, ohne die Vorſtellung der Selbſtſtändigkeit des andern zu verlieren.

Vergleicht man nun weiter dieſe verſchiedenen Arten der Wonne unter einander in Rückſicht auf ihre Entbehrlichkeit zum gewöhnlichen Ruheſtande des Lebens; ſo ſcheint die Wonne des Eigennutzes dieſem am nächſten zu liegen, und am allgemeinſten empfunden zu werden; die Wonne der Geſelligkeit nach jener am ungernſten aufgeopfert, und am allgemeinſten empfunden zu werden; hingegen die Wonne der Beſchauung den meiſten Menſchen die entbehrlichſte und von ihnen am ſeltenſten gefühlte zu ſeyn.

Achtes Kapitel.

Fortſetzung. Begriff der Sympathie, der Selbſtheit und des Beſchauungshanges. Gründe, warum die Wolluſt und Wonne der Sympathie vorzugsweiſe Liebe genannt wird.

Aus dieſen einzelnen Bemerkungen über die Art, wie unſer Körper und unſere Seele zur Wolluſt und Wonne gereitzt werden, laſſen ſich drey allgemeinere Beſtimmun-

gen unſerer Reitzbarkeit und Sinnlichkeit entwickeln, deren auffallende Verſchiedenheit niemand verkennen wird. Wir können bey völliger Ruhe unſers Beſtrebungsvermögens, und ohne Beachtung unſers eigenen Zuſtandes, bloß durch das Auffallende der Eigenthümlichkeiten eines Gegenſtandes, den wir aus der Ferne wahrnehmen oder erkennen, zur Wolluſt und Wonne gereitzt werden. Der Hang, der dadurch begünſtigt wird, gehört dem äußern und innern Anſchauungsſinn, und die Anlage zu dieſer Ausgelaſſenheit des Lebens wird daher von mir, die Sinnlichkeit des Beſchauungshanges genannt.

Wir können ferner in ein heftiges Verlangen nach dem Zuſtande der Vereinigung mit einem andern Gegenſtande gerathen, den wir als ein Mittel zur Beförderung unſerer Neigungen betrachten, und über die vollkommenſte Stillung dieſes Verlangens, durch den Gebrauch den wir entweder wirklich von ihm machen oder machen können, Wolluſt und Wonne empfinden. Die Anlage zu dieſer Art der Ausgelaſſenheit des Lebens, die ſich ſowohl an unſerm Körper als an unſerer Seele äußert, nenne ich die Sinnlichkeit der Selbſtheit.*)

Wir können endlich in ein verweilendes Beſtreben gerathen, den Genuß eines gemeinſchaftlichen Daſeyns und Wohls mit einem uns angenäherten, aber von uns noch verſchiedenen Gegenſtande, fortſchreitend auszubilden, und die Begünſtigung dieſes Beſtrebens kann uns mit Wolluſt und Wonne erfüllen. Die Anlage zu dieſer Art der Ausgelaſſenheit des Lebens, die ſowohl dem Kör-

*) Ueber die nähere Bedeutung dieſes Worts ſiehe den erſten Excurs am Ende dieſes Buchs.

per als der Seele eigen ſeyn kann, nenne ich die Sinnlichkeit der Sympathie. *)

Der Grund dieſer drey Benennungen iſt nicht ſchwer anzugeben. Der Beſchauungshang iſt nach der Art benannt, wie das Auge unmittelbar ſeine Ergetzung einnimmt. Die Selbſtheit hat ihren Nahmen daher, weil wir während des Verlangens und ſeiner Stillung einzig oder hauptſächlich mit unſerm ſelbſteigenen Zuſtande beſchäftigt ſind. Sympathie heißt eigentlich das Zuſammenleiden, das Zuſammen afficiert werden, es mag auf eine angenehme oder unangenehme Art für uns geſchehen, wir mögen die Reitzung fliehen, oder uns ihr entgegenbieten. Es ſcheint mir aber nicht unpaſſend, denjenigen Hang damit zu bezeichnen, vermöge deſſen wir darnach ſtreben, uns in einen Zuſtand zu verſetzen, den wir an andern Weſen wahrnehmen, und auf ſolche Art mit ihnen zu theilen. **)

Liebe heißt nun, wie ſchon geſagt: Wolluſt und Wonne der Sympathie. Wirklich wird man ſelbſt bey dem unbeſtimmteſten Gebrauche dieſes Worts einige Charaktere des angegebenen Begriffes auffſpüren, die zu dieſer Benennung Anlaß gegeben haben. Diejenigen, welche jede Begierde Liebe nennen, haben in ſo fern Recht, als die ſympathetiſche Wolluſt oder Wonne allemahl einen ſtrebenden Zuſtand vorausſetzt. Diejenigen, welche Liebe Begierde nach irgend einem Gute

*) Reche von der humanen Sympathie nennt dieſe: die Neigung des Menſchen, ſeine Gefühle den Gefühlen anderer Weſen, deren Zuſtand ihm äußerlich oder auch innerlich erſcheint, vermittelſt der Vorſtellungen von dieſem Zuſtande zu aſſimilieren und dadurch den Willen beſtimmbar zu machen.

**) Vergleiche ſechſtes Buch, drittes Kapitel.

genannt haben, haben Recht, in ſo fern die begünſtigte Sinnlichkeit der Sympathie die Beachtung unſers verbeſſerten Zuſtandes mit in ſich faßt. Diejenigen, welche unter Liebe Genuß des Guten verſtehen, haben gleichfalls Recht; denn die ſympathetiſche Wonne ſetzt wirklich eingetretene Begünſtigung unſerer Lieblingstriebe nach Vereinigung zum Voraus. Diejenigen, welche die Liebe mit dem Genuß der Vollkommenheit verwechſelt haben, ſind wieder zu entſchuldigen, weil die Sympathie die Selbſtſtändigkeit des Gegenſtandes, der ſie reitzt, anerkennt, und deſſen Eigenthümlichkeiten beachtet und ſchont. Noch erklärbarer aber wird es nun, wie Sokrates beym Plato die Liebe ein Verlangen, das Gute immer zu beſitzen, nennen kann; denn es iſt das Eigene dieſer Wolluſt und Wonne, daß ſie nach fortſchreitender Vereinigung und Ausbildung des Genuſſes ſtrebt. Man begreift nun auch, wie man um der Annäherung, Verträglichkeit und der Theilnehmung willen alle geſelligen Triebe habe Liebe nennen können; wie man dieſen Nahmen ſogar auf den Zug nach Vereinigung zwiſchen lebloſen Körpern, und beſonders auf den Geſchlechtstrieb zwiſchen belebten habe anwenden mögen; denn es iſt auffallend, daß dieſer Genuß das Angenäherte nicht verdirbt, nicht auflößt, nicht zerſtört, nicht ausſchließt, und nicht herabwürdigt, ſondern vielmehr eine Theilung des Daſeyns und Wohls zuläßt. Endlich läßt ſich nun auch der Grund angeben, warum der Ausdruck: mit Liebe arbeiten, den ſchon die Griechen kannten, beynahe in alle Sprachen übergegangen iſt; er bezeichnet den wonnevollen Genuß, den das verweilende Beſtreben mit ſich führt, das Werk

oder das Geſchäft zu möglichſter Vollkommenheit zu bringen, und es gleichſam als ein ſelbſtſtändiges Weſen zu betrachten, deſſen Wohl mit dem unſrigen genau verbunden iſt.

Neuntes Kapitel.

Stufenartige Verfolgung des Begriffs der Sympathie bis zu ihrer auffallendſten Erſcheinung, worin ſie Liebe im engſten Sinne heißt.

Bey einiger Aufmerkſamkeit auf unſere Ausdrücke werden wir inzwiſchen den Zug unbelebter Körper zu einander nie Liebe nennen; denn dieſe ſind keiner Empfindung fähig. Eben ſo wenig wird überhaupt die Wolluſt der körperlichen Sympathie für Liebe genommen werden. Sie ähnelt zu ſehr der Wolluſt der Selbſtheit. Wir betrachten den Zuſtand des Körpers, der bey der Annäherung an die Oberfläche des unſrigen in dieſen übergeht, zu ſehr als Mittel zur Verbeſſerung unſers phyſiſchen Zuſtandes, und ſein Wohlbeſtehen verſchwindet zu ſehr in unſerm Bewußtſeyn, als daß die Wolluſt der körperlichen Sympathie anders als in der Vergleichung mit den wollüſtigen Gefühlen des Auges und des Gaumens zur Sympathie gerechnet werden könnte.

Auch die Wonne der Geſelligkeit, die Thiere gegen andere Individuen ihrer Gattung und gegen Menſchen äußern, wird man bey näherer Ueberlegung, nicht anders Liebe nennen, als wenn man dieſe Art von Sinnlichkeit mit der gröberen der Gefräßigkeit, des Triebes nach Bequemlichkeit und nach Begattung vergleicht. Hält man ſie mit der Wonne der Sympathie, deren der Menſch fähig iſt, zuſammen; ſo erſcheint ſie ſelbſtiſch, das heißt:

das Thier iſt außer Stande, den Zuſtand des ſelbſtſtändigen Weſens anzuerkennen: es nimmt nur die Verbeſſerung ſeines eigenen durch das Mittel der Geſellſchaft wahr.

Der Menſch, der allein den Zuſtand eines ſelbſtſtändigen Weſens anerkennt, ihn auf den ſeinigen zurückführen, und ſich in die Lage des andern hinein verſetzen kann, der Menſch iſt allein der Wonne der Sympathie, auf eine von der Selbſtheit und dem Beſchauungshange ſich deutlich unterſcheidende Art, fähig. Er fühlt allein Liebe, oder wonnevolles Streben nach fortſchreitender Vereinigung und Ausbildung des Genuſſes eines gemeinſchaftlichen Daſeyns und Wohls mit einem ſelbſtſtändigen Weſen.

Aber damit dieſe Wonne als zur Sympathie gehörig von andern Gefühlen unterſchieden werden könne, iſt es nothwendig, daß der Menſch den Gegenſtänden, an deren Zuſtande er durch Verwechſelung mit dem ſeinigen Theil nimmt, die Empfindung dieſes ihres Zuſtandes beylege. Wo dieß nicht der Fall iſt, da nähert ſich die Wonne der Sympathie wieder zu ſehr derjenigen, die der Selbſtheit und dem Beſchauungshange eigen iſt. Vergleichen wir den Antheil, den wir an dem unverſehrten Beſtehen eines alten Gebäudes, eines langerhaltenen Kunſtwerks, oder an einem mit der Erſchaffung der Welt zugleich entſtandenen Felſen nehmen, mit demjenigen, den uns die bloße Geſtalt eines ſchnell erſcheinenden Feuerwerks, oder der Beſitz eines Wechſels, eines Handwerkszeuges, eines Nahrungsmittels einflößt; dann erſcheint freylich jener ſympathetiſch. Aber vergleichen wir ihn nur mit dem Antheile, den uns das Gedeihen

einer Pflanze, die Munterkeit des geringſten Inſekts einflößt; ſo wird der erſte ſich entweder in unthätige Beſchauungswonne oder in Wonne der Selbſtheit auflöſen. Wir werden das Wohlbeſtehen des unbelebten Weſens entweder gar nicht auf unſern Zuſtand zurückführen, es als eine auffallende Eigenthümlichkeit, als etwas Außerordentliches in ſeinem Weſen aus der Ferne anſchauen, oder zu ſehr daran denken, was wir dabey gewinnen, es noch ferner als ein Mittel der Beluſtigung oder des Nutzens uns zueignen zu können.

Es iſt wahr, ich habe Hausfrauen, ich habe Gallerieinſpektoren gekannt, die mit dem wahren Gefühle, als ob ihr Hausgeräthe, ihre Gemählde Empfindung hätten, dieſen durch Reinigung, durch ſorgfältige Aufſtellung Gutes zu thun, ihr Wohl zu befördern ſtrebten, und wahrhaft mit ihnen ſympathiſierten. Allein dieß beruhte auf Täuſchung der Phantaſie, welche dieſen Gegenſtänden ein Gefühl ihres Zuſtandes beylegte.

Nach dieſer Beſtimmung iſt Liebe eigentlich nur Wonne der Sympathie mit Weſen, denen wir Empfindung beylegen. Aber dieß iſt noch nicht genug: wir müſſen ihnen auch ein Bewußtſeyn ihres Zuſtandes zutrauen. Das Gewächs, das Thier, der Säugling haben dieſes nicht; wenn wir uns daher in ihren Zuſtand hineinverſetzen, ſo können wir ihn doch nicht wirklich theilen; wir fühlen die Entfernung zu ſehr, wir müſſen uns zu ſtark herablaſſen, um Wonne an der Fortdauer eines gemeinſchaftlichen Daſeyns und Wohls zu empfinden. Vergleicht man die Empfindung, die uns das Gedeihen und die Munterkeit einer Pflanze, eines Thiers, eines Säuglings, einflößt, mit derjenigen, die ihre ſchöne Geſtalt erweckt, oder mit

derjenigen, die von der Betrachtung ihres Nutzens abhängt; ſo erſcheint freylich die erſte als ſympathetiſch. Aber vergleichen wir ſie mit der Wonne, die uns der Anblick glücklicher Menſchen gewährt, denen wir uns völlig gleich ſtellen können, ſo nähert ſie ſich der Wonne der Beſchauung oder der Selbſtheit. Wir denken entweder gar nicht an unſern Zuſtand, rechnen ihr Gedeihen und ihre Munterkeit bloß zu den auffallenden Eigenthümlichkeiten ihres Weſens, das wir aus der Ferne betrachten; oder wir denken auch ganz beſonders daran, wie ihr Gedeihen, ihre Munterkeit uns erheitert und erfreut; wir beziehen ſie als ein Mittel auf die Verbeſſerung unſers Zuſtandes.

Aber können wir mit höheren Weſen wonnevoll ſympathiſieren, mit Gott, mit Engeln, denen wir ein Bewußtſeyn ihrer Seligkeit beylegen? Genau genommen: Nein! Sie ſind uns zu fern, als daß wir uns in ihren Zuſtand hineinverſetzen, und durch Beförderung ihres Wohls das unſrige zu erhöhen ſuchen könnten. Wir können uns nicht ſo hoch zu ihnen hinauf heben, um ſie anders als ferne Weſen zu betrachten, deren Seligkeit einen Theil ihrer auffallenden Eigenthümlichkeiten ausmacht, oder als bloße Mittel, unſern Zuſtand durch ihre Wohlgewogenheit zu verbeſſern. Die Schwärmer, die ſich von einer nähern Verbindung mit höhern Weſen überzeugt halten, ſympathiſieren nicht mit ihnen, ſondern mit einem Bilde, dem ſie menſchliche Eigenſchaften und einen menſchlichen Zuſtand beylegen; und dieſe Art der Sympathie trägt demohngeachtet alle Symptomen der Beſchauungswonne und der Selbſtheit an ſich. Sie verlieren ſich entweder in exſtatiſcher Entzückung, wobey alles Beſtreben nach fortſchreitender Vereinigung und

Ausbildung des Genuſſes aufhört, oder ſie überlaſſen ſich einem thörichten Uebermuthe, und einem geiſtigen Stolze, vermöge deſſen ſie die geträumte Verbindung als ein Mittel anſehen, ihre Kräfte zu verſtärken, und ſich über ihre eigene niedrigere Beſtimmung, und über andere Menſchen zu erheben.

Wenn höhere Weſen zu fern von uns liegen, als daß wir mit ihrem Zuſtande ſympathiſieren könnten, ſo liegt dagegen unſer eigenes Selbſt uns zu nahe, als daß wir auf dieſes jenen Begriff eines fremden, durch bloße Verſetzung uns angeeigneten Zuſtandes, anwenden möchten. Man kann ſich unſtreitig von einigen Vorſtellungen und Bildern, die wir von unſerm Selbſt aufnehmen, mit Hülfe der Einbildungskraft trennen, man kann dieß abgeſonderte Selbſt beſchauen, und an der Ausbildung ſeiner Kräfte, ſo wie an ſeinem glücklichen Zuſtande, gleichſam als an dem einer ſelbſtſtändigen Perſon Antheil nehmen. Allein es fällt ſogleich in die Augen, daß die Sympathie ſich hier dem Beſchauungshange und der Selbſtheit zu ſehr nähert, um ſie beſtimmt von beyden zu unterſcheiden.

Liebe iſt wonnevolles Streben nach Ausbildung des Genuſſes eines gemeinſchaftlichen Daſeyns und Wohls mit andern Menſchen, und zwar mit ſolchen, die wir als wirklich lebende Perſonen bey und neben uns erkennen.

Liebe in dieſem Sinne hat zwey ſehr auffallende Merkmahle, wodurch ſie ſich als Sympathie ankündigt, und zugleich von allen andern ſympathetiſchen Wonnegefühlen, mit denen uns lebloſe Geſchöpfe, Thiere, höhere Weſen, unſer eigenes Selbſt und todte Menſchen afficieren,

deutlich unterſcheidet. Einmahl kann ich mir nicht verläugnen, daß der Menſch, in deſſen Geſellſchaft mir wohl iſt, nicht bloß um meinetwillen vorhanden ſey: folglich fällt mir ſeine Selbſtſtändigkeit nothwendig auf; zweytens hat der Menſch unter allen Gegenſtänden meiner Erkenntniß die größte Aehnlichkeit mit mir, ich ſtehe ihm am nächſten, ich kann mich am leichteſten in ſeinen Zuſtand hineinverſetzen; mithin laufe ich nicht ſo viel Gefahr, ihn als ein fremdes Weſen aus der Ferne zu betrachten. Die Wonne, welche mir das gemeinſchaftliche Daſeyn und Wohl mit dem Menſchen einflößt, entfernt ſich daher mehr von der Selbſtheit und dem Beſchauungshange, als die Wonne, womit mich die Verbindung mit jedem andern Gegenſtande erfüllt.

Dieß iſt die Urſach, warum die Geſelligkeit gegen Menſchen ziemlich allgemein mit Liebe verwechſelt wird. Wer ſich gut mit andern Menſchen verträgt, wer gern mit ihnen zuſammen iſt, wer Jedermann gern munter und fröhlich ſieht, wer den Vorzügen eines jeden Gerechtigkeit widerfahren läßt, wer andern Gutes thut, wem kein Vergnügen ſchmecken will, das er nicht mit andern theilen kann; — der heißt ziemlich allgemein ein liebender Menſch. Und das iſt er auch allerdings in Vergleichung mit demjenigen, der ſich im Anſchauen der Gottheit verliert, oder unbekümmert um andere des Gefühls ſeiner eigenen Würde genießt, oder Thieren, Pflanzen, Kunſtwerken, ſeine ganze Neigung und ſeine ganze Sorgfalt ſchenkt. Denn jener ſympathiſiert mit den Gegenſtänden, mit denen er ſich ins Verhältniß ſetzt, da hingegen dieſe ſie nur beſchauen, oder auf ihr Selbſt beziehen.

Aber vergleicht man dieſe ſympathetiſchen Wonnegefühle mit dem lebenden Menſchen nun wieder unter ſich, ſo nähern ſich einige mehr dem Beſchauungshange, andere mehr der Selbſtheit, und nur eine Art derſelben bleibt als reine Sympathie ſtehen, die wir denn auch Liebe im engſten Sinne nennen.

Geſetzt ich höre die Nachricht von den glänzendſten Fortſchritten, die ein Held, der mein Zeitgenoſſe iſt, ſeinen Talenten und einer außerordentlichen Verkettung der Umſtände verdankt. Ich ſympathiſiere dergeſtalt mit ihm, daß jeder neue Triumph, der ihm zu Theil wird, mich mit Wonne erfüllt, und die Niederlage, die er nachher erfährt, mich in eine Art von Verzweiflung ſtürzt; Liebe ich? Wir wollen ſehen. Der Held iſt der Gefahr des Todes entkommen; er hat ſich an einen ſichern Zufluchtsort begeben, wo er unbekannt bloß für's geſellige Vergnügen lebt, und ſeine Muße ſo lieb gewonnen hat, daß der Geſchmack und die Kraft, etwas Großes zu unternehmen, auf gleiche Weiſe bey ihm verſchwunden ſind. Er iſt in die Reihe gewöhnlicher Menſchen zurückgetreten, fühlt ſich aber dabey glücklicher als vorher. Dieß ſagt man mir, und verfinſtert dadurch das Bild des Außerordentlichen, das ich mir von meinem Helden gemacht hatte. Unwillig rufe ich aus! ich wollte, er wäre geſtorben. Er hat ſich überlebt!

Wie! War nun die Empfindung, die er mir eingeflößt hatte, Liebe? Wahrlich nicht mehr, als die Empfindung, die mir die poetiſche Darſtellung von einem verſtorbenen Helden einflößt, in deſſen Bild ich ſein außerordentliches Glück als eine auffallende Eigenthümlichkeit mit aufnehme, um ſie aus der Ferne zu beſchauen,

unbekümmert darum, ob er ſich ſelbſt glücklich gefühlt habe oder nicht.

Aber ich will wirklich, daß die Menſchen um mich herum geſund, zufrieden, fröhlich ſeyn ſollen. Traurige, mißmuthige Menſchen ſind mir zuwider. Ha! da ſehe ich eine ganze Geſellſchaft vor mir, froh bis zur Ausgelaſſenheit. Sie lachen, ich lache mit! Nun ſympathiſiere ich doch wohl mit ihnen, nun freue ich mich doch wohl des gemeinſchaftlichen Daſeyns und Wohls? — Dieſe Geſellſchaft, ſagt mir ein dienſtfertiger Nachbar, beſteht aus Schauſpielern, die eine angenommene Rolle ſpielen: ihr Frohſinn iſt Schein, nicht Ausdruck wahrer Geſinnungen! — Was kümmert mich das! Stört mir nicht mein Vergnügen! Genug! ich eigne mir ihre Freude an! — O des ſelbſtiſchen Menſchen, der das Wohl anderer nur auf ſeinen Zuſtand als ein Mittel bezieht, um ſich zu erheitern!

Weiter: ich reiſe durch ein fremdes Land, das von rohen Menſchen bewohnt wird. Die Jagd iſt gerade glücklich für ſie ausgefallen, und ich treffe ſie bey einem Feſte an, das beſtimmt iſt, den zuſammengebrachten Vorrath zu verzehren. Der Ausdruck ihrer Fröhlichkeit iſt ungeheuchelt; ich theile ihn, ich eigne ihn mir an: und mit welcher Wonne! So glücklich ſieht man doch keine Menſchen in civiliſierten Staaten! — Arme Menſchen, ruft mir mein Genius zu: Morgen habt ihr nichts; Morgen werdet ihr Noth leiden! — Fort mit der Idee, ich reiſe in einem Augenblicke weiter: genug daß ich für dieſen hier mit ihnen ſympathiſiere! — Nein! du ſympathiſierſt nicht mit ihnen, du ſtrebſt nicht nach fortſchreitender Vereinigung, nach Aus-

bildung des Genuſſes eines gemeinſchaftlichen Daſeyns und Wohls; du genießeſt unthätig, ruhend, beſchauend!

Ich fühle die Wahrheit dieſer Erinnerungen, und beſchließe, dieſe Menſchen über ihren wahren Vortheil zu belehren, ihnen Kenntniſſe beyzubringen, durch deren Beſitz ſie ihrer Beſtimmung, dauernd glücklich zu ſeyn, näher rücken können. Das Schickſal unterſtützt meine Wünſche; ich werde Fürſt dieſer rohen Nation. Sogleich ſetze ich allgemeine Begriffe von dem höchſten Zwecke der Menſchheit feſt, und entwerfe den Plan, wie meine Unterthanen am nächſten dahin zu führen ſind. Ueberzeugung ſcheint mir auf dieſe rohen Menſchen keine Wirkung haben zu können; ich brauche daher Gewalt, um ſie aufzuklären. Sogleich verlieren ſich für dieſes Volk die wenigen glücklichen Tage, in deren Erwartung es die freye Armuth willig ertrug. Es verkennt meine guten Abſichten; es entflieht in die Schlupfwinkel wilder Thiere, und verabſcheuet mich als einen ärgern Feind der Menſchen. Wen? mich, der ich mit ihm ſympathiſiere, der ich ſo eifrig ſtrebe, es zu beglücken? — Nein! du ſympathiſierſt nicht mit dieſen Menſchen, ruft mir mein weiſerer Rathgeber zu, du ſtrebſt nicht nach gemeinſchaftlichem Daſeyn und Wohl mit ſelbſtſtändigen Weſen! Du betrachteſt ſie als ein Mittel, das Intereſſe, das du an der Menſchheit nimmſt, zu befördern, deine Begriffe realiſiert, deine Plane durchgeführt zu ſehen. Und wenn du eine Wonne an ihrem Gelingen empfändeſt, ſo wäre es die Wonne der Selbſtheit.

Unmuthig über dieſen Selbſtbetrug verlaß' ich den Thron, übergebe ihn dem weiſeren Rathgeber, und behalte mir nur vor, im Verborgenen zu der Aufklärung ſeines Volkes mitzuwirken. Dieß wird jetzt nach einem

ganz andern Plane behandelt. Wir ſuchen es nach und nach zu dem Genuſſe der Wohlthaten, die wir ihm zugedacht haben, vorzubereiten; wir ſuchen ihm den Geſchmack an einer höheren Beſtimmung einzuflößen. Es gelingt. Dieſe Menſchen fühlen ſich jetzt glücklich. Ich empfinde die höchſte Wonne darüber, ob ich gleich nichts davon habe, als das Gelingen des Beſtrebens nach der Ueberzeugung, daß ſie ſich glücklich fühlen. — Ich ſympathiſiere; ich liebe!

Und während daß ich ſo an dem Glücke des Volks, unter dem ich lebe, Antheil nehme, findet jeder Unbekannte in meiner einſamen Wohnung eine gaſtfreundſchaftliche Aufnahme. Ich empfinde ein wonnevolles Beſtreben, dem Wanderer einen ſchattigen Ruheplatz vor meiner Wohnung zu bereiten, und ihn gelabt mit Speiſe und Trank den Stab weiter ſetzen zu ſehen. Unter ihnen kommt auch der große Mann zu mir, den ich ehmahls bewundert, und dem ich nach ſeinen Unfällen den Tod gewünſcht hatte, damit ich durch ſein längeres ruhmloſes Leben nicht in der Beſchauungswonne ſeines Glücks geſtört würde. Er kommt zu mir auf der Flucht vor ſeinen Verfolgern; er ſucht bey mir einen Schutzort. Sein Unglück hat ihn um allen den Glanz gebracht, mit dem er mir ehmahls erſchienen war. Ich ſehe nur in ihm den Menſchen, den ich durch eine Freyſtatt beglücken kann. So gefährlich es iſt, ihm dieſe zu geben, ſo thu ich es dennoch mit Wonne, um der bloßen Ueberzeugung willen, daß er ſich glücklich fühlt. — Ich ſympathiſiere, ich liebe!

Zehntes Kapitel.

Endlicher Begriff der Liebe des Herzens und der Sympathie.

Ja! Liebe iſt wonnevolles Beſtreben nach Beförderung des Glücks eines Menſchen um der Ueberzeugung willen, daß er ſich ſelbſt glücklich fühle.

Liebe iſt ſolchemnach immer Wirkſamkeit der Seele: es giebt keine Liebe des Körpers.

Liebe iſt Begünſtigung der Sinnlichkeit der Seele: es giebt keine Liebe aus Vernunft.

Liebe iſt Wonne; Zufriedenheit der Sympathie, geſtilltes Bedürfniß des Mitleidens, der Erbarmung, iſt keine Liebe.

Liebe iſt Beſtreben; unthätiger Genuß des Frohſinns anderer iſt nicht Liebe.

Liebe iſt Genuß des verweilenden Beſtrebens nach fortſchreitender Vereinigung und Ausbildung der Luſt: Genuß des endenden Verlangens durch den Beſitz iſt nicht Liebe.

Liebe iſt wonnevolles Beſtreben der Sympathie; Beſchauungswonne am Vollkommenen, Schönen, Außerordentlichen, iſt eben ſo wenig Liebe, als Wonne am Gelingen unſerer ſelbſteigenen Abſichten, und ſollten dieſe auch das allgemeine Beſte und die Würde aller vernünftigen Creaturen zum Zweck haben.

Liebe iſt die reinſte ſympathetiſche Wonne am Glück des Menſchen, den ich als Perſon erkenne; Liebe zur Menſchheit iſt feinere Selbſtheit.

Liebe endlich kennt keinen andern Zweck, keine andere Belohnung, als die Ueberzeugung, daß die Perſon,

die ſie zu beglücken ſtrebt, ſich ſelbſt glücklich fühle; Trieb nach Geſellſchaft, nach gemeinſchaftlicher Erheiterung, nach Wohlthun, ohne Rückſicht darauf, was die Perſon außer mir empfindet, iſt nicht Liebe.

Die Fähigkeit, dieſe Liebe zu empfinden, wird nun beſonders das Herz genannt. Im Grunde iſt dieß weiter nichts, als die Sinnlichkeit der Sympathie in ihrer höchſten Reinheit. Weil inzwiſchen die Sympathie ſich auch auf ihren untern Stufen, da wo ſie ſich als körperlicher Trieb und als Hang zur Geſelligkeit äußert, noch immer von der Selbſtheit und dem Beſchauungshange unterſcheidet; ſo werde ich diejenige Sinnlichkeit, vermöge deren wir nach einem gemeinſchaftlichen Daſeyn und Wohl mit andern Gegenſtänden ſtreben, fernerhin Sympathie, die Fähigkeit zur eigentlichen Liebe aber Herz nennen.

Dieſe Liebe iſt nach meiner vorigen Ausführung weder ein beſtimmter geſelliger Trieb, noch ein beſtimmter Akt von Wohlthätigkeit. Sie iſt eine allgemeine Modification unſerer wohlwollenden Geſinnungen und wohlthätigen Handlungen zu jener Thätigkeit der Seele, welche der Wonne an der Ueberzeugung, daß eine andere Perſon ſich glücklich fühle, unmittelbar nachſtrebt. Die äußern Merkmahle, die Wohlwollen verrathen, und ſelbſt die wohlthätigen Wirkungen einer Handlung für andere Menſchen, beweiſen daher nichts für das Daſeyn der Liebe. Freylich läßt ſich dieſe gar nicht anders denken, als unter der Form eines thätigen Beſtrebens, wohlzuthun: eines Beſtrebens, daß allemahl wirkſam ſeyn, und wohlthätige Handlungen als Folge nach ſich ziehen wird, wenn die äußeren Verhältniſſe es nicht hindern. Aber dieſe Form iſt nicht ſo charakteriſtiſch für

die Liebe, daß ein dritter Beobachter ein vollgültiges Urtheil darüber ſollte fällen können, ob nicht feinere Selbſtheit oder Beſchauungshang dabey zum Grunde liegen. Ueber das Daſeyn der Liebe entſcheidet folglich hauptſächlich der Menſch, der ſie hegt. Inzwiſchen kann auch der fremde Beobachter in ſehr vielen Fällen ſehr gut unterſcheiden, was für eine Geſinnung beym Wohlwollen und bey der Wohlthätigkeit zum Grunde liegt. Er ſchließt dieß theils aus dem Charakter des Menſchen im Ganzen, theils aus dem jedesmahligen Verhältniſſe worunter er ſtrebt und handelt, theils endlich aus ſeinem Betragen bey der Colliſion des Wohls anderer mit ſeinem eigenen. Doch! darüber mehr in der Folge.

Anhang zum erſten Buche.

Erſter Excurs.

Ueber die Selbſtheit und Uneigennützigkeit in der Liebe.

Ich habe in dem Texte die Unterſuchung der Frage: ob alle Liebe nicht auf Selbſtheit beruhe, füglich übergehen können, da nach der Art, wie ich den Begriff der Selbſtheit aufſtelle, die Beantwortung beynahe unnütz zu ſeyn ſcheint. Damit man mir inzwiſchen nicht den Vorwurf der Unvollſtändigkeit mache, will ich hier das Verhältniß der Selbſtheit zur Uneigennützigkeit in der Liebe etwas näher entwickeln, und zugleich den Begriff des Selbſtes näher feſtzuſetzen ſuchen. —

So viel iſt klar, die gröbſte Selbſtheit und die reinſte Liebe, — beyde ſetzen das Bewußtſeyn der Angemeſſenheit meines Zuſtandes zu meinem Weſen, mithin auch das Gefühl zum Voraus: ich bin es, der wohl beſteht.

Ein Howard, der ſich unbemerkt in die widerlichſten Behälter des Elends einſchleicht, um mit Gefahr des Lebens, mit Aufopferung aller Verhältniſſe, welche es den mehrſten Menſchen allein ſchätzbar zu machen ſcheinen, ſeine hülfsbedürftigen Mitbürger zu unterſtützen, iſt dem gröbſten Verſchlinger der Früchte dieſer Erde in einem Stücke völlig gleich: beyde, indem ſie bey ihren Handlungen und Geſinnungen Wonne und Wolluſt empfinden, müſſen nothwendig ihr Ich in einem ihnen wohlgefälligen Zuſtande fühlen.

In ſo fern ſind alſo alle mit Vergnügen verbundene Handlungen und Geſinnungen ſelbſtiſch, das iſt nicht zu läugnen. Aber demohngeachtet wird nur der Vernünftler den Unterſchied zwiſchen Selbſtheit und Uneigennützigkeit verkennen. Das geſunde Auge des unbefangenen Beobachters betrügt ſich darunter nie; es verfolgt die Aeußerungen der Selbſtheit bis in ihre feinſten Schattierungen, und ſelten wird es, wenn es anders die Denkungsart des Menſchen im Ganzen, oder auch nur ſeine einzelne Handlung von Anfang bis zu Ende gegenwärtig beobachten kann, darüber zweifelhaft bleiben, ob Selbſtheit oder Uneigennützigkeit die Quelle ſey, woraus ſie gefloſſen iſt.

Laßt einen Epaminondas, belohnt durch den Ruhm eines Sieges, den er als Feldherr erfochten hat, ſich willig durch den Tod von ſeinen Mitbürgern trennen, und haltet ihn mit jenem gemeinen Soldaten zuſammen, der gleichfalls verwundet in einer nicht entſchiedenen Schlacht, ſich nicht eher dem Verbande zur Rettung ſeines Lebens unterwerfen will, als bis er des Triumphs ſeiner Mitbürger gewiß, noch ferner mit ihnen fortzudauern hoffen kann. —

Seht jenen Diogenes, der ſich zur freywilligen Armuth verdammt, allen Bequemlichkeiten des Lebens entſagt, um ſich den Genuß der vollkommenſten Unabhängigkeit zu ſichern; — und betrachtet dagegen jenen Ariſtides, der verbannt aus ſeinem Vaterlande den Himmel anfleht, daß die ungerechten Athenienſer nie genöthigt werden mögen, ſich nach ſeiner Wiederkunft zu ſehnen. —

Erinnert euch des Mannes mit der feurigen Einbildungskraft, der ſich nach der bloßen Beſchreibung

von einem Weibe heftig in daſſelbe verliebt, Jahre lang um die entfernte Geliebte trauert, und nun nach endlich gelungener Vereinigung ſich wieder von ihr zu trennen ſucht, um ſich an dem Bilde ſeines Gehirns zu freuen; — und vergleicht mit ihm das liebende Mädchen, das in dem Bilde ſeiner glücklichen Nebenbuhlerin nur die Wohlthäterin des Geliebten erblickt. — Wird ein unbefangener Beobachter in dieſen Beyſpielen den Unterſchied zwiſchen Selbſtheit und Uneigennützigkeit verkennen?

Unſtreitig haben jener Epaminondas und dieſer gemeine Soldat, jener Diogenes und dieſer Ariſtides, jener Begeiſterte und dieſes wirklich liebende Mädchen das Bewußtſeyn eines Ich's gehabt, das einen Zuſtand von Luſt oder Unluſt an ſich wahrgenommen hat. Unſtreitig haben alle dieſe Perſonen Triebe gehegt, deren Beleidigung oder Begünſtigung ſie in ihrem Willen beſtimmte: die gleichſam die Trompen oder Fühlhörner ausmachten, woran ſie den Reitz zur Luſt oder Unluſt empfingen, und die zwiſchen ihrem Ich und den G e g e n ſ t ä n d e n, d i e ſ i e r e i t z t e n, in der Mitte lagen. Dieſe Triebe machten ihr Selbſt aus.

Aber fühlt ihr nicht, daß es ganz etwas anders ſey, ein ſolches Selbſt annehmen zu müſſen, es nach geendigter Reitzung und Beſtimmung unſers Willens ausfinden zu können; oder es während des Affekts deutlich zu beachten, erſt durch Beziehung des begünſtigten Triebes auf den Zuſtand und das Wohl unſerer Perſon, zum Wollen oder Nichtwollen beſtimmt zu werden? Epaminondas findet ſeine Ruhmbegierde befriedigt, und dadurch ſeinen perſönlichen Zuſtand verbeſſert; — nun verläßt er gern ſein Vaterland und ſeine Freunde, die ihm nur zu Mitteln dienten, ſeine Hauptleidenſchaft zu begünſtigen.

Der gemeine Soldat ſieht ſeinen Ruhm und ſein Wohl nur in dem ſeiner Landesleute. Sind ſie unglücklich, ſo iſt ihm ſein Daſeyn nichts mehr werth; ſind ſie glücklich, ſo will er ſich mit ihnen erhalten. Wie verliert ſich hier die Beachtung des perſönlichen Zuſtandes ſo ganz unter der Aufmerkſamkeit auf den Zuſtand der fremden Perſonen, die ihm zunächſt ſtehen?

Diogenes opfert ſeinem geiſtigen Stolze alle Achtung auf, die er ſeinen Mitbürgern ſchuldig iſt; er nutzt vielmehr ihr Mißfallen an ihm, das Gefühl ſeiner Unabhängigkeit zu erhöhen. Bezieht er nicht offenbar die Begünſtigung ſeiner herrſchenden Leidenſchaft auf das Wohl ſeiner Perſon, und vernachläßigt dagegen das Wohl ſeiner Nebenmenſchen? Ariſtides hingegen achtet nur auf dieß: er vergißt was das Wohl ſeiner eigenen Perſon erheiſcht. Zwar kann man auch hier einen geiſtigen Stolz hervorſuchen, aber aller Aufwand von Witz wird uns nicht überreden, daß der Edle in dem Augenblicke der Aufopferung für ſein Vaterland mehr an die Begünſtigung dieſes Stolzes, als an das Wohl ſeiner Mitbürger gedacht habe.

Einen ähnlichen Unterſchied wird man zwiſchen dem liebenden Mädchen und dem begeiſterten Liebhaber finden. Dieſer nutzt offenbar das lebende Original als ein bloßes Mittel, ſeine Phantaſie mit einem Bilde zu füllen, und bezieht die Begünſtigung dieſes Triebes auf die Verbeſſerung ſeines Zuſtandes durch Spannung ſeines Kopfs. Der Zuſtand der Perſon, die den Stoff zu dem Bilde hergegeben hat, kümmert ihn nicht. Das liebende Mädchen hingegen, das ſogar in ſeiner Nebenbuhlerin diejenige ſieht, die ſeinen Geliebten beglückt, verliert ſich

ganz in ſeinem Wohl, empfindet noch Wonne, da wo es ſich ſelbſt zertrümmert.

Dieſe Zergliederung, dünkt mich, offenbart ſogleich den Begriff des Selbſtes und der Selbſtheit.

Das Selbſt heißt ſo viel, als dasjenige Ich, das durch Trennung von andern Gegenſtänden außer mir, beſonders von vernünftigen Weſen, und durch Entgegenſtellung gegen dieſe, wahrgenommen wird, und als etwas für ſich beſtehendes meine Aufmerkſamkeit auf ſich zieht. Das Selbſt heißt alſo nicht ſo viel als, das Ich, deſſen ich mir bewußt bin, ſondern ſo viel als, das Ich, das ich beachte.

Das bloße Bewußtſeyn: ich beſtehe, ich lebe: das bloße Bewußtſeyn, daß mein Grundtrieb nach Wohlbeſtehen meines Weſens überhaupt begünſtigt oder gehemmt wird, folglich daß ich mich im Zuſtande der Luſt oder Unluſt befinde; beydes gehört zu den völlig unerklärbaren, keiner Operation meiner wahrnehmenden und erkennenden Kräfte bedürfenden Ichgefühle, das auf keine Weiſe von irgend einem Momente meines Lebens, oder von irgend einer Beſtimmung meines Willens getrennt werden mag. Es begleitet die ſchwächſte Willensregung, ſo wie die ſtärkſte Begierde; es findet ſich in der uneigennützigſten Beſchauungswonne, ſo wie in der Wolluſt des gröbſten Eigennutzes: es verläßt uns nicht im Schlafe, vielleicht nicht im Tode, vielleicht nicht beym Verluſt unſerer Individualität, und endigt erſt mit dem Begriffe unſerer Exiſtenz.

Ganz anders verhält es ſich mit dem Selbſtgefühle. Dieß ſetzt allemahl eine deutliche Wirkſamkeit der, die Erſcheinungen an meinem Weſen unterſcheidenden, wahrnehmenden und erkennenden Kräfte zum

Voraus: eine Beachtung, eine Aufmerkſamkeit auf ein Etwas an meinem Ich, wodurch ich *mich* von andern Gegenſtänden, die nicht zu *meinem* Ich gehören, als etwas beſonderes, für ſich beſtehendes konſtituire. Dieſe Beachtung, dieſe Gründung meines beſondern Ich's, kann nicht Statt finden, wenn ich dieß Ich nicht in irgend einer meiner Eigenſchaften und Zubehörungen, oder in ihrem ganzen Inbegriffe aufnehme, und mich damit einem Dinge entgegenſtelle, das zu jenen Adhärenzen, einzeln oder im Ganzen betrachtet, nicht gehört. Das Ich wird erſt dann etwas bemerkbares, wenn es in eine Empfindung meines Körpers, oder in ein Bild einer Eigenſchaft meiner Seele, oder eine Beſchaffenheit meiner Verhältniſſe, oder gar in das Bild eines Inbegriffs aller dieſer Dinge zuſammen eingekleidet, und ſo den wahrnehmenden und erkennenden Kräften zur Bemerkung vorgeſtellt wird. Sonſt bleibt das Ich ein mir zwar nicht unbewußtes, aber doch unbeachtetes Etwas.

Beyſpiele werden die Sache deutlicher machen.

Ich weiß ununterbrochen, daß ich einen Körper habe der nicht einer der Körper iſt, die mich umgeben. Aber erſt bey einer auffallenderen Berührung bringe ich den Unterſchied zwiſchen meinem Leibe und den Körpern außer mir in Anſchlag, und beachte mein Selbſt, indem ich fühle: *mein* Ich berührt.

Ich weiß ferner ununterbrochen, daß ich neben dem Körper eine Seele beſitze, und daß dieſe ein höheres und ein niederes Weſen, einen Geiſt und einen Inſtinkt in ſich birgt. Aber wann bringe ich die in Anſchlag? Nur dann, wenn ich aufgefordert werde, dieſe Dinge an mir unter ſich einander entgegen zu ſtellen, und mein Ich

unter dem Bilde des einen oder des andern zu denken. So ſag' ich mir, mein Körper iſt nicht mein Selbſt, mein Inſtinkt iſt nicht mein Selbſt, mein Geiſt iſt mein wahres Selbſt, das bin Ich.

Ich weiß ferner ununterbrochen, daß ich unter gewiſſen Verhältniſſen lebe, die keinesweges die nehmlichen mit denen anderer Menſchen ſind, die neben mir exiſtieren. Aber ich achte nicht beſtändig darauf, ſondern nur dann, wenn dieſe äußern Verhältniſſe mit meinen mir enger anklebenden Eigenthümlichkeiten, oder mit den Verhältniſſen anderer Weſen verglichen werden. Dann denke ich erſt: mein Ruhm, mein Vermögen iſt noch nicht mein Selbſt: oder auch, beydes gehört mir ſelbſt, nicht andern.

Endlich weiß ich ununterbrochen, daß der Inbegriff aller meiner Eigenſchaften und Beſchaffenheiten, wodurch ich mich als ein einzelnes Individuum von allen andern Weſen meiner Art, folglich noch mehr von allen andern Weſen, die nicht einmahl der Art nach zu mir gehören, unterſcheide, ich weiß, ſage ich, daß dieſer Inbegriff meine Perſon ausmacht. Aber wann denke ich daran? Nicht eher, als bis ich dieſe meine Perſon andern Perſonen entgegenſtelle, und mir ſage: ich bin es ſelbſt, nicht er.

Alſo: Alles, was ich als meinem Ich (mir) zugehörend, und mein Ich (mich) von andern Gegenſtänden trennend, beachte, das macht mein Selbſt aus.

Dieß Selbſt iſt bald gröber, bald feiner. Je entfernter das Attribut, worin ich mein Ich betrachte, meinem Geiſte, als der letzten Adhärenz und dem weitumfaſſendſten Theile meines Weſens liegt; um deſto materieller, gröber, wird mein Selbſt, um deſto enger

und unzuſammenhängender mit der übrigen Welt wird das Ich, das durch Beziehung der äußern Gegenſtände auf ſein Wohl oder Weh gereitzt werden kann: um deſto größer wird die Zahl der Weſen, die ich als mir entgegenſtehend betrachten muß. Je näher es hingegen meinem Geiſte liegt, um deſto feiner wird das Selbſt, um deſto mehr gewinnt es an Umfang deſto kleiner wird die Zahl der entgegenſtehenden Weſen.

Aber dieß Selbſt mag nun ſo grob oder ſo fein ſeyn, als es will, ſo iſt es eines Zuſtandes von Wohl und von Weh, von Verbeſſerung und Verſchlimmerung, von Vermehrung und Verminderung fähig. So bald ich nun zur Beſtimmung meines Willens den Gewinn und den Verluſt meines Selbſtes vorgängig in Anſchlag bringe, ſo empfinde ich Selbſtheit. Beſonders aber wird dieſe da erkannt, wo ich den Zuſtand meines Selbſtes dem Zuſtande anderer vernünftigen Weſen entgegenſtelle, den meinigen von dem ihrigen trenne, und, mit Vernachläſſigung ihres Wohls, ſie nur als Mittel betrachte, das meinige zu befördern.

Selbſtheit iſt daher die Neigung, unſer Ich getrennt von andern Weſen zu beachten, und ſich durch vorgängige Ueberſchlagung unſers individuellen Wohls oder Weh's in unſerm Willen beſtimmen zu laſſen. In ſo fern wir unſer Ich beſonders vernünftigen Weſen entgegenſetzen, iſt Selbſtheit die Neigung, dieſe, mit Vernachläſſigung ihres Zuſtandes, auf das Wohl des unſrigen, wie Mittel zum Zweck zu beziehen.

Die Aufmerkſamkeit, welche wir auf unſere Individualität und ihren Zuſtand, mit Vernachläſſigung der Individualität und des Zuſtandes anderer Weſen, wen-

den, ehe wir uns in unſerm Willen beſtimmen, dieſe macht das Weſen der Selbſtheit aus.

Die gröbſte Selbſtheit zeigt der Geldgeitzige, derjenige, der ſein Ich in ſeinem Schatze beachtet, und dieſen ſein Selbſt nennt. Denn dieß Selbſt liegt von dem Geiſte des Menſchen entfernter als alle ſeine andern Attribute, und hängt am unſicherſten und zufälligſten mit ſeinem Weſen zuſammen. Dieß Selbſt iſt ferner äußerſt eng, weil nur wenige Gegenſtände in der Welt es reitzen können, und ihm beynahe Alles für ſein individuelles Wohl gleichgültig erſcheinen muß, was nicht den Geldhaufen vermehrt. Es iſt aber zugleich einer Menge von Weſen entgegenſtehend; weil der Reichthum ohne Ausſchließung anderer Individuen vom Mitbeſitz nicht gedacht werden mag.

Beynahe eben ſo grob iſt die Selbſtheit deſſen, der nur für ſeinen Gaumen Sinn hat. Dieß Selbſt liegt dem Geiſte gleich fern, iſt eben ſo eingeſchränkt und eben ſo ausſchließend. Etwas feiner iſt die Selbſtheit desjenigen, der in den Freuden der körperlichen Geſchlechtsſympathie, der augenblicklichen Unterhaltung ſeines Gemüths, kurz, in demjenigen, was man gewöhnlich Sinnlichkeit nennt, ſein Ich erkennt. Noch feiner iſt die Selbſtheit deſſen, der geiſtigen Trieben nach Wiſſen, Erkennen, Nachruhm, Erhebung über andere Geiſter u. ſ. w. huldigt. Am allerfeinſten aber zeigt ſich die Selbſtheit da, wo wir in den Trieben des Beſchauungshanges und der Sympathie unſer Ich beachten, und uns durch Ueberſchlagung des Gewinns für dieſe Triebe in unſerm Willen beſtimmen laſſen. Der Menſch, der ſich nicht anders als im Zuſtande der Contemplation und der Begeiſterung wohl fühlt, und darum Bilder

des Außerordentlichen, Edeln und Schönen auffucht; der Menſch, der darum gern das Glück anderer Menſchen befördert, weil er gern frohe Geſichter um ſich her ſehen mag, und traurige flieht; beyde huldigen der feinſten Selbſtheit. Sie ſind noch ſehr von denjenigen verſchieden, die, ohne ihr Ich in ihrer geſpannten Einbildungskraft, oder in ihrem ſympathetiſch intereſſierten Herzen zu beachten, ohne die Gegenſtände nach ihrer Fähigkeit, zu begeiſtern und zu rühren, in Anſchlag zu bringen, unmittelbar den Gefühlen des Schönen und Edeln, und denen der Liebe huldigen.

Nach dieſer Erklärung von der Selbſtheit läßt ſich nun der Begriff der Uneigennützigkeit, als einer ihr entgegengeſetzten Anlage unſerer Reitzbarkeit, ſehr leicht feſtſetzen. Es kann darunter durchaus nicht die Fähigkeit verſtanden werden, ohne Empfindung von Luſt oder Unluſt, ohne Bewußtſeyn des Wohlbeſtehens unſers Weſens, unſern Willen beſtimmt zu fühlen. Denn ſonſt würden wir uns den Empfindungen, die wir erhalten, nicht überlaſſen, ſondern ihnen aus allen Kräften entgegen arbeiten. Die ſtärkſte Aufopferung ſetzt dennoch das Gefühl des Wohlbeſtehens unſers Weſens in dieſem Zuſtande zum Voraus. Wie wär' es ſonſt möglich ſich der Aufopferung entgegen zu bieten, oder ſie zu wollen? Nur dadurch unterſcheidet ſich die Selbſtheit von der Uneigennützigkeit, daß wir bey dieſer unſer Weſen nicht erſt von andern Weſen trennen, es als etwas Beſonderes beachten, und den Zuſtand, dem wir uns entgegenbieten, nach Gewinn und Verluſt für die beachtete Individualität berechnen. Da wo unſere Aufmerkſamkeit von unſerm Selbſt und ſeinem individuellen Wohl ab, hingegen auf die Selbſtſtändigkeit des äußern

Weſens und auf deſſen Wohl bey der Beſtimmung unſers Willens hingeleitet wird, da iſt Uneigennützigkeit vorhanden.

So wie die Selbſtheit beſonders in der Habſucht erkannt wird, ſo wird die Uneigennützigkeit beſonders in dem Beſchauungshange erkannt. Denn während ſeiner Wirkſamkeit werden wir bey dem Mangel ſeiner Beſtrebung, die ſich den Beſitz eines Gegenſtandes zueignen, oder ſich in ſeinen Zuſtand hineinverſetzen möchte, gar nicht auf unſere Triebe, mithin auch nicht auf unſer Ich aufmerkſam gemacht. Wir achten bloß auf die Eigenthümlichkeiten des beſchaueten Gegenſtandes. Inzwiſchen wird die Liebe in dem Sinne, worin ich ſie genommen habe, doch für den uneigennützigſten aller Affekte gehalten. Denn wenn wir gleich dabey gewinnen, die Ueberzeugung von dem Glück einer andern Perſon zu erhalten, mithin offenbar das Bild eines begünſtigten Strebens, folglich auch eines verbeſſerten Selbſtes in uns entſteht; ſo verliert ſich doch dieſer Gewinn inVergleichung mit der Aufopferung, die wir durch das thätige Beſtreben, die fremde Perſon zu beglücken, von manchem eigennützigen Triebe bringen. Vergleichen wir den Menſchen, der ſich an dem Anblick eines todten Kunſtwerks, oder an der Anſchauung eines Bildes ſeiner Phantaſie ergetzt, mit demjenigen, der nach Vermögen, nach Ehre, oder auch nur nach Erheiterung durch den Anblick des Frohſinnes ſtrebt: ſo erſcheint jener als der Uneigennützigſte, weil er ſeine Aufmerkſamkeit am meiſten auf die Gegenſtände außer ſich, und am wenigſten auf den Gewinn für ſein eigenes Selbſt richtet. Vergleichen wir ihn aber mit dem Menſchen, der das Wohl anderer Perſonen zu befördern ſtrebt, um der bloßen Ueberzeugung willen, daß ſie ſich glücklich

fühlen; ſo wird er dieſem nachſtehen müſſen. Denn ob der Liebende gleich ein Bild von ſeinem Ich beachtet, ſo fühlt er doch zugleich, daß ſich dieß Selbſt in dem des glücklichen Menſchen verliert; und dennoch empfindet er Wonne bey ſeinem Verluſte. Der Beſchauer vergißt bloß ſein Ich, der Liebende beachtet es, aber opfert es wiſſentlich auf.

Zweyter Excurs.

Warum das Herz oft für Selbſtheit und Sympathie im Gegenſatze des Beſchauungshanges; oft für dieſen und Sympathie im Gegenſatze der Selbſtheit; dann wieder nur für Sympathie mit dem Menſchen, und im engſten Sinne für Fähigkeit zur Liebe genommen wird.

Wir haben geſehen, daß einige Arten von Wonne mit einem Beſtreben verknüpft ſind, andere nicht. Dieß ſetzt eine doppelte Anlage in uns zum Voraus, von denen die eine das Beſtrebungsvermögen, die andere das Gefühlvermögen genannt wird.

Die Wirkſamkeit des Beſtrebungsvermögens wird viel ſtärker empfunden, als die des Gefühlvermögens, und daher iſt die Wonne, welche mit Beſtrebung oder Begierde verknüpft iſt, viel auffallender und merklicher, als diejenige, welche dieß Bewußtſeyn nicht mit ſich führt.

Diejenige Anlage alſo, welche wir für Beſtrebung und Begierde haben, verdient beſonders unſere Reizbarkeit, unſere Sinnlichkeit, mithin auch unſer Herz genannt zu werden. Daher geſchieht es denn,

daß das Herz mit unſerm Beſtrebungsvermögen ſehr oft in einem Sinne genommen wird.

So oft wir nun die verſchiedenen Grade der Reitzbarkeit unter einander vergleichen, und dabey bloß auf die Lebhaftigkeit, mit der wir gereitzt werden, Rückſicht nehmen, nennen wir nur unſere Anlage zur Wolluſt und Wonne der Selbſtheit und der Sympathie, das Herz.

Die Wonne des Beſchauungshanges wirkt nicht auf dieß Herz, weil ſie nur unſer Gefühlvermögen, und nicht unſer Beſtrebungsvermögen reitzt, mithin uns minder lebhaft afficiert. Das Außerordentliche, das Vollkommene, das Edle und Schöne, bringt an ſich nur einen unthätigen Affekt bey uns hervor. Wir überlaſſen uns ihm, aber wir ſtreben nicht ihn auszubilden, indem wir uns dem Gegenſtande mehr nähern, auf ihn einwirken, und ihn auf unſere Verhältniſſe beziehen. Er intereſſiert alſo nicht unſer Selbſt. Dagegen intereſſiert die Wonne der Selbſtheit und der Sympathie unſer Selbſt. Das Nützliche, das Schätzungswerthe, Achtungswürdige, das geſellige Erheiternde und Liebenswürdige, alles dieß verſetzt uns in den Zuſtand des Strebens und des Begehrens. Darum wird die Fähigkeit, uns lebhaft für etwas zu intereſſieren, und vermöge dieſes Intereſſes Wonne zu empfinden, im Gegenſatz gegen die Fähigkeit, ohne Intereſſe Wonne an der bloßen Beſchauung zu haben, das Herz genannt.

So ſagen wir von ſchönen Kunſtwerken, daß ſie nicht allein etwas für den Sinn des Schönen, (eine Modification des Beſchauungshanges,) ſondern auch etwas für das Herz liefern müſſen; und wieder: daß es nicht genug ſey, wenn der Künſtler unſer Herz zu inter-

eſſieren im Stande ſey, ſondern daß er auch unſern Sinn des Schönen befriedigen müſſe. Und die Reitzung dieſes Herzens wird um ſo auffallender wahrgenommen, je näher der Künſtler ſeine Darſtellungen unſerer individuellen Lage bringt, je mehr er ſich in unſere Plane, Abſichten, Zwecke u. ſ. w. hineinzudenken weiß. Ja! der Redner, der uns zum thätigen Beſtreben, zum Handeln bringen will, geht auf unſer Herz los, wenn er unſern herrſchenden Begierden ſchmeichelt, und eine Angelegenheit, die er hat, zu der unſrigen zu machen weiß.

Um hier das Herz von unſerer Reitzbarkeit und Sinnlichkeit zu Affekten des Beſchauungshanges zu unterſcheiden, pflegt man die letztern den Kopf zu nennen; eben weil die Thätigkeit des Wahrnehmens und Erkennens die einzige iſt, deren wir uns während ſolcher Affekte bewußt ſind, und die Sehkraft und das Erkenntnißvermögen ihren Sitz an und im Kopfe haben.

So modificiert ſich der Begriff des Herzens bey einer bloßen Vergleichung der verſchiedenen Zuſtände unſerer gereitzten Sinnlichkeit. Sobald wir aber unſere verſchiedenen Verbindungsarten mit den Gegenſtänden außer uns in Rückſicht nehmen, ſo erhält der Ausdruck Herz eine ganz verſchiedene Bedeutung. Dort war es der höhere Grad intenſiver Stärke unſerer Reitzbarkeit und Sinnlichkeit, ihre größere Lebhaftigkeit, welche den Nahmen vorzugsweiſe auf ſich zog: hier iſt es der höhere Grad der Ausdehnung, der Feinheit unſerer Reitzbarkeit und Sinnlichkeit, welche ihn vorzüglich zu verdienen ſcheint. Nun iſt gewiß die Reitzbarkeit desjenigen Menſchen, der ſich durch den bloßen Beſchauungshang und durch Sympathie zur Wonne einladen läßt, viel ausgebreiteter und feiner, als diejenige des Men-

ſchen, der nur für Wolluſt und Wonne der groben Selbſtheit Sinn hat. So werden wir denn nie ſagen, daß der Wohlgeſchmack, der Genuß des befriedigten Geldgeitzes oder der Ehrbegierde u. ſ. w. Affekte des Herzens ſind. Wir ſchreiben demjenigen kein Herz zu, der gegen die Vollkommenheit und Schönheit der Natur und der Kunſt, gegen das Wohl und Weh ſeiner Mitmenſchen unempfindlich iſt. Hingegen leihen wir demjenigen ein Herz, der Beſchauungshang und Sympathie äußert.

Nun aber kommen wir ſtufenweiſe zu der engſten Bedeutung des Herzens, indem wir die verſchiedenen Grade unſerer Reitzbarkeit in unſern Verhältniſſen zum Menſchen betrachten. Derjenige, der ſich nur lebhaft für die Menſchen intereſſiert, wenn er ſie als Mittel zur Begünſtigung ſeiner gröberen Selbſtheit betrachten kann; derjenige, der nur dadurch Anſpruch auf eine feinere Reitzbarkeit machen kann, daß er ſie unthätig beſchauet; die haben beyde kein Herz.

Eher ſchon derjenige, welcher die Menſchen als Mittel, ſeine geſelligen Triebe zu befriedigen, mit feinerer Selbſtheit genießt. Aber gewiß am allerunzweydeutigſten derjenige, der bloß um der Ueberzeugung willen, daß der Menſch außer ihm zufrieden mit ſeinem Schickſale ſey, Wonne an der thätigen Beſtrebung fühlt, zu deſſen Glücke etwas beyzutragen. Ein ſolcher Menſch hat den höchſten Grad von lebhafter und feiner Reitzbarkeit zu gleicher Zeit: der hat wirklich ein Herz, wenn je einer eines haben kann.

Zweytes Buch.

Weſen der Liebe, als dauernde Anhänglichkeit betrachtet. *)

Erſtes Kapitel.

Einleitung.

Geſpielen meiner Jugend! Ihr, von denen ein Theil mir noch gegenwärtig die ungemiſchteſten Freuden des Lebens bereitet; ein anderer, durch Tod und weite Entfernung von mir getrennt, mein Herz mit wehmüthigen und dennoch ſüßen Erinnerungen erfüllt! — Brüder, edle Brüder! ihr, mit denen ich lange die Pflichten und die Freuden des Hausgenoſſen theilte, Hand in Hand die Bahn verfolgte, welche die Würde, einem Stamme guter Bürger anzugehören, vorſchrieb, und denen ich jetzt bey der ehrenvollen Beſtimmung, fürs Vaterland zu kämpfen, nur mit meinen Bekümmerniſſen und meinem Zurufe folgen kann! — Vor allen aber du,

*) Hiermit kommt der Begriff des Griechiſchen Worts Φιλία, und des Lateiniſchen amicitia in dem weitläuftigeren Sinne überein, worin man es oft bey den Alten gebraucht findet.

mir ſelbſt gewählter Vater, erſter meiner Freunde, Führer, Leiter meiner Jugend, Stütze meines reifern Alters! Euer Andenken ſoll beſonders in meiner Seele herrſchend ſeyn, während daß ich liebende Anhänglichkeit von der bloß liebenden Aufwallung unterſcheide.

Zuneigung iſt das Werk eines Augenblicks, aber Anhänglichkeit ſetzt Angewöhnung zum Voraus, unſere Zuneigung auf eine beſtimmte Perſon zu richten.

Schon Thiere machen uns aufmerkſam auf dieſen Unterſchied. Seht das freundliche Windſpiel an, wie es durch Anſchmiegen und reitzende Wendungen hüpfender Spiele jedem Vorübergehenden zu ſchmeicheln, und Freude um ſich her zu verbreiten ſucht! Dagegen beißt der mürriſche Hund des Hirten jeden Fremden von ſich ab, nimmt Speiſe und Liebkoſung nur von der Hand des angewöhnten Herrn, begehrt wehklagend nach deſſen Gegenwart bey der kleinſten Trennung, und wird ſelbſt durch die härteſte Begegnung nicht von ihm zurückgewieſen. Ja! man erzählt, was unſer Herz ſo geneigt iſt zu glauben, daß Thiere dieſer Art, gleich troſtloſen Geliebten, ihr Leben auf dem Grabe des geraubten Freundes geendigt haben. *) Eine gleiche Verſchiedenheit

*) Unter mehrern Beyſpielen ſolcher Anhänglichkeiten von Hunden an ihren Herrn, welche mehr oder weniger glaubwürdig ſind, führe ich eins an, das mir von einem Augenzeugen erzählt iſt, in deſſen Wahrheitsliebe ich nicht den geringſten Zweifel ſetzen kann.

In Landau lag ein Officier in Garniſon, der einen häßlichen aber ſehr treuen Hund hatte. Der Herr ward erſtochen und heimlich verſcharret. Der Hund fand den Ort aus und gab ihn durch ſein Geheul und ſein Kratzen denen zu erkennen, welche nach ihm ſuchten. Da der Officier im Duell erſtochen war, ſo

zeigt die Natur gewiſſer Geflügel. Der Haushahn iſt unſtreitig einiger ſympathetiſchen Gefühle, die liebenden Aufwallungen ähneln, gegen die ihm zugelaufenen Weibchen fähig. Er kratzt für ſie das Körnchen auf, deſſen Genuß er ſelbſt entbehrt, und zu dem er ſie herbeylockt. Aber jedes neue Weibchen kann das verlorne erſetzen, wenn der mörderiſche Stahl die angewöhnte Gattin von ſeiner Seite gerafft hat.

Wie ähnlich iſt die Verſchiedenheit der Charakter der Menſchen, dieſen verſchiedenen Anlagen der Thiere! Wie viele giebt es unter ihnen, denen die Natur viel Sympathie, viel allgemeines Wohlwollen ins Herz gelegt hat, und die bey dem ſtets regen Wunſche, daß Alles froh und zufrieden um ſie her ſey, ſich an keine einzelne beſtimmte Perſon hängen können! Wie viele, die eben ſo unfähig ſind, die ſtärkeren Pflichten zu erfüllen, welche engere Verbindungen auflegen, als ihre höhern Süßigkeiten zu genießen! Wie wenig beweiſet auf der andern Seite die ſtärkſte Anhänglichkeit an eine beſtimmte Perſon für allgemeine Menſchenliebe! Man pflegt zu ſagen; Allmanns Freund Niemands Freund! Laßt uns mit eben dem Rechte ſprechen: Freund der Perſon, fremd der Art! So ſelten geht beydes neben einander.

konnte er kein ehrliches Begräbniß erhalten. Man begnügte ſich alſo, ihn an dem Orte, wo er zuerſt verſcharret geweſen war, tiefer unter die Erde zu bringen. Der Hund war demohngeachtet nicht zu bewegen, die Stelle zu verlaſſen. Die Einwohner der Stadt wurden durch dieſe Treue gerührt. Man baute dem Thiere eine kleine Hütte, und brachte ihm täglich ſeine Nahrung. Der Hund blieb bis an ſeinen Tod auf der Stelle, welche die theuren Reſte ſeines Herrn in ſich faßte.

Zweytes Kapitel.

Begriff der Anhänglichkeit; nicht jede iſt liebend.

Anhänglichkeit überhaupt heißt angewöhnte Stimmung unſers Weſens, von der Vorſtellung unſers Verhältniſſes zu einer beſtimmten Perſon zu Gefühlen von Luſt gereitzt zu werden.

Sie kann höchſt eigennützig ſeyn, dieſe Anhänglichkeit; oft kann Wonne der Selbſtheit, oft Wonne des Beſchauungshanges hauptſächlich bey ihr zum Grunde liegen. In beyden Fällen iſt ſie nicht liebend. Auch Handlungsgenoſſen können an einander hängen, weil ſie ſich angewöhnt haben, auf die Kenntniß ihrer wechſelſeitigen perſönlichen Geſchicklichkeit und Arbeitſamkeit die Hoffnung eines Antheils am gemeinſchaftlichen Gewinnſte zu gründen. Es giebt Anhänglichkeiten, die auf einem feineren Eigennutze beruhen. So hängt oft der anſchreitende Ehrgeitzige dem Manne von gegründetem Rufe an, um durch ihn in die Laufbahn des Ruhmes eingeführt zu werden. So der Helfer an dem Hülfsbedürftigen, weil er es ſelbſt iſt, der hilft. Ja! man hängt ſich oft an, um ſich durch Anhänglichkeit auszuzeichnen! Was ſagen wir von den Anhängern gewiſſer Häupter von Religionsſekten, von politiſchen Parteyen, von Schulen in der Philoſophie? Liegt nicht oft bloße Bewunderung des Außerordentlichen ihrer Lehrſätze und ihrer Handlungsweiſe dabey zum Grunde? Haben nicht zuweilen ſelbſt die blutdürſtigſten Tyrannen bloß darum Anhänger gefunden, weil ſie ausgezeichnet haſſenswerth und von ſeltener Abſcheulichkeit waren?

Es giebt alſo viele Anhänglichkeiten, die nicht liebend ſind. Es giebt aber andere, die es ſind; und dieſer Natur will ich jetzt entwickeln.

Drittes Kapitel.

Jede Anhänglichkeit, ſelbſt die liebende, iſt ein Gewebe der allerungleichartigſten Affekte.

Es iſt zweifelhaft, ob es irgend einen Akt von Wohlthätigkeit, wozu uns der Affekt der Liebe unmittelbar auffordert, geben könne, der nicht bereits eine Miſchung von Reitzungen der Selbſtheit und des Beſchauungshanges in ſich faſſe. Es iſt zweifelhaft, ob während der Dauer, welche alle Wahl vorauszuſetzen iſt, wenn wir das wonnevolle Beſtreben, einen andern zu beglücken, durch Handlungen äußern, nicht unvermerkt der Eigennutz und der Sinn des Edeln und Schönen mit ins Spiel kommen.

Wer wagt es zu entſcheiden, ob während der Zeit, worin ich den Wanderer mit Liebe in meinem Hauſe bewirthe, oder die muntern Spiele mir unbekannter Schnitter mit Liebe zu befördern ſuche, ob, ſage ich, nicht zugleich die Vorſtellung in mir entſteht, in ähnlichen Fällen haſt du auf gleiche Wohlthaten zu rechnen; ob nicht die Form frohgeſinnter Menſchen unmittelbar als Bild auf Sinne und Einbildungskraft wirken? Wer, frage ich, will dieß entſcheiden? Genug, daß die Wonne der Liebe dergeſtalt in dieſem Zeitraume hervorſticht, daß die Reitzungen des Eigennutzes und des Beſchauungshanges darunter verſchwinden.

Aber während der Anhänglichkeit an einer beſtimmten Perſon, welche ſchlechterdings eine Stimmung von längerer Dauer vorausſetzt, iſt es nicht mehr zweifelhaft, ſondern gewiß, und ſogar nothwendig, daß neben den Affekten der Liebe auch Affekte des Eigennutzes und der Beſchauung ihre Wirkſamkeit deutlich an unſerm Weſen äußern. Jede Anhänglichkeit überhaupt iſt ein Gewebe der ungleichartigſten Triebe, welche ihre Richtung auf eine beſtimmte Perſon genommen haben, und von dieſer gereizt und begünſtigt werden.

Denkt euch, meine Freunde, die engere Genoſſenſchaft zweyer Spitzbuben, die ſich um ihres wechſelſeitigen Beyſtandes willen zum gemeinſchaftlichen Raube mit einander auf längere Zeit verbinden; glaubt ihr, daß während der Dauer dieſer Verbindung bloße Affekte des Eigennutzes ſie an einander halten? Gewiß nicht! ſie werden in die Anlagen, in die Ausführung ihrer verderblichen Plane eine gewiſſe Feinheit und Gewandheit legen, welche ihnen wechſelſeitig das Gefühl des Schönen einflößt; jeder wird für ſich eine gewiſſe Feſtigkeit des Charakters, eine gewiſſe Conſequenz von Geſinnungen und Handlungen zeigen, welche wechſelſeitig das Gefühl der Vollkommenheit bey ihnen erweckt: ſelbſt das Ausgezeichnete der Bosheit des einen kann dem andern die Wonne der Beſchauung des Seltenen und Außerordentlichen gewähren. Und ſympathetiſche Wonne, Wonne der Liebe wird hinzutreten. Die Thräne, welche Angelo um ſeinen erſchoſſenen Geſellen vergoß, ward halb dem verlornen Beyſtande, und halb dem bewunderten und geliebten Mitbruder gezollt.

Jener Liebhaber des Schönen, welcher dem Apollo im Belvedere, oder dem Gemählde des Raphaels ſchwär-

meriſch anhängt, wird nicht durch bloße Affekte des Beſchauungshanges belebt. Er iſt es, er ſelbſt, der dieſe Werke ſo vollkommen fühlt als kein anderer, er ſelbſt, der ſie ſo lange ſtudiert hat, er ſelbſt, der ganz in ihren Geiſt eingedrungen iſt. Und ſeine Phantaſie belebt dieſe todten, in ſein perſönliches Intereſſe verwickelten Kunſtſchönheiten. Ihre Exiſtenz, ihr Schickſal, ihr Wohlbeſtehen wird ihm theuer; das beſſere Licht, in welches man ſie ſtellt, die Sorge, welche man für ihre Erhaltung trägt, erfüllen ihn mit einer Wonne, welche derjenigen gleich kommt, mit der ein anderer das Wohlbefinden ſeines Freundes erfahren würde; ihr Leiden rührt ihn ſympathetiſch mit, und vielleicht würde er ihre Zertrümmerung nicht überleben.

Eben ſo verhält es ſich mit der wirklich liebenden Anhänglichkeit! Der Gatte, der mit der größten Aufopferung das geliebte Weib zu beglücken ſucht, macht doch zuweilen einen Halt in ſeinem liebenden Beſtreben, um ſich der Wonne zu überlaſſen, von andern ſo geehrt zu ſeyn in ſeiner Wahl, von ihr, der Geliebten, als Wohlthäter anerkannt zu werden. Er wird beym Schweigen der Begierden ſich zuweilen in Beſchauung derjenigen Vorzüge ſeiner Gattin verlieren, die er, unabhängig von aller Beziehung auf ſein Verhältniß zu ihrer Perſon, an dem Bilde einer völlig Unbekannten bewundern würde.

Edler, verfeinerter, ſittlicher Eigennutz; unſträfliche Wonne der Beſchauung; mit der Liebe beſtehend, Liebe verſtärkend; aber doch von Liebe noch verſchieden!

Ich ſage mehr! Es ſind nicht bloß Wonnegefühle, welche uns an die Perſon eines andern Menſchen ketten. Oft trägt die Luſt des Genügens am befriedigten Bedürfniſſe dazu bey, die Bande zu verſtärken; oft

Furcht, Zwang, kluge Ueberlegung! Es beruht auf ausgemachter Erfahrung, daß Perſonen, die wir anfänglich bloß als Mittel betrachtet haben, um einen gewiſſen Zweck zu erreichen, uns mit der Zeit um ihrer perſönlichen Individualität willen theuer geworden ſind. So iſt es möglich, daß ein Menſch, deſſen Geſellſchaft uns lange gleichgültig geweſen iſt, bloß dadurch, daß wir durch die Trennung von ihm in unſerer gewöhnlichen Lage geſtört werden, ein Bedürfniß nach ſeiner Gegenwart erwecke, unſerm Herzen näher trete, und die Verbindung mit ſeiner Perſon uns ſchätzbar mache. So können wir anfänglich bloß aus Eitelkeit liebende Affekte heucheln, und der Menſch, den wir zufällig zum Gegenſtande dieſes Eigennutzes wählten, kann uns wirklich an eine liebende Stimmung gegen ſeine Perſon gewöhnen. Die Erfahrung lehrt es, daß wir ſtrengen Vorgeſetzten oft ſtärker anhängen, als nachgiebigen um unſer Wohl bekümmerten Liebhabern. Nicht als ob eine üble Behandlung unmittelbar anzöge; ſondern weil durch den Zwang unſere Triebe ſich allmählig zu einer gewiſſen Richtung nach einer beſtimmten Perſon hingewöhnen, und Wonnegefühle der Liebe, der Beſchauung und des Eigennutzes ſich anſchließen.

So entſteht bey dem ſchwächeren Menſchen, der von dem Manne von ſtrengem Charakter beherrſcht wird, leicht Achtung für Gerechtigkeit und Feſtigkeit. So verſetzt uns die Aufmerkſamkeit auf uns ſelbſt in Gegenwart von Perſonen, deren Beyfall ſchwer errungen wird, in eine angenehme Spannung, und die Vorſtellung des Schutzes gegen Beleidigungen, und des Anſpruchs auf Anſehn, deren wir bey dem Mächtigen genießen, dient dazu, die Bande zu verſtärken. Bald

vergeſſen wir, warum wir anhängen: wir fühlen nicht mehr die einzelnen Glieder, aus denen unſere Kette zuſammengeſetzt iſt; ja! wir fühlen ſie nicht mehr als Kette, es ſind Roſenbande, mit denen wir umſchlungen werden. Wonne der Liebe miſcht ſich zur Wonne von anderer Art; wir hängen der Perſon an und ſtreben für ihr Wohl. Aber nun treten Augenblicke ein, in denen wir kälter fühlen, in denen Selbſtheit und Beſchauungshang mit dem Herzen ſtreiten. Hier tritt wieder Furcht, und Zwang, und Bedürfniß und Pflicht hinzu; wir fühlen die Kette, aber ſie hält uns, und weil ſie uns hält, ſo gewöhnen wir uns wieder daran, und empfinden bald wieder Anhänglichkeit an der Perſon, fühlen Liebe!

So verwickelt, aus ſo mannichfaltigen, oft ſo widerſtreitenden Beſtandtheilen iſt das Gewebe zuſammengeſetzt, das uns umſtrickt! Alles kommt darauf an, daß unſere Triebe nach Zuſammenſeyn, gleichviel von welcher Art ſie ſind, eine gewiſſe Bewegfertigkeit erhalten, ſich nach einer gewiſſen Perſon hinzurichten; daß dieſe Angewöhnung von einigen Wonnegefühlen begleitet werde, und daß wir zuletzt in die Lage kommen, ohne Nachdenken, ohne Ueberlegung, folglich inſtinktartig, an dieſer Perſon hängen zu können.

Aus dem Ganzen dieſer ſich unter einander verſtärkenden, in einander verwebten Triebe entſteht natürlicher Weiſe das gewiſſe Etwas, das je ne ſçais quoi, welches der große Haufe Liebe, und welches ich überhaupt Anhänglichkeit an der individuellen Perſon nenne. Es ſcheint ſogar nothwendig, wenn die Anhänglichkeit nun liebend wird und anhaltend und ſtark ſeyn ſoll, daß der Liebende während der Dauer der Verbindung zuweilen deutlich daran erinnert werde, daß ſein Selbſt dabey

gewinnt, und daß der Gegenſtand ſeiner Liebe auch bey der bloßen fernen Beſchauung ihm Wonnegefühle einflößen könne. Ich ſage: das Bewußtſeyn des begünſtigten Beſchauungshanges und der befriedigten Selbſtheit muß in einem gewiſſen abgemeſſenen Verhältniſſe mit dem Bewußtſeyn des intereſſierten Herzens ſtehen: es iſt nicht genug, daß ſich jene Gefühle ihm unwiſſend mit einſchleichen.

Das Weſen der Sympathie iſt wonnevolles Streben nach gemeinſchaftlichem Daſeyn und Wohl mit einem für ſich beſtehenden Weſen. Während des einzelnen Affekts, während des einzelnen Akts von Wohlthätigkeit kann es hinreichen, daß wir das Gefühl unſers eigenen Daſeyns und Wohls bloß durch das Bewußtſeyn erhalten; ich bin froh, weil es mir gelingt, mein anderes Selbſt, mein Du, froh zu wiſſen. Das Bewußtſeyn enthält zugleich die doppelte Vorſtellung von meinem Selbſt und ſeinem Selbſt, von meinem Daſeyn und Wohl und von dem ſeinigen.

In der Höhe der Leidenſchaft, worin man ſich völlig in den geliebten Gegenſtand zu verwandeln ſtrebt, iſt es gleichfalls möglich, daß der Liebhaber ſich für alle Aufopferung ſeines eigenen Daſeyns und Wohls bloß durch die Vorſtellung, der Geliebte ſey beglückt, auf eine längere Zeit ſchadlos halte. Aber in der liebenden Anhänglichkeit, in der bloß zärtlichen Verbindung, iſt dieſe Vorausſetzung Chimäre, welche dem Weſen der Liebe ſogar gefährlich werden könnte. Wenn wir nicht zuweilen durch das Bewußtſeyn: der Geliebte begünſtigt meinen Eigennutz, an unſer Selbſt erinnert werden, ſo läuft die Verbindung Gefahr, in eine bloße Beſchauungsanhänglichkeit, oder gar in ein ſchwaches

Wohlwollen überzugehen; wenigſtens artet ſie dann in eine bloße Anhänglichkeit an die Gattung aus, und die individuelle Perſon wird uns gleichgültig.

Geſetzt, ich habe gar nichts von einem abweſenden Helden oder Staatsmanne als dieß, daß ich ein wonnevolles Beſtreben fühle, ihn glücklich zu wiſſen. Seine Siege, das Gelingen ſeiner Plane, ſein zunehmendes Anſehn erfreuen mich, aber das iſt auch der ganze Vortheil, den ich aus meiner Verbindung mit ihm ziehe; ſo iſoliere ich ihn nach und nach völlig von mir, und ſehe ihn nur als einen Gegenſtand aus der Ferne an, deſſen Glück meine Aufmerkſamkeit als etwas Schönes, Vollkommenes oder Seltenes hervorſtechend auf ſich zieht, und wobey ich mein Daſeyn und Wohl völlig vergeſſe. Ich hänge ihm folglich an, aber ich liebe ihn nicht, weil ich nicht an ein gemeinſchaftliches Daſeyn und Wohl auffallend genug erinnert werde.

Geſetzt, ich lebe in der Geſellſchaft eines Menſchen, der ſo glücklich organiſiert iſt, daß er ſich über nichts ärgert, über nichts trauert, ſtets in einer gewiſſen Gleichmüthigkeit lebt, die ihn für ſein Individuum höchſt zufrieden mit ſeinem Zuſtande macht; ich empfinde Wonne über ſein Glück, aber übrigens iſt mir der Menſch durchaus in meinen perſönlichen Verhältniſſen zu nichts nützlich; wird hier das wonnevolle Beſtreben, ihn in ſeinem glücklichen Zuſtande zu erhalten, auf die Länge wohl ein engeres Band zwiſchen uns knüpfen? Gewiß nicht! Jene Ordensbrüder und Ordensſchweſtern, welche vermöge ihrer Beſtimmung das Schickſal der Nothleidenden erleichtern, und unter denen es viele giebt, für die es wahre Wonne iſt, einem ihrer Mitmenſchen in vollem Gefühle der wiedergekehrten Geſundheit das Hoſpital

verlaſſen zu ſehen, hängen gewiß nicht an der Perſon. Sie hängen an der Gattung. Jeder gerettete Kranke gehört ihnen auf gleiche Art an.

Auf der andern Seite iſt es auch nicht genug, wenn das Bewußtſeyn der befriedigten Selbſtheit neben liebenden Affekten erweckt wird; man muß auch den Beſchauungshang begünſtigt fühlen, wenn die Anhänglichkeit an der Perſon wirklich liebend ſeyn ſoll. Ich muß fühlen, daß derjenige, an dem ich hänge, etwas an ſich trage, das ihn als ſchön, als edel, als vollkommen, wenigſtens als ſelten auszeichnet, und welches ich, wenn der Menſch mir bloß im Bilde erſchiene, mit Wonne oder wenigſtens mit Genügen anſchauen möchte. Kurz, es muß etwas vorhanden ſeyn, das meine Aufmerkſamkeit zuweilen darauf zurückführe: der Menſch, deſſen Daſeyn und Wohl dich mit Wonne erfüllt, iſt nicht dein Selbſt, iſt nicht ein Mittel zur Verbeſſerung deſſelben. Es giebt Menſchen genug, die ſich wirklich ſtark an diejenigen anhängen, denen ſie Gutes thun. Aber wenn dieſe letzten nichts als Gegenſtände ihrer Wohlthätigkeit ſind, wozu jeder andere Menſch eben ſo gut dienen könnte; ſo wird ſehr bald das ganze eigennützige Bewußtſeyn herrſchend werden, daß die Perſon nur ein Mittel ſey, unſere ſympathetiſchen Triebe zu befriedigen, und Selbſtheit wird auf Liebe geimpft werden.

Dieſe Bemerkungen liegen bey den Behauptungen zum Grunde, welche man ſehr oft im gemeinen Leben hört: ohne Gegenliebe ſey keine dauernde Liebe, ohne Achtung ſey keine Liebe. Sie laſſen ſich ſchwerlich in der Maße rechtfertigen, wie ſie da aufgeſtellt ſind. Aber dieſe Wahrheit liegt unſtreitig darin: daß ohne ein gewiſſes abgemeſſenes Verhältniß von befriedigter Selbſt-

heit und begünſtigtem Beſchauungshange keine dauernde Anhänglichkeit an der Perſon Statt finden könne.

Viertes Kapitel.

Liebend iſt nur diejenige Anhänglichkeit, worin liebende Affekte prädominiren.

Nach dieſen Vorausſetzungen darf man freylich vom großen Haufen nicht erwarten, daß er bey Beurtheilung der Verbindungen, deren Aeußerungen er im gemeinen Leben wahrnimmt, die liebenden Anhänglichkeiten von den eigennützigen und beſchauenden unterſcheiden werde. Er nennt jede engere Verbindung Liebe, worin das Wohl des Geliebten ſich mit dem des Angehängten verträgt, beſonders wenn er ſieht, daß dieſer letzte ſogar thätig zu dem Wohl des erſten beyträgt. Darüber iſt ihm auch gar kein Vorwurf zu machen. Denn wie geſagt, Selbſtheit und Beſchauungshang und Herz müſſen in einem gewiſſen abgemeſſenen Verhältniſſe zu einander ſtehen, wenn der Begriff der liebenden Anhänglichkeit gegründet werden ſoll. Und wie kann man von dem gewöhnlichen Beobachter erwarten, daß er ein ſicheres Urtheil darüber fällen werde, ob das Herz hier oder dort den überwiegenden Antheil an dem Wohl des Verbündeten nehme?

Demohngeachtet wird jeder einzelne, aufs Gerathewohl aus dieſem großen Haufen herausgewählt, wenn er nur ſeine eigene Lage zu demjenigen, mit welchem er zuſammenhängt, unbefangen prüft, und anders nur ein Herz, und die Fähigkeit zum Nachdenken überhaupt hat, gar leicht gewahr werden, ob er geliebt werde und wieder liebe.

Wir dürfen nur die Summe der Gefühle, welche uns eingeflößt werden, und die wir einflößen, reflektierend aufnehmen, und die Menge und die Stärke ihrer verſchiedenen Arten gegen einander in Anſchlag bringen, um das Reſultat über die wahre Natur unſerer Anhänglichkeit zu finden.

Allerwärts wo die Summe ſchwacher Willensregungen, daß es dem andern wohl gehen möge, über die Summe der ſtärkeren Gefühle, womit uns ſein Wohl und ſein Uebel afficiert, die Oberhand gewinnt; — da iſt gewiß keine Liebe vorhanden, ſondern nur ein Wohlvertragen. (Wir vertragen es wohl, daß es dem Andern gut geht.) Unter dieſen Begriff paſſen die meiſten Verbindungen, welche in der großen Welt für gute Freundſchaften gelten, in den Zirkeln der örtlichen Geſellſchaft geſtiftet werden, und ſtark genug ſind, um den wechſelſeitigen Wunſch zu erregen, lieber die alten Geſichter als neue, und die erſten lieber froh als traurig an den Eß- und Spieltiſchen wieder zu finden.

Allerwärts wo die Summe der Affekte des Genügens am Daſeyn und Wohl des andern ſtärker iſt, als die Wonnegefühle über eben dieſe Vorſtellung, — da iſt keine Liebe vorhanden, ſondern nur ein Gernleiden. (Wir leiden es gern, daß der andere mit uns wohl ſey; es macht uns Vergnügen, weil Bedürfniß, Klugheit, Pflicht, u. ſ. w. uns dazu auffordern.) Unter dieſen Begriff paſſen die mehrſten Verbindungen unter Gatten, welche auf wechſelſeitiger Convenienz beruhen, und in der Welt für gute Ehen gehalten werden, weil die Verbündeten fühlen, daß ſie bey ihrem gemeinſchaftlichen Daſeyn und Wohl ihren Zuſtand erträglicher fühlen, als

bey der Trennung von einander, oder bey wechſelſeitigem Leiden.

Allerwärts, wo die Summe der Wonneaffekte der Selbſtheit oder des Beſchauungshanges an Menge und an Stärke größer iſt, als die des Herzens, — da iſt keine liebende Anhänglichkeit, ſondern nur eine eigennützige oder beſchauende vorhanden. Dieſer Unterſchied iſt freylich in manchen Fällen fein und ſchwer zu faſſen, aber nie Subtilität. Wenn Rouſſeau ſich für ein Ideal begeiſtert, und den Gegenſtand in der Natur, unbekümmert um ſein individuelles Wohl, vernachläſſigt, ſich bloß an dem Bilde in ſeinem Kopfe labet; — — ſo iſt dieß keine Liebe, ſondern nur eine beſchauende Anhänglichkeit. Wenn der eitle Floricourt im tout ou rien von Marmontel dem Vogel, der ſeine Geliebte erfreuete, erdrücken wollte, weil er ihr jedes Vergnügen mißgönnte, welches ihm nicht das Bewußtſeyn gab, daß er ſelbſt es ſey, der ſie beglückte; — ſo iſt dieß keine Liebe, ſondern nur verfeinerter Eigennutz.

Alſo nur diejenige Anhänglichkeit iſt Liebe, worin ich ohne Rückſicht darauf, ob der Menſch meinen Beſchauungshang oder meine Selbſtheit befriedigt, in den meiſten Augenblicken des verbündeten Lebens wonnevoll nach der Ueberzeugung ſtrebe, daß er ſich glücklich fühle; — worin ich ſelbſt in Fällen, wo verſchiedene Triebe mit einander in Streit gerathen können, den liebenden wonnevoll huldige; — worin die angewöhnte Fertigkeit zu liebenden Affekten gegen eine beſtimmte Perſon bey weitem die herrſchende iſt, und der Stimmung im Ganzen den Ton, den Charakter des einzelnen liebenden Affekts giebt.

O! Freund meiner Seele, daß deine Beſcheidenheit mir nicht in den Weg trete, indem ich die Natur der wahren liebenden Anhänglichkeit durch einen Rückblick auf unſere Verbindung zu entwickeln ſuche! Ich fühle alles, was ich durch die Vereinigung mit dir gewonnen habe und noch täglich gewinne! die Veredlung meines Charakters, die Erhöhung über mein niedriges Ich; — den Stolz, Dir vor den Augen der Edlen anzugehören, von Dir geachtet, von Dir gebilligt und geliebt zu werden; — ſogar die Freude, daß ich es bin, der Dir Freude machen kann; — kurz, eine Menge eigennütziger Wonnegefühle und Begünſtigungen meiner Selbſtheit, deren ich mir wohl bewußt bin, an die ich oft erinnert werde, ketten mich an Dich. Aber in andern Augenblicken fühle ich auch deutlich, daß die Vorſtellung von Deiner Menſchenkenntniß, von Deinem unaufhaltſamen Streben nach Wiſſen und Erkennen, von Deiner Thätigkeit, von Deiner Aufopferung für die Ausbreitung der Wahrheit, für die Bildung des Menſchengeſchlechts, — von Deinem lichtvollen treffenden Blick, von Deiner Aneignungskraft der entfernteſten Verhältniſſe, womit Du verſchiedene Zeitumſtände der Geſchichte, ſo wie die Lage der Dinge um Dich her, gleich treffend hervorzauberſt, gleich richtig beurtheilſt; — endlich von jener moraliſchen Strenge gegen Dich ſelbſt und von Deiner liebevollen Beurtheilung anderer; — ich fühle, ſage ich, daß alle dieſe verſchiedenen Vorſtellungen von Dir mich oft mit Affekten des Schönen und des Edeln erfüllen. Ich fühle, daß ſie mich auch dann damit erfüllen würden, wenn Du mir nicht bekannt wäreſt, wenn eine bloße Darſtellung der Geſchichte Dich mir im Bilde eines längſt verſtorbenen Menſchen aus der Ferne zeigte.

Das weiß ich, aber ich weiß auch, daß in den meiſten Augenblicken des zwanzigjährigen Zeitraums, worin ich an Dir hänge, dieſe Affekte des Eigennutzes und der Beſchauung unter denjenigen, welche Du mir eingeflößt haſt, bey weitem die geringſte Summe ausgemacht haben! Ich bin mir bewußt, daß in den Augenblicken, worin Du mir minder liebend, minder vollkommen ſcheinſt, mein wonnevolles Streben für Dein Daſeyn und Dein Wohl nicht abgenommen hat. Ich bin mir bewußt, daß ich Deinen Schmerz mit Dir theilen kann, daß das Glück, was Dir widerfährt, mich entzückt, wenn ich es auch nicht mit Dir theile, und wenn es auch nicht von mir herrührt! Biſt Du ein größerer Mann dadurch geworden, weil bey minderer Anſtrengung Deine Geſundheit ſich geſtärkt hat? Habe ich mehr von Deiner Liebe, weil Du an Weib und Kindern hängſt? Und dennoch, wie habe ich mich gefreuet, als ich Dich neulich ſo ruhig, ſo ausgefüllt im Schoße Deiner Familie fand! Ja! mein Freund, ich fühle es, ich ſage es mit innerer Ueberzeugung: könnte die Welt Dich verkennen, könnte Krankheit der Seele und des Körpers Dich in die Klaſſe gewöhnlicher Menſchen zurückſchieben; könnteſt Du ſogar — mit Schaudern denke ich daran, — könnteſt Du mich verkennen und mich von Dir ſtoßen; meine Thränen würden hauptſächlich die Trauer andeuten, daß Du durch Ungerechtigkeit Dir Reue und Unzufriedenheit mit Dir ſelbſt bereiten würdeſt. So denke ich heute; ſo bin ich ſicher bis ans Ende zu denken. Auf meinem Todtenlager, wenn ich Dich nicht mehr bewundern kann, beym Uebergange in die Zeit, worin Du mir nicht mehr nützlich ſeyn wirſt, wird dennoch mein Herz von dem warmen Wunſche nach Deinem Glücke überfließen!

Und das ſind Gefühle, welche auch der Gatte, der Waffenbruder unter den Wilden haben kann und hat, wenn gleich ſeine Vorſtellungen über Nutzen, Vollkommenheit und die Form der Handlungen, womit er ſeine Liebe äußert, verſchieden ſeyn ſollten.

Fünftes Kapitel.

Endlicher Begriff der liebenden Anhänglichkeit und des Herzens.

Das Weſentliche, das Charakteriſtiſche der liebenden Anhänglichkeit kann nicht in der Stärke des Bandes geſetzt werden, welches uns an eine andere Perſon anknüpft. Die Handlungen von Wohlthätigkeit, welche wir gegen ſie äußern, beweiſen nichts für ihr Daſeyn. Bedürfniß, Pflicht, Zwang, Wonne des feineren und gröberen Eigennutzes können eben dieſe Wirkungen hervorbringen. Bloß die Oberherrſchaft, welche die Affekte des Herzens, die liebenden Gefühle über alle anderen nehmen und behaupten, welche der verbündete Gegenſtand zugleich erwecken kann, und deren Mitwirkung ſogar zur Verſtärkung des Bandes nöthig ſcheint; dieſe allein begründet den Begriff der Liebe als Anhänglichkeit betrachtet.

Es kommt auch bey der Feſtſetzung dieſes Begriffs auf die Entſtehungsart, auf die nothwendigen Bedingungen zum Daſeyn der Sache ſelbſt gar nicht an. Ob alſo gleich neben jenen liebenden Affekten die ſelbſtiſchen und anſchauenden allerdings als mitwirkend vorausgeſetzt werden müſſen, wenn wir eine liebende Anhänglichkeit als vorhanden annehmen ſollen; ſo können wir

dieſe doch keinesweges mit in den Begriff aufnehmen, eben weil ihre untergeordnete Mitwirkung nur die liebenden Affekte unterſtützt.

Liebende Anhänglichkeit iſt folglich angewöhnte Stimmung unſers Weſens, nach der Beglückung einer beſtimmten Perſon außer uns wonnevoll zu ſtreben, um der Ueberzeugung willen, daß dieſe ſich ſelbſt glücklich fühle.

Das Wort Herz nimmt nun auch hier eine weitere, mit dem Begriffe dieſer Liebe correſpondierende Bedeutung an. Es heißt ſo viel, als die Fähigkeit, in der Liebe zu einer beſtimmten Perſon, Fertigkeit zu erlangen. Es iſt ein Talent von eigener Art, das nicht allen Menſchen gegeben iſt. Das menſchenfreundliche Herz, die Fähigkeit, ſich vorübergehend für das Wohl der Gattung ohne alle weitere Rückſicht zu intereſſieren, gehört, zum Beſten der Moral, viel häufiger zum Gemeinſinn.

Sechſtes Kapitel.

Uebergang zur Abſonderung der liebenden Anhänglichkeit überhaupt von der Zärtlichkeit.

Wenn wir die verſchiedenen Arten betrachten, wie lebloſe Körper mit einander verbunden werden können, ſo werden wir finden, daß einige ſich bloß an einander ſchließen, ohne ſich unter einander zu vereinigen. Die Schale, in welcher die Perle oder das Waſſerthier hauſet, der Granit, welcher den Porphyr in ſich birgt, das unedlere Metall, welches das Gold umfaßt,

liefern Beyſpiele einer ſolchen Verbindung durch Anſchließung. (Adjunctio.) Dagegen giebt es auch eine Vereinigung lebloſer Körper, (conjunctio,) entweder durch Vermengung; wenn ein Körper durch Zuwachs anderer Körper ſeiner Art vermehrt wird, an Menge ſeiner Beſtandtheile zunimmt, ohne ſeine urſprüngliche Natur zu verlieren; oder durch Vermiſchung, wodurch zwey Körper bey ihrer Vereinigung einen neuen Körper von ganz anderer Art, jedoch von der nehmlichen Gattung, hervorbringen. Beyſpiele von der Vereinigung durch Vermengung liefert der Anwachs von Land, der ſich ans Ufer ſetzt, das zuſammenwachſende Holz, u. ſ. w. Beyſpiele von der Vereinigung durch Vermiſchung liefern die ſauern und alcaliſchen Salzarten, welche durch ihre Verbindung einen neuen Körper hervorbringen, der ganz andere Eigenſchaften erhält, als die vermiſchten Salze einzeln an ſich tragen.

So auffallend es im Anfange klingen mag, ſo gewiß iſt es doch, daß unter den Verbindungen, welche Menſchen mit einander eingehen können, ſich eine ähnliche Verſchiedenheit antreffen laſſe, und daß jeder von uns, der eine mehr, der andere weniger, Anlagen zu dieſer oder jener Verbindungsart an ſich trägt.

Als da giebt es unſtreitig bloße Adjunctionen, Anſchließungen des Perſönlichen an die Perſon, wie bey den wechſelſeitigen engeren Verhältniſſen zwiſchen Obern und Untergebenen; es giebt aber auch Conjunctionen, Vereinigungen der Naturen. Unter dieſen letzten trifft man wieder Vermengungen gleichartiger Naturen an zur Vervollſtändigung eines Weſens, einer Art, die ſchon in jedem der ver-

einigten Menſchen iſoliert exiſtierte; Paarung Geſchlechtsähnlicher Naturen. Es giebt aber auch Vermiſchungen ungleichartiger Naturen zur Hervorbringung eines vollkommenen Weſens, das im iſolierten Menſchen noch nicht exiſtierte; Vermählung Geſchlechtsverſchiedener Naturen.

Ich werde zuerſt den Unterſchied zwiſchen der Anſchließung des Perſönlichen an die Perſon und der Vereinigung der Naturen auseinander zu ſetzen haben. Ehe ich aber weiter gehe, muß ich erſt den Unterſchied zwiſchen dem Perſönlichen des Menſchen und ſeiner Natur feſtzuſetzen ſuchen.

Siebentes Kapitel.

Von dem Perſönlichen des Menſchen überhaupt, und von ſeiner Natur, ſeiner engſten Sinnlichkeit insbeſondere.

Die Perſon des Menſchen, ſein Perſönliches überhaupt, iſt dasjenige, was den Begriff ſeines Individuums begründet, was ihn als einzelnen Menſchen von allen andern Menſchen unterſcheidet. Hierbey wird die doppelte Vorſtellung in Rückſicht genommen, theils wie andere ihn betrachten, theils wie er ſich ſelbſt anſieht. Beydes zuſammen macht den Inbegriff ſeiner Eigenthümlichkeiten, ſeines Charakters, der Triebe ſeines Körpers und ſeines Gemüths, ſeiner Beſchaffenheit, Lagen und Verhältniſſe aus. Wie ſteht er in einem Augenblicke ſeines Lebens, gegen alle übrige die ſchon vorausgegangen ſind, und die er noch als kommend vorausſieht? Wie ſteht er mit ſeinem Ganzen gegen die Gegenſtände

um ihn her? Das alles nimmt er zuſammen, das alles ſchlägt er an, wenn er ſich ſagt: das iſt meine Perſon, das iſt mir perſönlich. Ein ſehr complicierter Begriff, den die Vernunft nie ganz entwickelt, nie ganz zuſammen faßt, den aber das Selbſtgefühl eines jeden Menſchen ſehr leicht verſtehen wird!

Unter dieſem Perſönlichen giebt es aber nun Einiges, was dem Menſchen ſo eng anzugehören ſcheint, daß er überzeugt iſt, es nicht verlieren zu können, ohne daß ſeine Exiſtenz zugleich mit verloren ginge. Dieß iſt eigentlich ſeine Natur, die engſte Sinnlichkeit ſeines Körpers und ſeiner Seele!

Freunde! verzeiht auch hier der Armuth der Sprache und der Unzulänglichkeit des Verſtandes, wenn das Bewußtſeyn von demjenigen, was zu unſerer Natur gehört, mit keinem beſtimmten Nahmen genannt, unter keinen allgemeinen Begriff gefaßt werden kann. Ich will nur einige Züge ausheben, woran ein jeder das Weſen ſeiner Natur an ſich ſelbſt wird erkennen können.

Der Inbegriff aller körperlichen Triebe, bey deren Kränkung oder Begünſtigung der Menſch bis ins Innerſte, oder, wie der gemeine Mann zu ſagen pflegt, bis ins Mark angegriffen wird; wobey er durch Schmerz oder Wolluſt aus ſeinem Daſeyn herausgehoben zu werden fürchtet, — dieſer Inbegriff macht zuerſt einen Theil unſerer Natur, unſerer engſten Sinnlichkeit des Körpers aus. In ſo fern die Vereinigung der Naturen in Rückſicht gezogen wird, gehört beſonders hierher die körperliche Geſchlechtsſympathie.

Ferner gehört zu unſrer Natur der Inbegriff gewiſſer Triebe der Seele, deren Kränkung und Begünſtigung uns wieder bis ins Innerſte angreift. Sie hängen mit den

erſten Grundzügen unſers Charakters, mit dem primiti-
ven Stoff unſers Gemüths zuſammen. Dieſe Natur
macht dasjenige aus, was mit dem Menſchen geboren zu
ſeyn ſcheint, (was ihm vielleicht ſchon vor der Zeit der
Selbſterkenntniß eigen war,) und was ſich mit den
ſtärkſten Zwangsmitteln nicht völlig wieder austreiben
läßt. *) Sie iſt jene Nacktheit meiner Seele, wie ich
ſie entblößt von allen erworbenen Fertigkeiten, von aller
Bekleidung, womit Klugheit, Anſtand, oft auch Pflicht
ſie im gemeinen Leben umhüllet, betrachte. Sie iſt jenes
Selbſt, mit allen ſeinen Erbärmlichkeiten und elenden
Neigungen, womit ich es im Augenblicke des Mißmuths
erblicke. Sie iſt jenes Selbſt mit allen ſeinen An-
maßungen, womit ich es im Augenblicke des Uebermuths
als mit eben ſo viel wirklichen Vorzügen geſchmückt, be-
wundere! Zu ihr, dieſer Natur, gehört jene Lage, worin
ich mein Selbſt zu andern Gegenſtänden denke, wenn ich
im Augenblicke des ausgelaſſenen Frohſinns mich völlig
gehen laſſe, und alle Rückſicht auf bürgerliche und häus-
liche Convenienz vergeſſe. Kurz, ſie iſt das Innerſte,
das Mark meines Weſens, deſſen Erſchütterung mich
vor Schmerz oder vor Wonne aus meinem Daſeyn her-
auszuheben droht. —

Vielleicht läßt ſich nun eine allgemeine Bezeichnung
der Natur des Menſchen geben. Sie iſt ſeine angeeigne-
teſte Reitzbarkeit, ſeine Sinnlichkeit im engſten Verſtande;
der Inbegriff derjenigen herrſchenden Triebe, über deren
Beleidigung hinaus er nur Vernichtung, als das Schlim-
mere, über deren Begünſtigung hinaus er nur Vergötte-
rung, als das Beſſere, erkennt. —

*) Naturam expellas furca, tamen usque recurrit.

Dieſe Natur des Menſchen wird nun auch oft ſein Herz genannt, beſonders in ſo fern wir die angeeig- netſten Triebe des Gemüths darunter verſtehen.

Achtes Kapitel.

Unterſchied zwiſchen liebender perſönlicher Ergeben- heit oder Anſchließung des Perſönlichen an die Per- ſon, und Zärtlichkeit, oder Vereinigung der Naturen.

Es iſt nun ein großer Unterſchied, ob ich bey der Verbindung mit einer andern Perſon bloß etwas Per- ſönliches an dieſe anzuſchließen, oder gar meine Natur mit der ihrigen zu vereinigen ſtrebe.

Der Obere, der ſeinem Untergebenen, und umge- kehrt, der Untergebene der ſeinem Obern anhängt, beyde verbinden unſtreitig ſehr viel Perſönliches mit einander, beſonders wenn dieſe Anhänglichkeit wirklich den Cha- rakter der Liebe annimmt, und beyde wechſelſeitig ſtre- ben ſich einander zu beglücken. Aber ſo lange beyde im Verhältniſſe des Obern zum Untergebenen gegen einan- der bleiben, ſo lange ſuchen ſie ihre Naturen nicht zu vereinigen, und ſich durch dieſe Vereinigung zu be- glücken. Wenigſtens wird dieß Beſtreben nicht ihre Ver- bindung charakteriſieren.

Beyde, der Herr und der Diener, ſorgen wechſelſei- tig für ihren Wohlſtand, ihr Anſehn, ihre Bequemlich- keit, die Fortdauer ihres Lebens u. ſ. w. und opfern dafür ſelbſt vieles von demjenigen auf, was ihre eigene Perſon beglücken konnte: Ruhe, Vermögen, Leben u. ſ. w. Aber beyde rechnen weder darauf, ſich einander ſo glück- lich zu machen, wie ſie es ſelbſt ſeyn möchten, noch

darauf, in dieſem Genuſſe gerade mit einander zuſammenzutreffen.

Ihre Verhältniſſe und ihr Geſchmack ſind ſich einander nicht gleich. Der Herr, der dem Bedienten mit dem wonnevollen Beſtreben, ihn zu erfreuen, ein Trinkgelag nach deſſen Geſchmack bereitet, für ſein Auskommen durch eine einträgliche Bedienung ſorgt, u. ſ. w. verſetzt ſich gewiß nicht dergeſtalt an deſſen Stelle, daß er den Zuſtand ſeines Bedienten zu dem ſeinigen machen, folglich ſich ſo beglückt ſehen möchte, wie ſein Bedienter beglückt iſt. Umgekehrt, wird der Bediente, der mit dem wonnevollen Beſtreben, den Herrn zu erfreuen, deſſen Vermögen, deſſen Anſehn, deſſen Bequemlichkeit durch treue Aufwartung vermehrt, nicht daran denken, daß er die Folgen ſeiner Wohlthätigkeit mit ihm theilen möchte, daß der Herr gerade ſo glücklich ſeyn ſolle, als er für ſeine Perſon es zu ſeyn wünſcht.

Eben dieß wird nun der Fall bey unzähligen Verbindungen ſeyn, die zwiſchen Perſonen von ungleichen Naturen und Verhältniſſen Statt finden; zwiſchen Erziehern und Zöglingen, zwiſchen Fürſten und Unterthanen, ja, ſogar zwiſchen Gatten, die in ſolchen Staaten leben, worin dem Manne eine große Präeminenz durch die Sitten eingeräumt wird, und die Ehe ſich in Patronat und Clientel auflöſet. Hier können einzelne Aufwallungen einer ſolchen Liebe entſtehen, wobey der eine Verbündete mit dem andern wirklich in einem Genuſſe zuſammentreffe, eine und dieſelbe Begünſtigung ihrer wechſelſeitigen Naturen zu theilen ſucht; aber dieſe Aufwallungen ſind nicht häufig genug, um der Verbindung im Ganzen den Charakter der Vereinigung der Naturen zu geben.

Ich führe nur ein Beyſpiel an: der Mann in den republikaniſchen Staaten der alten Griechen kannte kein höheres Glück, als das, ſich vor den Augen ſeiner Mitbürger durch Verwaltung öffentlicher Angelegenheiten auszuzeichnen. Dieß gehörte zu ſeiner Natur, zu ſeiner engſten Sinnlichkeit. Seine Gattin war ganz von dieſem Genuſſe ausgeſchloſſen. Der Trieb darnach gehörte folglich nicht zu ihrer Natur. Konnte nun der Mann, wenn er ſeine Frau zu beglücken ſtrebte, ſie gerade in ſeinen Zuſtand hineinverſetzen, und ſo den ihrigen theilen wollen? Unſtreitig nicht! Er hatte noch andere Triebe, die zu ſeiner Natur gehörten, den Trieb nach traulicher unbefangener Unterhaltung in ſeinem Hauſe, nach Freude an ſeinen Kindern, nach Vermehrung ſeines Vermögens u. ſ. w. In allem dieſen konnte er einen Genuß mit der Gattin theilen. Da aber dieſe Triebe dem Hange nach bürgerlicher Auszeichnung bey den Griechen untergeordnet waren, folglich der Haupttrieb ſeiner Natur in der Verbindung mit der Gattin keinen Genuß fand; ſo erhielt dieſe, wenn ſie auch noch ſo liebend war, nie den Charakter einer gänzlichen Vereinigung der Naturen, die ſchlechterdings entweder Gleichheit oder Uebereinſtimmung des Geſchmacks und der Verhältniſſe vorausſetzt.

In den monarchiſchen Staaten unſers heutigen Europa, wo der Antheil an der Adminiſtration der Länder hauptſächlich um der Auszeichnung willen geſucht wird, die er in geſelligen Zirkeln giebt, wo die Folgen derſelben, Anſehn, Vermögen, Macht, von der Gattin mehr getheilt werden, wo die Natur beyder Geſchlechter vorzüglich durch einen ſolchen Genuß gereizt wird, an dem ſie beyde ungefähr gleichen Antheil nehmen können, in dieſen unſern heutigen monarchi-

ſchen Staaten iſt die Vereinigung der Naturen zwiſchen Gatten eine viel häufigere Erſcheinung.

Genug, der Unterſchied zwiſchen den verſchiedenen liebenden Anhänglichkeiten, nehmlich denjenigen, welche auf dem Triebe nach bloßer Anſchließung des Perſönlichen an die Perſon, und wieder denjenigen, welche auf jenem nach Vereinigung der Naturen beruhen, iſt außer Zweifel. Beyde verdienen durch eigene Nahmen unterſchieden zu werden. Ich nenne die erſte *perſönliche Ergebenheit*, die andere *Zärtlichkeit*.

Die *perſönliche Ergebenheit* zeigt zwey Arten. Zuerſt findet ſie Statt zwiſchen Perſonen, die in ihren Verhältniſſen und Neigungen ſehr weit von einander abſtehen, dergeſtalt, daß der Eine wie der Obere, der Andere wie der Untergeordnete erſcheint. Die liebende Geſinnung, die dem Obern eigen iſt, heißt *treue Gunſtgefliſſenheit*: (beneuolentia et studium, bienveillance) hingegen die liebende Geſinnung, die dem Untergeordneten eigen iſt, heißt *treue Dienſtgefliſſenheit oder Zuneigung*. (Addictio, Devouement.) Das Verhältniß ſelbſt kann man *liebendes Patronat* auf der einen, und *liebende Clientel* auf der andern Seite nennen.

Das *liebende Patronat* findet Statt zwiſchen Herrn und Diener, zwiſchen Fürſten und Unterthan, zwiſchen Eltern und Kindern, zwiſchen Lehrern und Zöglingen, oft auch zwiſchen Gatten und ſogenannten Liebenden und Freunden.

Die *andere Art* der perſönlichen Ergebenheit findet Statt, wo die Verhältniſſe gleich ſind, zuweilen auch die Neigungen in einzelnen Stücken, nur daß der Vereinigung der Naturen nicht nachgeſtrebt wird.

Sie zeigt ſich zwiſchen Mitgliedern einer Geſellſchaft, eines Hauſes, eines Staats, einer Familie, und wird daher von mir genannt: liebende Genoſſenſchaft oder Brüderſchaft. (Familiaritas, fraternité.) Ihr auffallendſtes Beyſpiel zeigt ſich freylich in der Geſchwiſterliebe, in ſo fern dieſe nicht in Zärtlichkeit übergeht. Aber auch Gatten, ſogenannte Liebende und Freunde, können nur treue Genoſſen ſeyn.

Von dieſer perſönlichen und liebenden Ergebenheit ſondert ſich beſtimmt und deutlich ab: die Zärtlichkeit, jenes angewöhnte wonnevolle Beſtreben, die Vereinigung der Naturen unſerer eigenen und einer andern beſtimmten Perſon, durch ſie beglückend, aber auch durch ſie beglückt zu theilen.

Die Zärtlichkeit hat dieß mit der einzelnen liebenden Aufwallung und mit der liebenden Anhänglichkeit gemein, daß wir die Perſon außer uns beglücken wollen: daß wir an dieſem Beſtreben unmittelbare Wonne empfinden. Sie ähnelt darin beſonders der liebenden perſönlichen Ergebenheit, daß es uns zur Fertigkeit geworden iſt, unſere liebenden Affekte auf eine beſtimmte Perſon zu richten. Aber darin unterſcheidet ſie ſich deutlich von den beyden vorigen, daß der liebende Menſch angewöhnt iſt, den Geliebten ſo beglücken zu wollen, wie er es ſelbſt durch Begünſtigung ſeiner engſten Sinnlichkeit zu ſeyn wünſcht, und daß er dann mit ihm in einem Genuſſe zuſammenzutreffen ſtrebt.

Was wird leichter zur Luſt und Unluſt gereizt, was aber auch mehr geſchont, ſanfter behandelt, eifriger geliebkoſet, als unſere engſte Sinnlichkeit, unſre Natur? Sie iſt das Zärteſte, was wir an uns tragen! Und wenn

wir dieß zärteſte Selbſt in einem andern fühlen, und uns in ihm beglücken wollen, wie **zart** werden wir ihn behandeln! Daher der Nahme der **Zärtlichkeit**.

Ich kenne drey Hauptarten von dieſer Stimmung unſers Herzens, und von Verbindungen, die darauf beruhen: Freundſchaft im eigentlichſten Sinn, Geſchlechtszärtlichkeit und Aelternzärtlichkeit.

Die letzte liegt ganz außer meinem Plane. Nur zum Ueberfluß bemerke ich hier, daß die liebende Anhänglichkeit der Aeltern an ihren Kindern in den meiſten Fällen nur liebende perſönliche Ergebenheit, nicht Vereinigung der Naturen iſt. Sie ſind treue Gunſtgefliſſene, treue Genoſſen ihrer Kinder. Sie ſchützen, ſie pflegen dieſe, ſie nehmen ſie in ihre Familienverhältniſſe auf: kurz, ſie verbinden ſehr viel Perſönliches mit der Perſon. Ja! die Verbindung kann große Aufopferungen hervorbringen. Demohngeachtet iſt ſie nicht immer, ja, nur in ſeltenen Fällen, Vereinigung der Naturen. Wenn ſie es aber ſeyn ſollte, dann löſt ſie ſich beynahe ganz in Freundſchaft, und wohl gar in Geſchlechtszärtlichkeit auf, und behält nur eine geringe Miſchung vom **treuen Patronat** an ſich, die dann dazu dient, der Verbindung einen beſondern Charakter zu geben. Alles dieß wird ſich in der Folge noch weiter entwickeln, wenn ich den Begriff der Freundſchaft und Geſchlechtszärtlichkeit näher beſtimmt haben werde. Um ſo weniger brauche ich hier der Aelternzärtlichkeit eine weitere Erörterung zu widmen.

Neuntes Kapitel.

Endliche Beſtimmung der Zärtlichkeit und eines zärtlichen Herzens.

Die Alten haben geſagt: Zärtlichkeit ſey das Streben nach Vereinigung zweyer Perſonen zu einer: der zärtlich Geliebte ſey unſer anderes Selbſt. *)

Gewiß! dieſer Begriff läßt ſich rechtfertigen. Die Natur in jedem Menſchen iſt dasjenige, was er im engſten Sinne zu ſeinem Selbſt rechnet, was daher ſeine Perſon am beſtimmteſten von andern unterſcheidet. Wenn er ſeine Natur mit der eines andern zuſammenzuſetzen ſtrebt, ſo ſtrebt er, das Weſentlichſte ſeiner Perſon mit dem Weſentlichſten der Perſon eines andern zu vereinigen.

Inzwiſchen umfaßt doch der Begriff der Perſon bald mehr bald weniger als der der Natur, und dann fehlt bey jenem Begriffe der Zärtlichkeit die Beſtimmung, daß die Vereinigung geſucht werden muß, um die andere Hälfte mit der unſrigen zu beglücken.

Verlangen wir eine kürzere Definition als diejenige, die ich ſchon gegeben habe, ſo laßt uns ſagen: Zärtlichkeit ſey das angewöhnte wonnevolle Beſtreben nach beglückender Zuſammenſetzung zweyer Perſonen zu einer, durch Vereinigung der Naturen. Das zärtliche Herz iſt die Anlage zu dieſem Beſtreben; es iſt das Herz, das alle Seligkeit des Alleinſeyns gern aufopfert, um ſeine Natur in der vereinigten zu verlieren.

*) Cic. de amicitia. c. 21.

Anhang zum zweyten Buche.

Excurs.

Ueber das Verhältniß der Selbſtheit zur Uneigennützigkeit in der Zärtlichkeit.

Die Zärtlichkeit trägt unſtreitig etwas an ſich, welches ſie dem Eigennutze ſehr nahe bringt. Wir ſelbſt gewinnen dabey eben ſo viel, als der zärtlich geliebte Menſch außer uns. Hier iſt wahre Theilung eines und des nehmlichen Glücks. Zärtlichkeit ſetzt folgenden Gang der Gefühle zum Voraus: ich fühle mich mangelhaft in meinem iſolierten Zuſtande, ich kann durch ein Weſen meines Geſchlechts, oder nicht meines Geſchlechts, aber meiner Gattung, vervollſtändigt, vervollkommnet werden. Der Menſch außer mir iſt ein Weſen meiner Art, er hat gleiche Bedürfniſſe, gleiche Anſprüche. Er ſucht einen Freund, einen Gatten, wie ich ſie ſuche, und dazu iſt uns Beyden nicht jeder Menſch von gleichem Werthe. Nur derjenige, der eine Natur an ſich trägt, welche mit der unſrigen im Wohlverhältniſſe ſteht, kann unſern wechſelſeitigen Hang zur Vervollſtändigung, zur Vervollkommnung unſers iſolierten Weſens befriedigen. Wir bieten uns einander an; die Vereinigung gelingt, und die Vervollſtändigung, die Vervollkommnung wird von beyden Seiten gefühlt. Wie iſt es möglich, daß nicht ein jeder für ſich darauf zurückgeführt werde, ich bin es, der beglückt; ich, mit meinem nächſten Selbſt, mit meiner engſten Sinnlichkeit, mit meiner Natur!

Und nur meine Natur konnte ihn beglücken! Und was ich ihm bin, iſt er mir! Ich ergänze, ich verbeſſere ihn; aber er ergänzt, er verbeſſert mich gleichfalls!

Dieß ſind Gefühle, welche ſich bey jeder Zärtlichkeit einfinden; und es iſt gewiß, daß, von dieſer Seite betrachtet, die Zärtlichkeit mehr Eigennutz enthalte, als die liebende Ergebenheit der Perſon an die Perſon.

Dennoch unterſcheidet ſie ſich noch deutlich von der eigennützigen Vereinigung der Naturen, und iſt von einer andern Seite betrachtet weniger eigennützig als die liebende Ergebenheit.

Der Menſch, der die Vereinigung der Naturen eigennützig genießt, bezieht alles, was er von dem Vereinigten erhält, nur darauf, wie ſein iſoliertes Individuum ergänzt und verbeſſert wird; das Bewußtſeyn, daß der andere zugleich dabey gewinnt, iſt nur Nebenſache, Zufall. Die Vorſtellung, daß der andere noch für ſich, und iſoliert von ihm, einer Zufriedenheit fähig ſey, iſt ihm ſogar widerlich. Er gönnt dem Vereinigten nichts, was er nicht mit ihm theilt, oder was er ihm nicht unmittelbar giebt.

Der zärtlich Liebende hingegen nimmt bey jeder Theilung weit weniger für ſich hin, als er dem andern zuzuwenden ſucht, und dasjenige, was der andere erhält, erfreuet ihn weit mehr, als was er ſelbſt genießt. Die herrſchende Vorſtellung bleibt bey ihm immer der Vortheil des Geliebten. Er gönnt dem Vereinigten auch gern jedes Glück, das er einzeln genießen kann; Reichthum, Ehre, Vermögen, Bequemlichkeit, Zerſtreuung, Belehrung, Veredlung ſeines Charakters, kurz, alles, nur die Wolluſt nicht, welche unmittelbar aus der Vereinigung der körperlichen Naturen entſpringt; nur die

Wonne nicht, die aus der Vereinigung des Herzens, der Naturen der Seele, fließt. Jene Zufriedenheit, die er einzeln genießen kann, mag ihm geben wer da will; jenes Glück, welches nicht von der Vereinigung der Naturen abhängt, mag er mit allen theilen! Aber dieſe? Nein! Was dieſe geben kann, das will er geben, das will er theilen! Und warum? Nur mit ihm kann es vollſtändig genoſſen werden! Es wäre ſelbſt für den zärtlich Geliebten nur ein mangelhafter Genuß, wenn er die Vereinigung der Naturen bey einem andern, als bey dem zärtlich liebenden, für ihn ganz geſchaffenen Weſen, aufſuchte!

Dieß iſt der Eigennutz, dieß iſt die Eiferſucht der Zärtlichkeit! Welcher Freund wird dem Freunde mißgönnen, daß er ſich in größeren Zirkeln von andern unterhalten finde, daß ihm von den Großen der Erde, vom Publico, Ehre bezeugt werde, daß ein Weib ſeine häuslichen Verhältniſſe beglücke! Aber welcher Freund wird es gleichgültig anhören, daß ein dritter gleiche Rechte mit ihm habe, der Vertraute derjenigen geheimſten Gedanken und Empfindungen des Freundes zu ſeyn, welche der Mann nur dem zärtlich geliebten Manne, das Weib nur dem zärtlich geliebten Weibe anvertrauet! Kann denn ein anderer den Freund eben ſo verſtehen, eben ſo fühlen? Und wie viel gerechtfertigter ſteht nicht noch in dieſem Punkte der Eigennutz und die Eiferſucht der Gatten!

Ach! es iſt nur Rauſch der Sinne und der Eitelkeit, wenn der zärtlich Geliebte die Umarmungen, die Freuden häuslicher Vertraulichkeit und geſelliger Diſtinktion, bey einem dritten mit dem Gefühle vereinigter Naturen zu genießen glaubt: es iſt kein dauerndes Glück! Nur der

zärtlich Liebende kann ihm dieß Gefühl, dieſes Glück vollſtändig gewähren! Warum verdirbt er ſich ſeine Freuden?

So denkt, ſo betrügt ſich vielleicht nur die zärtliche Liebe! So ſtellt ſich ihr Eigennutz, ihre Eiferſucht vor ihr ſelbſt als uneigennützig dar! Hingegen die wirklich eigennützige Anhänglichkeit iſt eiferſüchtig auf alles, was dem Vereinigten Gutes widerfährt, ſobald ſie nicht Antheil daran hat, ſobald ſie nicht wenigſtens das Gefühl erhält: er hat's von mir!

Die liebende Ergebenheit, welche nicht mit Zärtlichkeit verbunden iſt, hat dieß zum Voraus, daß ſie überhaupt nicht, oder weniger eiferſüchtig iſt. Der Diener gönnt dem Herrn jedes Glück, welches ihm nicht durch ihn widerfährt, welches er nicht mit ihm theilt; eben ſo das Kind ſeinen Aeltern; umgekehrt der Herr dem Diener, die Aeltern den Kindern, in ſo fern nehmlich die Anhänglichkeit dieſer Perſonen nicht in Zärtlichkeit übergegangen iſt. Dagegen aber opfern dieſe Perſonen auch weit weniger von ihrem Perſönlichen auf, um den Geliebten zu beglücken;, ihr Beytrag zu ſeiner Zufriedenheit wird nicht ſo von ihrem Innerſten, Engſten, Nächſten genommen, wie bey der Zärtlichkeit. Wie ein mehreres geben der Freund, der Gatte, die zärtlichen Aeltern von ihrem iſolierten Wohlſtande, von ihrer iſolierten Bequemlichkeit, Ruhe, Geſundheit, Vermögen, Erheiterung u. ſ. w. hin; wie viel näher nehmen ſie es von ihrem Selbſt weg, um es dem Geliebten zu geben! Gewiß, die Zärtlichkeit iſt in dieſem Sinne viel uneigennütziger als die liebende Ergebenheit!

Inzwiſchen nimmt die Zärtlichkeit doch einen beſondern Charakter durch die Beymiſchung des ihr eigenen

Eigennutzes an. Sie läßt ſich nicht bloß an derjenigen Theilung genügen, wodurch die liebende Ergebenheit die Wonne, den Geliebten glücklich zu wiſſen, zu ihrem Antheile erhält; nein, ſie will zugleich durch Vereinigung der Naturen beglücken, und dabey ein und daſſelbe Glück theilen; in einem und demſelben Genuß mit dem Geliebten zuſammentreffen.

Es iſt wahr, die liebende Leidenſchaft kann ſogar ſo weit gehen, der Vereinigung der Naturen zu entſagen, nur um der Wonne des Bewußtſeyns willen, den leidenſchaftlich Geliebten beglückt zu haben. Allein dieſer Fall, der den Charakter der Liebe, als wonnevolles Beſtreben nach der Ueberzeugung von der Zufriedenheit eines Andern wieder begründet, gehört doch einem ganz andern und höheren Verhältniſſe an.

Drittes Buch.

Von der Geſchlechtsſympathie *), und der Sympathie mit dem Gleichartigen.

Erſtes Kapitel.

Einleitung.

Heiliger Trieb! beſtimmt von der Natur zur Erfüllung hoher Zwecke! Holder Trieb! Geber der höchſten ſinnlichen Freuden; Geber ſo vieler andern, die dem innern Menſchen gehören! Edler Trieb! Gegengewicht, mildernder Gefährte unſerer ſelbſtiſchen, zerſtörenden Triebe! Urſtoff der ſtärkſten Bande unter den Menſchen! Mittler älterlicher Zärtlichkeit! Beförderer heroiſcher Freundſchaft! Zeuger, Mehrer, Tröſter alles deſſen, was lebt und webt in der Natur! — Geſchlechtstrieb! Warum haben Unverſtand und Mißbrauch ſo oft deine wahren Züge in einem Afterbilde ent-

*) Ἀφροδίτη, Venus, bey den Griechen und Römern. Es iſt mir unbekannt, ob der Begriff der Sympathie mit dem Gleichartigen bey den Alten und Neuern durch einen beſondern Nahmen bezeichnet geweſen ſey.

ſtellt, und ſelbſt dem Gebrauche deines Nahmens den Vorwurf der Unanſtändigkeit zugezogen?

Jetzt, da ich tiefer in deine Natur einzudringen ſuche, zeige dich mir in Begleitung jener deiner Gefährten, Schamhaftigkeit und Anſtand, die ſich ſo gern im Menſchen zugleich mit dir entwickeln, und nur durch Rohheit oder Ausartung von dir getrennt werden. Und du, Liebe zur Wahrheit! laß mich nie vergeſſen, daß ſelbſt reine Seelen über die Wahl ihrer Ausdrücke wachen ſollen, und daß Unbeſcheidenheit dir eben ſo zuwider iſt als übertriebene Zartheit! Beyde ſtehen der Harmonie des ſittlichen Charakters, deinem erſten Geſetze und deinem höchſten Triumph im Wege! So werde ich mit jungfräulicher Hand nur den obern Mantel von der Natur abnehmen, und ihr den innern Schleyer nicht entziehen, der ihre Myſterien vor den Augen des Ungeweihten verhüllet, ohne ihre Umriſſe dem mehr Erfahrnen zu verſtecken! *)

*) Ich hoffe dieſen Grundſätzen getreu geblieben zu ſeyn, und wirklich hat die Sorge für den Ausdruck mir mehr Arbeit verurſacht als der Inhalt ſelbſt. Sollte aber demohngeachtet irgend Jemand ſo unbillig ſeyn, mir einen Vorwurf darüber zu machen, daß ich dieſen Gegenſtand überhaupt berührt habe; für den habe ich nicht geſchrieben. Und wirklich würde ich auf die Bedingung, ganz über den Geſchlechtstrieb zu ſchweigen, das Werk nie unternommen haben. Zur Gründung des wahren Begriffs der edleren Liebe war es nöthig, den Begriff des Antheils, den der Körper daran nehmen muß, näher zu erörtern. Mit unſerer übertriebenen Zartheit haben wir es verwirkt, daß die Unſchuld ſich ſelbſt hintergangen, und der Spötter alle Seelenliebe verlacht hat. Unſern unbeſtimmten Begriffen über den Grad der körperlichen Geſchlechtsſympathie, der bey der Liebe, wie ſie Plato darſtellte, mitwirken darf, haben wir es zu ver-

Es iſt ein großer Irrthum, — ein Irrthum, der bisher alle unſere Unterſuchungen über die Natur des Unterſchiedes zwiſchen dem Erhabenen und Anmuthigen gehemmt hat, — wenn wir die Verſchiedenheit der Geſchlechter und ihren gegenſeitigen Zug zu einander bloß auf dasjenige Verhältniß eingeſchränkt haben, worin ſich lebendige Creaturen gegenſeitig befinden. Vielleicht können ſchon lebloſe Körper in dieſem Verhältniſſe von Geſchlechtsverſchiedenheit, und mittelſt derſelben in einer genaueren Verwandſchaft mit einander ſtehen!

Doch, der Beweis dieſes Satzes liegt hier außer den Grenzen meines Zwecks. Offenbar aber ſtehen ſchon lebloſe Körper, welche durch ſinnliche Eindrücke auf uns wirken, mit der Reitzbarkeit unſerer Sinnenorgane in dem doppelten Verhältniſſe der Geſchlechtsverwandſchaft und des Gleichartigen; und dieſer Satz wird mir bereits wichtig genug, um den Beweis davon in der Folge zu übernehmen.

Es iſt ein großer Irrthum, — ein Irrthum, der bisher der Unterſuchung über die Natur des Unterſchiedes zwiſchen Freundſchaft und Geſchlechtsliebe ſehr im Wege geſtanden hat, — wenn wir die Geſchlechtsverſchiedenheit unter den Menſchen in dem Verhältniſſe derjenigen Perſonen gegen einander ausſchließend aufgeſucht haben, welche durch Körperverbindung zur Fortpflanzung der Gattung beytragen können, und ihrer äußern Bildung nach als geſchickt dazu erſcheinen. Oft trägt diejenige Perſon, welche allgemeinen äußern

danken, daß wir ihren Lehrer nicht verſtanden haben. Kurz, ohne die Unterſuchung anzuſtellen, die ich zu unternehmen im Begriff bin, kann man viel Schönes über die Liebe dichten, aber man kann nicht darüber philoſophieren.

Kennzeichen nach zu den Frauensperſonen gerechnet wird, mehr männliche Anlagen an ſich, als diejenige, welche man im gemeinen Leben zu den Mannsperſonen zählt; und eben dieſe Verwechſelung tritt oft bey unſerm Geſchlechte ein.

Mehr. Es iſt falſch, daß nur die Körper eine Geſchlechtsverſchiedenheit zeigen, und vermöge derſelben nach Verbindung ſtreben! Nein! auch Seelen fühlen den Zug der Geſchlechtsverwandſchaft zu einander, und diejenige Zärtlichkeit, welche darauf beruht, iſt weit verſchieden von der Freundſchaft zweyer Seelen von ähnlichen Geſchlechtsanlagen.

Es iſt falſch, es iſt nicht wahr, daß der urſprünglichen Beſtimmung der Natur nach die Triebe nach Körperverbindung ſich nur auf ſolche Körper richten, welche in der Vereinigung mit einander zur Fortpflanzung geſchickt ſind. — Es iſt nicht wahr, daß die Regſamkeit dieſer Triebe allemahl an äußern Erſcheinungen am Körper wahrgenommen werde, und daß der Zweck und die Begünſtigung derſelben in derjenigen Handlung beſtehe, welche als die letzte Urſach jener Fortpflanzung der Gattung angeſehen wird.

Wie wichtig ſind alle dieſe Behauptungen zur wahren Beſtimmung der Geſchlechtsliebe und ihrer verſchiedenen Modificationen, je nachdem Triebe des Körpers oder der Seele darin prädominieren! Wie wichtig zur Wegräumung ſo manchen Mißgriffs, der ſich in die Erörterungen über Begeiſterung und Schwärmerey für Schönheit und Vollkommenheit an todten, lebenden und überſinnlichen Gegenſtänden eingeſchlichen hat!

O! daß bey meinen folgenden Unterſuchungen die Unbeſtimmtheit der Begriffe des großen Haufens, oder

die falſche Richtung, welche die Bemühungen ſeiner Wegweiſer genommen haben, die Armuth der Sprache, und die Rückſicht auf die Forderungen des Anſtandes mir nicht zu viele Hinderniſſe in den Weg gelegt hätten! Wie ſchwer iſt mir die Wahl des Ausdrucks geworden! Wie ſorgſam habe ich geſucht, mich an bekannte Worte zu halten, welche das wahre Verhältniß der Sache wenigſtens im Ganzen bezeichneten, und mir nur die Mühe übrig ließen, allgemeine Wahrnehmungen auf beſtimmte Begriffe zurückzuführen! Aber wie ſelten hat mir dieß gelingen können! Ich habe mich nach langjährigen Bemühungen endlich doch begnügen müſſen, eigene Bewegungen für neuentwickelte Begriffe zu erſchaffen; zufrieden, nur durch eine gewiſſe Verwandſchaft zwiſchen bekannten Nahmen und dem wahren Gehalt der Dinge der Aufmerkſamkeit und dem Gedächtniß zu Hülfe zu kommen!

Zweytes Kapitel.

Vorläufige Bezeichnung der Geſchlechtsverſchiedenheit und des Gleichartigen, ſo wie der Sympathien, die darauf beruhen, um der Aufmerkſamkeit bey der ferneren Unterſuchung zu Hülfe zu kommen.

Die Begriffe von demjenigen, was Geſchlecht, was Verſchiedenheit des Geſchlechts, was Hang zum Geſchlechte heißt, ſind, beſonders nach allen Mißverſtändniſſen die ſich in dieſe Materie eingeſchlichen haben, ſo ſchwer zu faſſen, daß ich mir jedes Mittel erlauben darf, wodurch ich der Deutlichkeit näher zu treten, und der Aufmerkſamkeit meiner Leſer eine beſtimmtere Richtung zu geben hoffen kann.

Der bequemſte Weg, dieſe mit mir zur Erkenntniß desjenigen, was ich in dieſen Stücken für Wahrheit halte, zu führen, ſcheint mir dieſer zu ſeyn, von dem Einzelnen zu dem Allgemeinen überzugehen; mithin die Erſcheinungen des Hanges unſers Weſens nach Verbindung mit andern Gegenſtänden an den verſchiedenen Beſtandtheilen unſers Weſens, am Körper und an der Seele, ſo wie an den Aeußerungen ihrer Hauptvermögen und Kräfte im Einzelnen nachzuſpüren: dasjenige, was der Geſchlechtsſympathie gehört, von demjenigen abzuſondern, was der Sympathie mit dem Gleichartigen anzugehören ſcheint, und ſo zu einem allgemeinen Begriffe Beyder zu gelangen.

Dadurch hoffe ich dem Bedürfniſſe nach Verſtändigung abzuhelfen. Aber es kommt zugleich darauf an, mir die Aufmerkſamkeit meiner Leſer zu ſichern; und dazu ſcheint es nothwendig, ſelbſt auf die Gefahr, in Wiederholungen zu fallen, ſogleich das Reſultat der künftigen Unterſuchung hier voranzuſtellen.

Die Anlagen oder Fähigkeiten des Menſchen können ſowohl dem Körper als der Seele nach auf zwey Diſpoſitionen zurückgeführt werden, deren eine ſeine Stärke, die andere ſeine Zartheit ausmacht. Beyde Diſpoſitionen finden ſich in jedem Menſchen, er mag ſeinen äußern Kennzeichen nach zur Claſſe der Mannsperſonen, oder zu der der Frauensperſonen gerechnet werden.

Zur Stärke des Menſchen gehört ſein Vermögen, hart angreifende Reitzungen für die Senſibilität ſeiner Sinnenorgane zu leiden, die feurige Wallung der Lebenskraft und Anſtrengung der Lebenswerkzeuge zu dulden, ſein Gemüth erſchüttert, ſeinen Geiſt empor gehoben zu fühlen. Es gehört aber auch dahin ſeine

Kraft, ſich gegen andre Gegenſtände hart angreifend zu bewegen, ihnen die Wallung ſeiner Lebenskraft, die Anſtrengung ſeiner Lebenswerkzeuge mitzutheilen, ihr Gemüth zu erſchüttern, und ihren Geiſt emporzuheben. Mithin hat jeder Menſch ein leidendes Vermögen und eine thätige Kraft in ſich, die ſich unter dem Charakter der Stärke als eine beſondere Diſpoſition ſeiner Anlagen überhaupt ankündigen. Der Zuſtand, in den er durch die Wirkſamkeit dieſer Stärke geräth, iſt der einer leidenden oder thätigen Spannung.

Zur Zartheit des Menſchen gehört dagegen ſein Vermögen, ſanfte Reitzungen für die Senſibilität ſeiner äußeren Sinnenorgane zu leiden, die Allmählichkeit und Auflöſung der Lebenskraft und Lebenswerkzeuge zu dulden, ſein Gemüth erweicht, ſeinen Geiſt in leichter Spannung zu fühlen. Es gehört aber auch dahin die Kraft, auf andere Gegenſtände ſanft einzuwirken, und ihnen unſre Allmählichkeit, Auflöſung, Weichheit und leichte Schwingung mitzutheilen. Mithin birgt jeder Menſch ein leidendes Vermögen und eine thätige Kraft in ſich, die ſich unter dem Charakter der Zartheit als eine beſondere Diſpoſition ſeiner Anlagen überhaupt ankündigen. Der Zuſtand, in den er durch Wirkſamkeit ſeiner Zartheit geräth, iſt der einer leidenden oder thätigen Zärtelung.

Jeder Menſch birgt, wie geſagt, dieſe doppelte Diſpoſition ſeiner Vermögen und Kräfte in ſich, die in Rückſicht auf die ganze Gattung ſeiner Anlagen als zwey Geſchlechter derſelben anzuſehen ſind. In ſo fern aber die Menſchen mit dem ganzen Inbegriffe ihrer Anlagen, der ſich in jedem Einzelnen von ihnen findet, unter ſich, und in Rückſicht auf die ganze Gattung der

Individuen betrachtet werden, findet ſich bey dem Einen die Diſpoſition zur Stärke hervorſtechend vor der Zartheit, bey dem andern aber die Zartheit im Uebergewichte über die Stärke. Dieß begründet dann die Eintheilung der menſchlichen Gattung in zwey Geſchlechter. Der Menſch, bey dem die Stärke die Zartheit überwiegt, iſt Mann: der Menſch, bey dem die Zartheit über die Stärke hervorragt, iſt Weib.

Wenn der Menſch, der ſich ſtark fühlt, ſich dem ſtarken Menſchen nähert, um in der Verbindung mit ihm ſeine Stärke zu ergänzen; — ſo empfindet er Sympathie mit dem gleichartigen Starken, oder mit dem ähnlichen Geſchlechte in andern, und ſein Zuſtand wird der der reinen aber erhöheten Spannung.

Wenn auf der andern Seite der Menſch, der ſich zart fühlt, ſich dem zarten Menſchen nähert, um in der Verbindung mit ihm ſeine Zartheit zu ergänzen; — ſo empfindet er Sympathie mit dem gleichartigen Zarten, oder mit dem ihm ähnlichen Geſchlechte in andern, und ſein Zuſtand iſt der einer reinen aber erhöheten Zärtelung.

Zuweilen gerathen die beyden Diſpoſitionen im Menſchen in Aufruhr, und er ſtrebt nach der vollkommenſten Wirkſamkeit ſeiner Anlagen durch gleichzeitige Spannung und Zärtelung. Dann nähert er ſich einem andern Menſchen, dem er eine verſchiedene Miſchung der Diſpoſitionen von der ſeinigen, das heißt ein verſchiedenes Geſchlecht zutrauet, um in der Verbindung mit ihm nicht bloß die eine oder die andere Diſpoſition ſeiner Anlagen, ſondern ihre Gattung im Ganzen zu verbeſſern. Er empfindet alsdann Sympathie mit dem

Geſchlechtsverſchiedenen: Geſchlechtsſympathie, oder, wie man es billig nennen ſollte, Gattungsſympathie. Der Zuſtand, dem er nachſtrebt, iſt der einer gezärtelten Spannung; ein Zuſtand von überſchwenglicher Wolluſt und Wonne wegen der erhöheten und ausgebreiteten Wirkſamkeit beyder Diſpoſitionen unſerer Vermögen und Kräfte.

Inzwiſchen werden ſich zwey den herrſchenden Diſpoſitionen nach ähnliche Menſchen eben ſo wenig unter einander anziehen, als zwey Menſchen, die den herrſchenden Diſpoſitionen nach verſchieden ſind, wenn nicht ein gewiſſes Wohlverhältniß zwiſchen ihnen Statt findet, das weder in der Aehnlichkeit noch in der Verſchiedenheit ihrer Anlagen allein zu ſuchen iſt. Es beruhet vielmehr in dem Gefühle, daß ſie durch wechſelſeitige Mittheilung ihrer ähnlichen oder verſchiedenen Diſpoſitionen die Wirkſamkeit ihrer Vermögen und Kräfte auf eine Art erhöhen können, die ihnen iſoliert zu erreichen unmöglich wäre.

Sympathie mit dem Gleichartigen iſt folglich Neigung des Menſchen, ſeinem Weſen das Geſchlechtsähnliche eines andern Weſens anzuarten. Der Starke will ſich in der Verbindung mit dem Starken ſtärker, der Zarte mit dem Zarten zärter fühlen. Jener ſtrebt dem Zuſtande der reinen erhöheten Spannung; dieſer dem Zuſtande einer reinen erhöheten Zärtelung nach.

Geſchlechtsſympathie iſt die Neigung des Menſchen, ſeinem Weſen das Geſchlechtsverſchiedene eines andern Weſens anzugatten. Der Starke will ſich zugleich zart, der Zarte zugleich ſtark fühlen. Jener erhält dadurch den Charakter geſchmeidiger Stärke; dieſer den Charakter

hebender Zartheit, und der Zuſtand, in dem ſie beyde zuſammentreffen, iſt der einer gleichzeitig leidenden und thätigen Spannung und Zärtelung.

Ich will jetzt dieſe Sätze im Einzelnen näher zu begründen und zugleich zu erläutern ſuchen. Es wird aber genug ſeyn, wenn ich die Aeußerungen der Geſchlechtsſympathie entwickle, die im Ganzen viel auffallender wahrgenommen werden, und dieſen die Aeußerungen der Sympathie mit dem Gleichartigen gelegentlich entgegenſtelle.

Erſter Abſchnitt.

Geſchlechtsſympathie des Körpers.

Drittes Kapitel.

Vorläufige Anzeige der dreyfachen Modificationen der Geſchlechtsſympathie des Körpers.

So wie wir bereits an lebloſen Körpern mehrere Modificationen der Wahlanziehung oder Adfinität wahrnehmen, welche ſich bey ihrer Annäherung an einander auf ſehr verſchiedene Weiſe ankündigt; ſo dürfen wir auch bey animaliſchen Körpern eine dreyfache Modification der Geſchlechtsſympathie annehmen.

1) Die Anlage zur Ueppigkeit, — zu jenem Zuſtande einer überſchwenglich wollüſtigen Wirkſamkeit der Senſibilität unſerer äußeren Sinnenorgane,

und beſonders derer der Taſtung, wenn dieſe durch das Wohlverhältniß ihrer geſchmeidigen Stärke zu der hebenden Zartheit der Oberfläche der Körper, in die ſie ſich einlagern, in eine gleichzeitig leidende und thätige Spannung und Zärtelung gerathen.

2) Die Anlage zur Lüſternheit; — zu jenem Zuſtande einer überſchwenglich wollüſtigen Wirkſamkeit der Lebenskräfte unſerer ganzen thieriſchen Organiſation, wenn dieſe durch das Wohlverhältniß ihrer geſchmeidigen Stärke zur hebenden Zartheit der Organiſation eines angenäherten belebten Körpers in eine gleichzeitig leidende und thätige Spannung und Zärtelung geräth.

3) Der unnennbare Trieb oder die Anlage zum unnennbaren Genuſſe; — zu jenem Zuſtande einer überſchwenglich wollüſtigen Wirkſamkeit der Bildungskraft unſerer vegetabiliſchen Organiſation, der unſtreitig an ähnliche Geſetze wie die beyden vorigen Arten von Gefühlen gebunden iſt, und einen ähnlichen Charakter mit ſich führt, welches aber um des Anſtandes willen nicht weiter ausgeführt werden darf.

Jene Ueppigkeit, jene Lüſternheit, dieſer unnennbare Trieb ſind Arten der Geſchlechtsſympathie, die oft ſtufenweiſe auf einander folgen, ſich oft in umgeworfener Ordnung unter einander erwecken, oft aber auch in gar keinem Verhältniſſe von Urſach und Wirkung zu einander ſtehen. Ueppigkeit ladet zur Lüſternheit, Lüſternheit zum unnennbaren Triebe ein: das iſt der gewöhnliche Fall. Aber es iſt auch nichts Ungewöhnliches, daß das Andringen der Bildungskraft die thieriſche Lebenskraft in Aufruhr ſetze, und dieſe wieder die Senſibilität auf

eine analoge Weiſe ſtimmen. Ja, der unnennbare Trieb kann befriedigt werden ohne Lüſternheit und Ueppigkeit, und dieſe beyden können wieder jede einzeln und getrennt von ihren Gefährten wirken.

Viertes Kapitel.

Von der Ueppigkeit.

Ich bin bey meinen Studien über die äſthetiſchen Empfindungen ſehr oft auf den Unterſchied aufmerkſam geworden, den die Berührung verſchiedener Körper, wenn dieſe gleich bey allen angenehm war, auf meine Gefühlsorgane hervorgebracht hat. Ich berührte harte, kalte Körper; den polierten Marmor oder Stahl; — allerdings ein wollüſtiges Gefühl, das mich aber zum Anſchmiegen nicht einlud. Ich erhielt die Wahrnehmung einer undurchdringlichen Glätte, wovon das Taſtungsorgan abgleitet. Es ſchien mir, daß meine Hand ſich den Eindruck zwar gern gefallen ließe, aber ſich ſeiner Ausbildung nicht entgegen böte. Ich berührte dann das ſeidene Haar gewiſſer Thierfelle, den weichen Stoff gewiſſer Gewänder; — wieder ein wollüſtiges Gefühl, aber von ganz verſchiedener Art! Meine Hand ließ ſich den Eindruck nicht bloß gefallen, ſie bot ſich ihm auch entgegen, ſie ſuchte ihn auszubilden! Aber anſchmiegen, anlagern, konnte ſie ſich nicht. Sie fiel durch, und der Mangel an Widerſtand gab ihr die Wahrnehmung des bloß Sanften. Endlich berührte meine Hand den weichen, aber aufgebläheten, ſchnellenden Polſter mit ſeinem ſammetnen Ueberzuge und ſeiner Füllung von Federn; — welch eine ganz verſchiedene Empfindung,

wollüſtiger und zugleich bindender als die beyden vorigen! Hier ward meine Hand zum Anſchmiegen und Einlagern aufgefordert; hier erhielt ſie durch die Weichheit des Ueberzuges eine Reitzung, ſich anzuneigen, und durch die Elaſticität der Füllung, die ſich ihr entgegen hob, eine zurückwirkende Spannung. Ich fand ferner, daß, je nachdem der Polſter mir zu viel Widerſtand oder zu wenig leiſtete, je nachdem die Wahrnehmung des rein Glatten, oder des rein Sanften ſich vermehrte, das Ueberſchwengliche in meinem Wolluſtgefühle und der Reitz, mich an ihn zu ſchmiegen, abnahm.

Was ſchloß ich daraus? Dieß: daß die Senſibilität, welche mit meinen Taſtungsorganen verbunden iſt, ſich zuweilen gern geſpannt, zuweilen gern gezärtelt fühlt, daß aber beyde Reitzungsarten, wenn ſie bar und rein für ſich wirken, weder ſo wollüſtig noch ſo bindend an die Körper ſind, welche ſie erwecken, als jene andere Reitzungsart, wodurch meine Senſibilität zugleich gezärtelt und geſpannt wird. Ich ſchloß ferner daraus, daß dieſer letzte Zuſtand gleichzeitiger Spannung und Zärtelung ſeinen Grund in einem Wohlverhältniſſe zwiſchen meinem Zuſtande beym Einnehmen der Empfindung und der Beſchaffenheit des Körpers beym Geben haben müſſe, und daß der Charakter der letzteren in dem Wohlverhältniſſe ſeiner Nachgiebigkeits- und Widerſtandsfähigkeit zu ſuchen ſey.

Ich wandte dieſe Erfahrungen bald auf meine übrigen Sinne an, und es hat mir geſchienen, daß bey ähnlichen Urſachen immer ähnliche Wirkungen erfolgt wären. In einem gleichen Grade von Klarheit konnten ſie freylich nicht erſcheinen, weil die körperliche Sympathie, oder die ſinnliche Wahrnehmung eines Zuſammenſeyns

und einer accordierenden Lage fremder Körper mit dem Zuſtande des unſrigen, bey der Verbindung ihrer Oberflächen durch die taſtenden Organe am ſchärfſten unterſchieden wird. Allemahl aber blieben die Erſcheinungen doch klar genug, um ſie nach charakteriſtiſchen Merkmahlen von einander abzuſondern. Der volle Glanz kann wollüſtig auf mein Auge wirken; aber er ſtrengt an, und der Blick zieht ſich ſeinem Strahle nicht nach. Ganz etwas Aehnliches erfolgt beym Anblick greller Farben. Hingegen das ſanfte Himmelblau und das Mondenlicht laden mein Auge ein, bey ihrem Scheine zu weilen. Aber welch ein erhöheter Reitz in jenem Anblick einer hellen Erleuchtung, deren Glanz ein dünner Schleyer mildert, oder der gebrochenen Strahlen der Sonne im Purpur des Morgens und des Abendhimmels! Hier bietet ſich mein Auge nicht allein den Eindrücken gern entgegen; es fühlt ſich auch durch die Miſchung der Strenge mit der Milde des ergetzenden Schauſpiels dieſem entgegengehoben und entzückt!

Eine ſymmetriſch angeordnete Fläche ſpannt das Sehorgan, indem es ihre abgeſtufte Ausdehnung auf Ein Mahl auffaßt. Dieß Gefühl kann wollüſtig ſeyn, wenn es von qualvoller Anſtrengung frey iſt. Aber mein Auge verfolgt nicht die Umriſſe der regulär geordneten Fläche; es ſchmiegt ſich mit ſeinen Blicken nicht an ſie an; es läßt ſich den anſtrengenden Eindruck bloß gefallen. Hingegen verfolgt das Organ die geſchlängelten Geſtalten, welche eine andere Fläche überziehen, und ich fühle deutlich, daß es durch dieß freye Spiel gezärtelt wird. Wie viel entzückender aber iſt nicht der Anblick eines geründeten Körpers, einer Gruppe, wie ſie etwa die Form der Weintraube dar-

bietet! Das Auge ſchlüpft mit Leichtigkeit an ihren Umriſſen weg, verliert ſich in den Sinuoſitäten ihrer Ründung, wird aber zugleich durch die Abſtufungen ihrer hinter und unter einander geordneten Theile aufgehalten, und zum Zuſammenfaſſen des Ganzen aufgefordert! Hier erſt miſchen ſich ſanfte Gefühle mit anſtrengenden, und bringen jene nähere, innigere Verbindung des Auges mit der angeſchaueten Form hervor.

Findet ſich nicht etwas Aehnliches in der Wirkung der Töne auf mein Ohr! Stehen nicht der gezogene Ton der Flöte und der angreifende der Silberglocke in eben dem Verhältniſſe zu einander, wie die Berührung des ſanften Körpers zu der Berührung der Körper von undurchdringlicher Glätte? Oder wie das gedämpfte Licht der himmelblauen Farbe zu dem Glanze der rothen? Und iſt es nicht der Laut der Menſchenſtimme oder der Harmonika, der beyde Vorzüge des flötenden Tönens und des ſilberhellen Klanges mit einander verbindet, und uns dadurch am reitzendſten ſcheint und am ſtärkſten anzieht? Sind es nicht die ausgehaltenen Züge der Nachtigallskehle, die mit ſchmetternden Wirbeln wechſeln, welche das Ohr zugleich dehnen und aufſchwingen, und dadurch dieſem Organe die höchſten und zugleich bindendſten Wolluſtgefühle zuführen?

Verhält ſich nicht der Geſchmack des brennenden Gewürzes zu dem der ſchmelzenden Pfirſche, wie der durchdringende Klang des einen Inſtruments zum weichen Tone des andern? Und iſt nicht die Ananas darum von ſo überſchwenglichem Wohlgeſchmack, weil ſie das Anſtrengende des einen mit dem Auflöſenden des andern verbindet? Eben dieſe Beobachtungen treffen auf gewiſſe Wohlgerüche zu, wenn wir den Eindruck, den bloß

pikante Salze auf unſre Geruchsorgane machen, mit dem des Roſendufts, und beyde wieder mit dem gewiſſer wohlriechenden Oehle und Specereyen vergleichen.

Alſo giebt es unſtreitig eine dreyfache Schwingung, in welche die Senſibilität unſerer Sinnenorgane verſetzt werden, und die dreyfache Wolluſtgefühle hervorbringen kann: reine Spannung, reine Zärtelung, und eine dritte höhere und bindendere, die aus einer Vermiſchung oder Vermählung der beyden erſten entſteht. Ich nenne die letzte: üppige Gefühle.

Da ich hier meine Aufmerkſamkeit bloß auf diejenige Modification unſerer Sinnlichkeit richte, die ich im erſten Buche körperliche Sympathie genannt habe; ſo will ich mich hier auch bloß auf die nähere Beſtimmung derjenigen ſpannenden, zärtelnden und üppigen Gefühle einlaſſen, wobey wir ein Zuſammenafficiertwerden, entweder eine Theilung des nehmlichen Zuſtandes mit dem belebten Körper, oder wenigſtens eine Uebereinſtimmung unſers Zuſtandes mit der Lage des neben uns beſtehenden unbelebten Körpers beachten.

Ich werde jetzt zeigen, daß die rein ſpannenden und rein zärtelnden Wolluſtgefühle der Sympathie mit dem Gleichartigen; — die üppigen aber der Geſchlechtsſympathie angehören.

Die zweyfache Reitzungsart der Senſibilität unſerer Organe, *) geſpannt und gezärtelt zu werden, ſetzt noth-

*) Empfindungsvermögen, Nervenkraft, Reitzbarkeit der Organe. Vergleiche Iths Verſuch einer Anthropologie. Platners neue Anthropologie. Sömmering vom Seelenorgan. Plouquet Skizze der Lehre der menſchlichen Natur. Ich habe

wendig zwey verſchiedene Diſpoſitionen derſelben oder Fähigkeiten zum Voraus, durch äußere Eindrücke zur Luſt oder Unluſt gereitzt zu werden. Es ſey mir erlaubt, die eine unſre Straffheit oder unſere leidende Stärke zu nennen, weil wir vermöge derſelben fähig ſind, den Angriff zu dulden, ihm eine Art von Widerſtand zu leiſten, und uns von ihm anſtrengen, ſpannen zu laſſen. Die andere nenne ich unſere Zartheit oder leidende Geſchmeidigkeit, weil wir vermöge derſelben fähig ſind, uns ſanften Eindrücken zu überlaſſen, und von ihnen gezärtelt zu werden.

Mit dieſen beyden empfangenden Fähigkeiten unſerer Senſibilität müſſen nothwendig Beſchaffenheiten in den äußern Körpern correſpondieren, uns auf eine zweyfache Art zu reitzen. Dieſe werden als thätige Kräfte angeſehen, und ich darf das Vermögen, uns zu ſpannen, dreiſt durch ihre Spannkraft, das, uns zu zärteln, dreiſt durch ihre Zärtelungskraft bezeichnen.

Wenn nun der kalte glatte Marmor uns wollüſtig reitzt, ſo iſt der Grund offenbar nicht darin zu ſuchen, weil er uns das Gefühl der Auflöſung oder Zärtelung unſerer Organen giebt, ſondern darin, daß er unſere Organe anſtrengt und ſpannt. Seine Spannkraft wirkt daher nicht auf die Zartheit unſerer Senſibilität, ſondern auf ihre Straffheit oder leidende Stärke, die Wider-

das Wort Senſibilität der Organe gewählt, um mich theils auf die Frage nicht einzulaſſen, wo der Sitz der Reitzbarkeit unſerer Sinne zu ſuchen ſey, ob in den Nerven ſelbſt, oder in einem ſenſorio communi? theils um dieſe Senſibilität eben ſo wohl von der Irritabilität oder Lebenskraft, als von dem Gemüthe zu unterſcheiden.

ſtand zu leiſten, und durch Anſchauung zur Luſt gereitzt zu werden fähig iſt.

Wenn dagegen das ſeidene Haar uns wollüſtig reitzt, ſo iſt der Grund wieder nicht darin zu ſuchen, daß unſre Organe angeſtrengt, ſondern darin, daß ſie aufgelöſt, gezärtelt werden. Ihre Zärtelungskraft correſpondiert daher mit einer Zartheit oder leidenden Geſchmeidigkeit in uns, vermöge deren wir uns ſanften Eindrücken gern überlaſſen.

Es beruht aber nun wieder auf ausgemachter Erfahrung, daß nicht jeder Eindruck eines Körpers, der unſre Organe ſpannt, darum wollüſtig ſey. Im Gegentheil, manche kalte Glätte, mancher Schlag, manche Klemmung von einem Körper, der ſich an den unſrigen anlegt, ſind uns widrig. Eben dieß iſt der Fall mit mancher Berührung zäher Flüſſigkeiten, ſchlaffer Oberflächen animaliſcher und vegetabiliſcher Körper, die uns auf eine ekelhafte Art zärteln. Es giebt Menſchen, deren Organe ſo zart eingerichtet ſind, daß jeder ſpannende Eindruck von andern Körpern ihnen grob vorkommt; es giebt andere, deren Organe ſo ſtark geformt ſind, daß jeder zärtelnde Eindruck ihnen ſchlaff ſcheint.

Zuweilen paßt der Eindruck den wir erhalten, nur nicht in die gegenwärtige Stimmung der Senſibilität unſerer Organe, z. B. das Auge umfaßt den Anblick einer ganz geradlinig angeordneten Fläche, und wird dadurch geſpannt; auf ein Mahl miſcht ſich eine Schlangenlinie dazwiſchen, die es zärtelt; oder umgekehrt, das Auge durchläuft die geſchlängelten Linien einer mit Krümmungen überzogenen Fläche; auf ein Mahl miſcht ſich eine gerade Linie dazwiſchen; ſo wird in beyden Fällen die Stimmung, worin gerade die Senſibilität unſers

Auges war, auf eine unangenehme Art unterbrochen. Auffallender wird dieß noch, wenn die Taſtungsorgane an einem harten Körper hinfahren, und ſchnell auf Weichheit fallen; oder umgekehrt, wenn ſie beym Streicheln eines ſanft zu berührenden Körpers den Widerſtand der Härte finden. Eben ſo widrig iſt es dem Ohre, wenn ein Mollton in den reinen Duraccord, ein Durton in den reinen Mollaccord eingemiſcht wird.

Damit alſo die reitzende Kraft der äußeren Körper unſere Senſibilität zu Gefühlen der Luſt auffordere, wird nothwendig ein Wohlverhältniß zwiſchen beyden zum Voraus geſetzt, vermöge deſſen wir nicht anders afficiert werden, als unſere Einrichtung im Ganzen, oder unſre gegenwärtige Stimmung es zuläßt.

Dieß Wohlverhältniß kann von doppelter Art ſeyn:

Entweder es liegt in der Ergänzung, Vermehrung, Vervollſtändigung der einen oder der andern reinen Diſpoſition unſerer Senſibilität, der reinen Stärke, der reinen Zartheit;

oder es liegt in der Schöpfung einer neuen Diſpoſition, worin Stärke und Zartheit zuſammen wirkſam ſind, ohne ſich einander zu ſtören.

Die Wirkung des erſten Wohlverhältniſſes ließe ſich mit dem Wohllaut des Einklangs, (Uniſons) vergleichen; die des zweyten mit dem Wohllaut des Zuſammenklangs, (der Harmonie.) Jene empfinden wir in den rein ſpannenden und rein zärtelnden Wolluſtgefühlen, dieſe in den üppigen.

Zuerſt von den rein ſpannenden und rein zärtelnden Wolluſtgefühlen.

Wir müſſen annehmen, daß wir das Bewußtſeyn von einem Vollſtändigkeitspunkte für unſere Senſibilität

und ihre Modificationen haben, der ihr zugleich zum Sättigungspunkte dient. Wir wollen geſpannt oder gezärtelt ſeyn, um unſere Senſibilität in gehöriger Straffheit oder Zartheit zu fühlen. Aber nur bis auf einen gewiſſen Punkt. So lange dieſer noch nicht erreicht iſt, fühlen wir einen gewiſſen Mangel, und nehmen daher gern ſpannende oder zärtelnde Eindrücke von andern Körpern an. Aber ſo bald dieſer erreicht iſt, ſo ſind wir auch geſättigt, und ſtoßen die ferneren Eindrücke ab.

Geſetzt alſo, wir kommen mit einem Körper in Verbindung, der uns über den Sättigungspunkt hinaus ſpannt, ſo wird der Eindruck übermäßig und widrig; und eben ſo verhält es ſich mit den Körpern, die uns übermäßig zärteln.

Dieſe Behauptung kann niemand in Zweifel ziehen, der einige Beobachtungen darüber anſtellen will, wie uns das Umfaſſen des kalten, glatten Marmors oder Stahls wollüſtig ſpannt, wie hingegen die Berührung des Eiſes durch ſeine übermäßige Kälte uns widrig erſchüttert; — wie wir die Berührung des zarten Zobelpelzes lieben, hingegen vor der Berührung der Oberfläche eines ſchmierigen Körpers mit Ekel zurückſchaudern.

Hierauf beruht die *Sympathie unſerer Organe mit gleichartigen Körpern*. Unſere leidende Stärke ſtößt auf eine ihr wohlgefällige Spannkraft, unſere Zartheit auf eine ihr wohlgefällige Sanftheit. Wir finden zwiſchen unſerm Zuſtande und der Eigenſchaft des äußern Körpers eine Gleichartigkeit, die uns angenehm iſt, weil ſie durch einen Zuſatz von Wirkung auf uns diejenige Modification unſerer Senſibilität verbeſſert, in der wir ſchon waren, oder in die wir zu gerathen ſuchen. Nähern wir uns, um geſpannt

Digitized by Google

oder gezärtelt zu ſeyn, Körpern, die uns in den Zuſtand, dem wir dermahlen nachſtreben, nicht verſetzen können, ſo laſſen wir ſie gleichgültig liegen; wirken ſie anders auf uns, als wir es wünſchen, oder übertreiben ſie die Wirkung, ſo fliehen wir vor ihnen zurück.

Dieß liegt bey den rein ſpannenden oder rein zärtelnden Wolluſtgefühlen zum Grunde, wovon ich oben die Beyſpiele angeführt habe.

Ganz verſchieden iſt hiervon die Ueppigkeit: jener Zuſtand einer überſchwenglich wolluſtigen Wirkſamkeit der Senſibilität unſerer äußeren Sinnenorgane, und beſonders derer der Taſtung, wenn dieſe in gleichzeitig leidende und thätige Spannung und Zärtelung durch das Wohlverhältniß ihrer geſchmeidigen Stärke zu der hebenden Zartheit der Oberfläche anderer Körper, in die ſie ſich einlagern, gerathen.

Der Zuſtand der Spannung und der Zärtelung unſerer Organe hängt offenbar nicht bloß von ihrer leidenden, bloß einnehmenden Wirkſamkeit, ſondern auch von ihrer thätigen, auf die äußern Körper einwirkenden Kraft ab. Es iſt offenbar, daß meine Hand nicht bloß den Angriff des reitzenden Körpers aushalten, und ſich dadurch ſpanuen laſſen, ſondern daß eben dieſe Hand auch ihn angreifen, in ihn eindrücken, und dabey ſich ſelbſt ſpannen könne. Eben ſo unläugbar iſt es, daß meine Hand ſich nicht bloß der ſanften Berührung des reitzenden Körpers hingebe, und ſich dadurch zärteln laſſe, ſondern daß ſie auch ihn ſanft behandeln, und ſich dabey zärtlich fühlen könne. Ich nenne dieſe beyden Diſpoſitionen unſerer Senſibilität zur thätigen Spannung und thätigen Zärtelung ihre thätige Stärke und ihre thätige Geſchmeidigkeit.

Nun kann es leicht geſchehen, daß unſere Organe in den Zuſtand der gleichzeitigen leidenden und thätigen Spannung gerathen, und dieſer Zuſtand iſt unter allen, die wir für die Senſibilität unſerer Organe kennen, der vollkommenſte. Denn er giebt uns zu gleicher Zeit den Genuß der leidenden und thätigen Wirkſamkeit, der Anſtrengung und der Auflöſung unſerer Organe. Das Leidende in dieſem Zuſtande darf man dann ſehr wohl mit dem Nahmen der gezärtelten Spannung; das Thätige darin aber mit dem Nahmen der geſchmeidigen Stärke bezeichnen. Dieß Thätige nimmt alsdann den Charakter einer inhärierenden Eigenſchaft, jenes Leidende aber den Charakter einer Lage, einer Erſcheinung an. Die äußere Wirkung iſt die engſte Verbindung mit dem Körper, das wirkliche oder wenigſtens ſo gefühlte Einlagern in denſelben.

Ein harter Körper, mit dem wir uns in Verbindung fühlen, kann dieſen Zuſtand nicht erwecken, oder wenigſtens nicht zur Vollſtändigkeit bringen. Das Umfaſſen des kalten, undurchdringlichen Marmors hemmt alles Beſtreben unſerer Muskeln in ihn einzugreifen. Der Eindruck, den er auf uns macht, wird als bloß leidend und als rein ſpannend beurtheilt, und wenn wir ihn wirklich ſo ſtreicheln, als ob wir auf ihn einwirken und von ihm gezärtelt werden könnten, ſo gehört dieſe Empfindung einer erkünſtelten Stimmung, und nicht der unmittelbaren Senſibilität des Taſtungsorgans.

Hingegen weiche Körper, die ſich leicht eindrücken laſſen und uns zärteln, geben unſern Muskeln einen freyeren Schwung nach Außen hin, und fordern dieſe zum Eingreifen auf. Man darf nur an die unwillkührliche Bewegung, an das Spiel denken, in welches unſre

Finger gerathen, wenn wir ſeidne Haarlocken berühren. Inzwiſchen wird dieſe Irritation unſerer Muskeln zum Eingreifen ſich ſehr bald in den bloßen Uniſon der reinen Zärtelung, und dadurch in den Zuſtand des ruhigen Einnehmens verlieren, oder wohl gar widerlich werden, wenn der Körper, auf den wir wirken, neben ſeiner Weichheit nicht zugleich eine Widerſtandsfähigkeit, etwas Schnellendes und Hebendes wahrnehmen läßt, das bey uns das Gefühl eines duldenden Entgegenlegens und zärtlichen Zurückwirkens von ſeiner, und einer allmähligen Anſtrengung und eines geſchmeidigen Ueberwindens von unſerer Seite hervorbringt. Hierdurch entſteht erſt die Wahrnehmung einer leidenden Lage in ihm, die mit unſerm leidenden Zuſtande gleichartig iſt, nehmlich gezärtelte Spannung; und einer thätigen Eigenſchaft in ihm, die von unſerer thätigen Eigenſchaft verſchieden, aber doch mit dieſer verwandt iſt. Wir legen ihm ein Vermögen bey, zurückzuwirken, das wir ſein Hebendes nennen: und eine Fähigkeit, unſre Angriffe zu leiden, die wir ſeine Zartheit nennen, und finden nun dieſe hebende Zartheit im Wohlverhältniſſe zu unſerer geſchmeidigen Stärke.

Man darf nur die geringſte Aufmerkſamkeit auf die Verſchiedenheit der wolluͤſtigen Empfindungen wenden, mit denen uns eine ſtraff aufgeblähte Blaſe, die keinen Eindruck leidet, oder ein ſchlaffer Schlauch, der keinen Widerſtand leiſtet, oder endlich ein weicher aber ſchnellender Polſter bey der Berührung afficieren, um die Richtigkeit der obigen Bemerkungen zu fühlen. Nur dieſer letzte giebt uns eine wirklich üppige Empfindung, und welchen Charakter hat ſie? Offenbar den der Beziehung einer Eigenſchaft dieſes Körpers auf eine

Eigenſchaft des unſrigen, die mit dieſer in Verwandſchaft ſteht, aber ihr nicht gleich iſt, der hebenden Zartheit auf die geſchmeidige Stärke, die beyde in der übereinſtimmenden Lage einer gezärtelten Spannung, die wir empfinden, und dem unbelebten Körper durch Aſſimilation beylegen, zuſammentreffen. Die äußere Wirkung iſt das Einlagern in den Polſter: die engſte Verbindung mit ihm.

Hieraus folgt, daß Ueppigkeit, beſonders der Taſtungsorgane, den wahren Charakter einer Wolluſt der Geſchlechtsſympathie an ſich trägt, denn wir vermählen hier in uns Gefühle, die der Art nach verſchieden, der Gattung nach aber gleich ſind. Sie gehören beyde zu unſerer Senſibilität, aber zu ihren verſchiedenen Diſpoſitionen. Wir legen dem angenäherten Körper Eigenſchaften bey, die wir an unſern Organen finden: Fähigkeit zu empfangen und Kraft zu wirken; leidende und thätige Stärke, die wir ſein Hebendes nennen; leidende und thätige Geſchmeidigkeit, die wir ſeine Zartheit nennen. Wir finden aber dieſe Eigenſchaften bey ihm in einer ganz andern Miſchung, folglich auch von anderer Beſchaffenheit als bey uns. Bey ihm praedominiert die Zartheit, bey uns die Stärke; aber er hat doch Stärke genug, ſich uns entgegen zu heben; wir haben Geſchmeidigkeit genug, ſeiner Zurückwirkung nachzugeben. Hierdurch entſteht das Gefühl: wir ſind von einer Gattung, aber nicht von einem Geſchlecht. Demohngeachtet ſtrebe ich nach Verbindung. Warum? Weil ich meinen Zuſtand durch Aneignung ſeiner Eigenſchaften und Verſetzung in ſeine Lage verbeſſern, und indem ich die Vorzüge beyder Arten in mir vereinige, meine Senſibilität zu einer Stufe von vollkommener Wirkſamkeit

bringen will, die nur der Gattung, nicht dem einzelnen Geſchlechte von Empfindungen angehören kann.

Man kann noch folgende Charaktere der Ueppigkeit feſtſetzen. Sie zieht immer mit einer größern Lebhaftigkeit, mit einem gewiſſen Grade von Unruhe zu den Körpern hin, die ſie erwecken. Das rein Zarte, rein Starke führt dieſe Unruhe nicht mit ſich. Die Wolluſtgefühle, welche dieſe in uns erregen, ſind viel gemäßigter. Wir bleiben, was wir waren, wir vervollſtändigen nur unſere Stimmung, und zwar durch leidendes, duldendes Empfangen. Hingegen bey der Ueppigkeit wird die Stimmung unſerer Senſibilität zur Stärke oder Zartheit die wir haben, aufgelößt: ſie geht in eine andere über, die von beyden etwas an ſich trägt: und wir ſtreben, wir wirken ein.

Ueppigkeit iſt bindender an die Gegenſtände die ſie erwecken, als der rein geſpannte oder gezärtelte Zuſtand. Sie ſtrebt ſtärker nach Dauer der Verbindung und Ausbildung ihres Genuſſes: Sie lagert ſich ein!

Ueppigkeit kommt allen unſern Organen zu, aber dem der Taſtung liegt ſie am nächſten.

Solchemnach würde es eine völlig unrichtige Vorſtellung ſeyn, wenn wir das Gefühl der körperlichen Ueppigkeit für eine Wirkung der Ideenaſſociation mit dem unnennbaren Triebe halten, und annehmen wollten, daß der Polſter, die Weintraubengruppe, der Ton der Harmonika, u. ſ. w. uns an die Mittel zur Befriedigung jenes Triebes, oder an die Stimmung, welche wir während deſſelben empfinden, erinnerten.

Freylich zeigt ſich die Ueppigkeit nie auffallender, als in dem Verhältniſſe, worin der Mann, der als fähig zum Gatten anerkannt wird, zum Weibe, der Gattin,

ſteht. Aber woran liegt dieß? Bloß daran, daß der Reitz des weiblichen Körpers gerade durch hebende Zartheit, ſo wie die Senſibilität der Organe des Mannes durch Anlage zur geſchmeidigen Stärke charakteriſiert wird. Die Temperatur des letzten iſt gewöhnlich ſtark, und der Hang nach Spannung iſt ihm vorzüglich eigen. Aber er hat auch eine Zartheit an ſich, und der Zuſtand der Zärtelung, wodurch ſeine Stärke geſchmeidig wird, iſt ihm äußerſt angemeſſen. Den Trieb darnach befriedigt nichts ſo ſehr, als der Eindruck des üppigen Reitzes am weiblichen Körper.

Das männliche Auge dehnt ſich den geſchlängelten Linien der Umriſſe des weiblichen Körpers nach, wiegt ſich in die ſanften Uebergänge ſeiner Carnation ein, während daß die Windungen der Ründung, die Lebhaftigkeit des Augenglanzes, des Wangenroths und der Haarfarbe, die Sehkraft in ſteter Regſamkeit erhalten. — Das Organ des Gehörs bey dem Manne zieht ſich dem flötenden Tone der weiblichen Stimme nach, deren Silberklang eben dieß Organ zugleich zu ſtärkeren Schwingungen weckt. — Endlich laden die rundliche Völligkeit des weiblichen Baues, der Sammet der zarten Haut, zum Anſchmiegen und Streicheln ein, indem die Muskeln ſich zugleich elaſtiſch dem Eindruck entgegen heben.

So hat die liebende Natur, welche die Körperwelt überhaupt an die empfindende Creatur, aber beſonders das Weib an den Mann durch Ueppigkeit binden wollte, die hebende Zartheit vorzüglich über den Körper des Weibes ausgegoſſen, und dem Nervenſyſtem des Mannes in hervorſtechender Maße die Anlage zur geſchmeidigen Stärke verliehen. Aber der üppige Reitz iſt nicht allein

dem Weibe eigen, und das Vermögen, dadurch angezogen zu werden, nicht dem Manne allein. Mann und Weib, Greiſe und Kinder, alle mit Senſibilität begabte Körper huldigen der Ueppigkeit. Seht! wie das Mädchen, noch weit unter der Stufe der Pubertät, unbekannt mit dem unnennbaren Triebe, das aufgeblähte, weiße und zarte Fleiſch kleiner Kinder von beyderley Geſchlecht zu ſtreicheln, und die Hand mit zärtelnder Spannung in daſſelbe einzulagern liebt! Seht! wie Weiber auf jeder Stufe des Alters für die Geſtalt einer zartgebaueten Schönheit, es ſey in der Natur oder im Bilde, immer mehr Vorliebe empfinden, als für die ernſtere des ausgewachſenen Mannes, wenn anders nicht die Lüſternheit erwacht, oder moraliſche Vorſtellungen im Wege ſtehen. Wo ſie ſich auf bloße Anſchauung der äußern Formen beſchränken, da wird der weibliche, üppige Bau des Körpers, Völligkeit der Ründung, Zierlichkeit der Umriſſe, lebhafte und zugleich ſanfte Carnation, ſelbſt am männlichen Körper, immer das Anziehendſte für ſie ſeyn. Die Statue des Apollo von Belvedere rührt ſie nicht ſo ſtark, als die Statue des Ganymeds und das Mädchen, das als Mann verkleidet iſt, erſcheint ihnen reitzender als der ſchönſte Jüngling. Was wir Männer weibiſch, zu zart, weichlich nennen würden, giebt den Weibern das Gefühl der Ueppigkeit, in Formen, Tönen, Gerüchen, Nahrungsmitteln, u. ſ. w: und wo dieß nicht der Fall ſeyn ſollte, wo ſie etwas ſchal, abgeſtanden finden; da iſt gewiß entweder das gehörige Verhältniß zwiſchen der geſchmeidigen Stärke ihrer Senſibilität und der hebenden Zartheit des einwirkenden Körpers nicht vorhanden; oder es miſcht ſich etwas Fremdes ein, was zur Ueppigkeit des Körpers nicht gehört, ſondern ſchon

einen Fortſatz der Geſchlechtsſympathie, Lüſternheit, oder gar den unnennbaren Trieb ahnden läßt.

Und ſo können uns alle todte und lebendige, belebte und unbelebte Körper in den Zuſtand der Ueppigkeit verſetzen. Denket an die Korinthiſche Säulenordnung, die Pracht und Weichlichkeit vereinigt, zarter wie die Doriſche, pikanter wie die Joniſche! Denket an die Lydiſche Tonart, die Plato aus ſeiner Republik verwies, weil ſie bey ihrer Lebhaftigkeit zugleich zu viel Weichliches an ſich trug.

Doch hier kann die Empfindung des Urhebers, welche dieſe Werke beſeelte, vielleicht ähnliche in unſerer Seele erwecken, und ſo auf den Körper zurückwirken. Aber iſt dieß der Fall mit der lebloſen Natur? Ach! üppig fühlen wir ſchon das ſchattige Obdach des Baumes, deſſen Gipfel die Sonne beleuchtet, und deſſen Fuß einen aufgeblähten Moosteppich zum Lager darbietet! Ueppig fühlen wir ſo manchen Ton der Bewohner der Lüfte, ſo manche Temperatur der Luft, ſo manches Wallen der Geſtalten!

O ihr lebloſen und belebten Körper unter einander alle! bebende Zartheit, geſchmeidige Stärke, ſind eure anziehenden Pole! Die Sympathie mit dem gleichartigen Starken oder Zarten iſt ſchwach, iſt wenig bindend für alle unſere Sinne. Vielleicht ſind ſie alle, außer dem der Taſtung, dieſer ſympathetiſchen Gefühle mit dem Gleichartigen nicht einmahl fähig; ſie kennen nur Geſchlechtsſympathie! Nur durch Ueppigkeit werden ihre Organe zum Zuſammenruhen und Anſchmiegen eingeladen. Ueppigkeit allein iſt der Magnetismus, der Auge, Ohr, Geruchorgan, und ſelbſt den Gaumen an lebloſe Körper mit lebhafterer Thätigkeit anzieht, und

ſie noch eine andere Verbindung kennen lehrt, als diejenige, welche gieriges Verzehren oder Ergetzen aus der Ferne mit ſich führen. Sogar die Zunge weilt länger bey dem Auskoſten der Speiſe, die mit pikantem Reitze allmählig auf ihr zerſchmilzt! Und dieſe Ueppigkeit! — Ja! ſie iſt die erſte Stufe der Geſchlechtsſympathie zwiſchen den Menſchen; ſie iſt eine mit der Lüſternheit verwandte Kraft.

Fünftes Kapitel.

Lüſternheit des Körpers. *)

Ich wiederhole hier was ich ſchon geſagt habe: Lüſternheit iſt jener Zuſtand einer überſchwenglich wollüſtigen Wirkſamkeit der Lebenskraft unſerer ganzen thieriſchen Organiſation, wenn dieſe durch das Wohlverhältniß ihrer geſchmeidigen Stärke zur hebenden Zartheit der Organiſation eines angenäherten belebten Körpers in eine gleichzeitig leidende und thätige Spannung und Zärtelung geräth.

Es iſt alſo hier nicht bloß von der Senſibilität unſerer äußeren Sinnenorgane die Rede, ſondern von der Lebenskraft der ganzen thieriſchen Organiſation. Dieſe geräth bey der Lüſternheit in Aufruhr. Wir ſtre-

*) Das eigentliche Wort iſt Laſcivität. Allein da dieß ſo wie der Deutſche Ausdruck, der jene Lateiniſche Benennung völlig wiedergiebt, eine unſittliche Nebenbedeutung erhalten hat, ſo habe ich mich deſſen enthalten müſſen. Ohnehin haben Thümmel und einige andere unſerer klaſſiſchen Schriftſteller das Wort „Lüſternheit“ bereits in ähnlicher Bedeutung gebraucht.

ben auch hier nicht mehr nach Verbindung mit lebloſen, ſondern mit belebten Körpern, denen, ſo wie uns, eine thieriſche Organiſation, nur von verſchiedener Beſchaffenheit, eigen iſt.

Die Lüſternheit zeigt ſich gemeiniglich, aber nicht unbedingt, als Folge der Ueppigkeit, und als Vorläuferin des Triebes nach derjenigen engſten Verbindung der Körper, woran die Natur die Fortpflanzung ihrer Geſchöpfe gebunden hat. Sie begleitet oft dieſen Trieb bis zu dem Augenblicke, worin er vollſtändig befriedigt wird. Eine Anſtrengung aller Werkzeuge des Lebens, die mit ihrer üppigen Ausdehnung wechſelt, ein ſtärkeres Einziehen und Verhalten des Athems, ein ſchnelleres Kreiſen des Bluts durch beengte Gefäße, und überhaupt eine gleichzeitige Hemmung und Unruhe unſers ganzen organiſchen Weſens, bezeichnen das Erwachen der Lüſternheit. Ein fieberhafter aber überſchwenglich wollüſtiger Schauer charakteriſiert ihren Genuß, wenn ſie den Körper, mit dem ſie ſich in Verbindung zu ſetzen wünſcht, berührt, und das Erwachen eines ähnlichen Zuſtandes in ihm gewahr wird.

Dieſe Lüſternheit gehört, wie geſagt, zur Geſchlechtsſympathie; ſie iſt an ähnliche Geſetze mit der Ueppigkeit gebunden.

Unſere Lebenskraft, oder die Irritabilität unſerer ganzen thieriſchen Organiſation, *) ſetzt eine doppelte

*) S. Jths Verſuch einer Anthropologie. 1. Theil, 2. Hauptſtück §. 41. Ich nehme das Wort: Lebenskraft oder Irritabilität für das Princip der Bewegung der thieriſchen Organiſation, das offenbar vom Mechanismus verſchieden iſt. Uebrigens laſſe ich mich nicht darauf ein, woher ſie rührt, und worin ſie liegt. Genug, die Lebenskraft äußert ſich anders als das Em-

Anlage zur leidenden und thätigen Spannung, und zur leidenden und thätigen Zärtelung zum Voraus. Die erſte möchte ich die ſtärkere, die andere die zärtere Diſpoſition unſerer Lebenskraft nennen.

Der Beweis dieſer doppelten Diſpoſition unſerer Lebenskraft läßt ſich nicht anders als aus der Verſchiedenheit ihrer Wirkungen erkennen; die Kraft ſelbſt entgeht unſern Wahrnehmungen. Aber wer hat es nicht bemerkt, daß wir ſo gut das Gefühl einer wollüſtigen Wallung als das einer wollüſtigen Allmähligkeit, ſo gut einer wohlbehagenden Anſtrengung als Auflöſung der Lebenskraft und ihrer Werkzeuge fähig ſind! Denkt euch in dem Augenblicke nach dem Genuſſe ſtärkender Nahrungsmittel, geiſtiger Getränke, mäßiger Bewegung, — mit welcher Schnelligkeit ſtrömt euer Blut, wie findet ihr alle eure Fibern und Gefäße ſo ſchlank, und wie angenehm iſt euch dieſer Zuſtand! Denkt euch dagegen in dem Augenblicke des Erwachens nach einem erquickenden Schlafe, oder des Dehnens auf einem ſanften Lager, — wie fühlt ihr euer Blut ſo allmählig fließen und eure Fibern und Gefäße ſo geſchmeidig, ſo weich! Und auch dieſer Zuſtand iſt wohlbehagend! Vergleicht die Wirkung, die ein kaltes und wieder ein warmes Bad, ein ſchnell erſchütterndes, ein ſanft allmähliges Reiben, auf den innern Bau euers Körpers machen! Können nicht beyde höchſt wollüſtig für euch ſeyn?

So im geſunden Zuſtande! Aber ſelbſt im kranken, der aus einem Uebermaße von Irritabilität entſteht, giebt

pfindungsvermögen, die Senſibilität, die an den äußern Sinnenorganen zunächſt empfunden wird.

es eine Ausgelaſſenheit, die angeſpannt, und eine andere, die aufgelößt und ſchmelzend iſt. *)

Laßt uns folglich auch hier den zweyfachen Zuſtand einer Spannung und Zärtelung unſerer Lebenskraft annehmen.

Es iſt unläugbar, daß jeder dieſer beyden Zuſtände in unſerm Körper durch Annäherung an andere belebte Körper, bey denen ſich die eine oder die andere Diſpoſition in Wirkſamkeit befindet, erweckt und erhöhet werden könne. Aber eben ſo gewiß iſt es auch, daß wir den Zuſtand, in dem ſich unſere Lebenskraft befindet, in andre übergehen laſſen können. Wärme und Kälte, Bewegung und Ruhe theilen ſich mit. Seht die Mutter, deren Wange die erhitzte Wange des ſchlafenden Säuglings berührt, deren Buſen das Klopfen ſeines Herzens fühlt; bald ſticht ſie eine ähnliche Wallung an, bald fühlt ſie ihr Herz dem ſeinigen mit ähnlichem Aufſchlag ſich entgegenheben. So nimmt ſie leidend ſeinen Zuſtand an. Aber ſie kann ihm auch den ihrigen mittheilen. Der wallende oder allmählige Zuſtand ihres Bluts, die heftigere oder mildere Bewegung ihrer Fibern, wird die Lebensgeiſter des Säuglings bald erhöhen, bald beſänftigen. Nicht das allein! Indem ſie auf ihn einwirkt, kann ſie die eine oder die andere Diſpoſition ihrer eigenen Lebenskraft verſtärken, verbeſſern; ſie kann ſich feuriger, angeſtrengter fühlen, indem ſie ihn ſtärker an ihren Buſen drückt; ſie kann ſich milder, ruhiger fühlen, indem ſie ihn auf ihrem Schooße einwiegt. So gewinnt ſie, indem ſie thätig mittheilt. Ja! Oft kann durch die Verbindung der

*) Plattners N. Anthropologie §. 665. 724. und 1305.

Körper eine Naturaliſation der Wirkſamkeit der Diſpo-ſitionen, eine neue Temperatur in jedem Körper für ſich entſtehen, in der ſich Stärke und Zartheit mit einander vermählen.

Jeder Menſch birgt in ſich doppelte Diſpoſition zur Stärke und zur Zartheit der Lebenskraft; aber nicht jeder beſitzt ſie in einem gleichen Verhältniſſe zuſammen gemiſcht. Bey dem einen ſteht die ſtarke Diſpoſition weit über der zarten, bey dem andern die zarte über der ſtarken.

Unſtreitig kündigt ſich die herrſchende Diſpoſition der Lebenskraft, die eine analoge Beſchaffenheit der innern Werkzeuge des Lebens vorausſetzt, bereits den Sinnen durch die Formen der äußern Hülle an. Da wo die ſtärkere prädominiert, werden Zellgewebe, Knochen, Haut feſter; da wo die zärtere prädominiert, lockerer erſcheinen: und es iſt höchſt wahrſcheinlich, daß eine ähnliche Verſchiedenheit auch in die Atmoſphäre über-geht, die einen jeden Körper umgiebt.

Der Körper, der Stärke und Feſtigkeit im Ueberge-wicht über Zartheit und lockerer Beſchaffenheit beſitzt, wird ſich den Sinnen und dem Gemüth bey dem Eindruck und der Vorſtellung, die er hervorbringt, als geſchmeidige Stärke ankündigen. Der Kör-per, der im umgekehrten Verhältniſſe ſteht, als hebende Zartheit. Dennoch muß das Verhältniß, worin beyde Diſpoſitionen in jedem Körper für ſich ſtehen, ein Wohlverhältniß ſeyn, wodurch das Gefühl der freywir-kenden Lebenskraft allein erhalten werden kann. Jeder Körper flieht den Zuſtand eines Mangels an einem ge-hörigen Zuſatze von Zartheit zu ſeiner herrſchenden Stärke, wodurch er ſich überſpannt fühlen würde; jeder Körper

flieht den Zuſtand eines Mangels an gehörigem Zuſatze von Stärke zu ſeiner Zartheit, wodurch er ſich erſchlafft fühlen würde. Tritt dieß Gefühl ein, ſo ſuchen wir Mittel auf, uns im Zuſtande der Elaſticität unſerer Lebenskraft, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, zu erhalten. Seht, wie dem rohen Südländer, der ſo geneigt zur Auflöſung ſeiner Lebenskraft iſt, der Genuß erhitzender Nahrungsmittel zum Bedürfniß wird. Seht, wie der rohe Nordländer, der ſo geneigt zur Anſtrengung ſeiner Lebenskraft iſt, ihre Auflöſung in heißen Bädern nachſucht.

Wir laſſen uns aber nicht bloß daran genügen, das gewöhnte Wohlverhältniß der beyden Diſpoſitionen unſerer Lebenskraft, worauf ihre ungehemmte Wirkſamkeit beruht, zu bewahren; nein! wir werden zuweilen übermüthig in dem Gefühle unſerer Animalität, und ahnden einen Zuſtand ihrer vollkommenſten Wirkſamkeit. Wir wollen zu gleicher Zeit geſpannt und gezärtelt, empfangend und thätig, und alles dieß im höchſten Grade ſeyn. Wenn die thieriſche Ahndung eines ſolchen überſchwenglichen Wohlſeyns erwacht, ſo geräth unſre Lebenskraft in Aufruhr!

Die Gründe der Entſtehung dieſes Aufruhrs ſind vielfach. Wenn er aber durch die Annäherung an lebendige Körper erweckt wird, ſo iſt er gemeiniglich Folge der Ueppigkeit. Da dieſe bereits in einer gleichzeitig thätigen Spannung und Zärtelung der Sinnenorgane beſteht; ſo iſt nichts natürlicher, als daß das Streben nach einem analogen Zuſtande ſich bald unſerer ganzen thieriſchen Organiſation mittheile.

Aus was für Urſachen dieſer Aufruhr aber auch immer entſtehen mag; der Körper, der ihn erfährt,

wird ihn durch Befriedigung ſeiner Triebe zu ſtillen ſuchen. Als Mittel braucht er die Annäherung an andere Körper, von denen er annehme, was ihm zur Gleichmaße und zur Erhöhung der Wirkſamkeit beyder Diſpoſitionen, an der einen oder der andern fehlt; an die er abgebe was er zu viel hat, von der einen oder der andern; die ihm das Gefühl einflößen, daß er zugleich leidend und thätig, angeſpannt und ſpannend, gezärtelt und zärtelnd ſey. Welche Körper aber können ihm das geben? Solche, die gar nichts Aehnliches mit ihm haben? Unbelebte oder belebte, die keine Eigenſchaften an ſich tragen, die er ſich aneignen könnte, die keines Zuſtandes fähig ſind, in den er ſich mit ihnen zugleich hineinverſetzen könnte? Nein! Das ganz Verſchiedene, dasjenige, was nicht einmahl zu ſeiner Gattung gehört, ſtößt er ab, oder läßt er gleichgültig liegen. Aber ſucht er denn gleichartige Körper auf? Auch dieſe nicht. Was kann er von dieſen annehmen, was er nicht ſchon in gleicher Maße mit ihnen gemein hätte! Was kann er an ſie abgeben, deſſen ſie bedürfen? Und wenn er durch ſein Nehmen und Geben ihre Lebenskraft nicht gleichfalls in Aufruhr zu verſetzen, und ihr Zurückwirken zu empfinden ahndet, wie wird er ſeinen Einfluß auf ſie, und ihren Einfluß auf ſich ſelbſt wahrzunehmen, und ſo durch Theilung eines Zuſtandes zu dem vollkommenſten Grade der Wirkſamkeit ſeiner gleichzeitig leidenden und thätigen Stärke und Zartheit zu gelangen hoffen dürfen?

Er ſucht alſo Körper auf, die ihm der Gattung nach gleich, dem Geſchlechte nach aber verſchieden von ihm ſind. Der Körper, der ſich geſchmeidig ſtark fühlt, wird von dem Körper angezogen, den er gegen ſich als hebend

zart beurtheilt. Bald ſtrebt er nach unmittelbarer Verbindung mit ihm durch Berührung, und wenn ihm dieſe gelingt, ſo nimmt er leidend von derjenigen Diſpoſition in ſich auf, die in dem augenäherten Körper prädominiert, und woran er einen Mangel empfindet. Iſt er geſchmeidig ſtark, ſo nimmt er von der hebenden Zartheit des andern einen Zuſatz von Zartheit an; er wird gezärtelt, mithin fühlt er ſich zärter; iſt er hebend zart, ſo nimmt er von der geſchmeidigen Stärke des andern einen Zuſatz von Stärke an; er wird geſpannt, mithin fühlt er ſich ſtärker. Er greift aber auch an, indem er dem andern Körper nach der verſchiedenen Beſchaffenheit ſeiner Organiſation bald von dem Ueberfluſſe ſeiner Stärke oder ſeiner Zartheit, etwas abgiebt, und ſich ſo ſtärker oder zärter fühlt, weil er ſpannen und zärteln will.

Dieß iſt die urſprüngliche, angreifende Lüſternheit, und der Körper der ihr huldigt, iſt Erwecker der Lüſternheit. Der Genuß, den ſie giebt, iſt noch unvollkommen. Aber er ſteigt zu ſeiner größten Höhe, wenn der angenäherte Körper nun gleichfalls in Aufruhr geräth. Dieſer bietet ſich jetzt dem Angriffe entgegen und wirkt ſogar thätig zurück. Er, der vorher Leiter, leidender Empfänger war, wird nun Erwecker von ſeiner Seite, und verſtärkt die Empfindungen des andern durch ähnliche mit denen, die dieſer ſchon hatte, und durch ſolche, die er friſch bekommt und nur in dem andern ahndete. Dieß iſt die fremde, zurückwirkende Lüſternheit. Durch die beſtändige Repercuſſion der Gefühle werden bald Eigenſchaften und Lage völlig unter ihnen gemein, und als einem einzelnen Weſen eigen gefühlt. —

Stärke und Zartheit, beyde im höchſten Grade ihrer Wirkſamkeit empfunden, miſchen ſich in vollkommenſter Gleichmaße zu einem neubelebten Ganzen zuſammen. — Höchſte Spannung und Zärtelung empfangend und gebend, wird der Zuſtand dieſes neuerwachten Geſchöpfes! — Ein überſchwenglich wollüſtiger aber fieberhafter Schauer kündigt das freudige aber gewaltſame Zuſammentreten in ein neues Daſeyn, und das Verlaſſen des alten iſolierten an; — Letzte Stufe, letzter Zweck der Lüſternheit! — Ach! daß nun nichts Fremdartiges dazwiſchen trete, oder der Funke des Lebens ſprüht, und der Zuſtand ſeiner überſchwenglichen Kraft iſt dahin! — Doch! oft erſcheint bey der Bewegung, welche das ganze Weſen erfährt, auch die Wirkſamkeit ſeiner vegetabiliſchen Kraft! Ein Zuſatz bebender Ermattung, der nicht mehr der Lüſternheit gehört, vollendet die Summe phyſiſcher Entzückungsarten, und der Zauber vereinter Animalität verſchwindet.

Die Lüſternheit wird, beſonders in den policierten Staaten von Europa, am auffallendſten bey der Annäherung ſolcher Körper bemerkt, welche ihren äußern Kennzeichen nach in dem Verhältniſſe männlicher Körper gegen weibliche ſtehen, und fähig ſcheinen, durch vollſtändige Befriedigung des unnennbaren Triebes die Zwecke der immer fortbildenden Natur zu erfüllen. — Allein man würde ſehr Unrecht haben, dieſe Erſcheinung dahin zu deuten, als ob der Mann als Mannsperſon, das Weib als Frauensperſon, jener beſtimmt zum Vater, dieſes beſtimmt zur Mutter, bloß um dieſe Beſtimmung auszufüllen, der Lüſternheit gegenſeitig

unterworfen wären. Denn warum würden ſonſt nicht alle Körper, welche zur vollſtändigen Befriedigung des unnennbaren Triebes, und dadurch zur Erfüllung der Zwecke der fortbildenden Natur geſchickt ſind, ſich einander anziehen? Warum würden ſelbſt unter den Körpern, welche die Lüſternheit erregen, einige ſo viel ſtärker als andere dieſen Zuſtand hervorbringen?

Prüft man die Eigenthümlichkeiten der Organiſationen der Manns- und Frauensperſonen, und der davon abhängenden Verſchiedenheit ihrer äußern Hüllen genauer nach meinen Beſtimmungen, ſo wird der wahre Grund ſich offenbaren. Hebende Zartheit zeichnet die Formen des Frauenzimmers aus, und erweckt den Zuſtand der Ueppigkeit in der Mannsperſon ſchon bey der fernen Annäherung. Die reife Mannsperſon hat der Regel nach nicht das Vermögen, weder auf den Mann noch auf das Weib durch ſeine todte Form üppig zu wirken. Durch die Ueppigkeit wird die Lebenskraft, wie ich oben gezeigt habe, leicht in Aufruhr gebracht und die Lüſternheit erweckt. Ganz begreiflich alſo, daß der Mann gemeiniglich der Erwecker der Lüſternheit iſt. Er, der ſich der Regel nach durch ſtärkere Organiſation auszeichnet, ſucht dann nicht die Mannsperſon, die eine gleich ſtarke Organiſation mit ihm hat, ſondern die Frauensperſon, welcher, der Regel nach, die zärtere eigen iſt, auf. Indem Er, der Regel nach, Erwecker der Lüſternheit wird, wird Sie, der Regel nach, Leiter der ſeinigen. Da Sie aber eben ſo wie Er Anlage zu dem nehmlichen Zuſtande hat, ſo bietet Sie ſich demſelben entgegen, und wirkt bald verſtärkend eben die Empfindungen auf Ihn

zurück, welche Sie kurz vorher von Ihm empfangen hatte.

Es iſt folglich das richtige Verhältniß der hebenden Zartheit zur geſchmeidigen Stärke, es iſt die darauf beruhende Ahndung einer in jedem der beyden Körper hervorzubringenden Gleichmaße der aufs höchſte getriebenen thätigen und leidenden Spannung und Zärtelung; es iſt das Beſtreben nach dem Gefühle einer überſchwenglichen Lebenskraft, welche bey der Lüſternheit der Manns- und Frauensperſon zum Grunde liegen, und ihre Körper unter ſich mehr als zu andern, wiewohl keinesweges ausſchließend, anziehen.

Dieß iſt ſo wahr, daß Menſchen von roher Sinnlichkeit in der Blüthe des Lebens wechſelſeitig durch ſolche Eigenſchaften des Körperbaues angezogen werden, woraus ſich auf ein Wohlverhältniß der ſtärkeren Organiſation zur zärteren ſchließen läßt. Männer unter allen roheren Nationen und Ständen fühlen die ſtärkſte Lüſternheit nach Weibern, deren völliger Bau und ſanfte Haut ein Uebergewicht der zärteren Diſpoſition der Lebenskraft, und lockere Werkzeuge derſelben andeuten; während daß die Weiber unter eben dieſen Nationen und Ständen durch die Größe und ſchlanke Feſtigkeit der äußern Hülle des Mannes, welche auf ein Uebergewicht der ſtärkeren Diſpoſition der Lebenskraft und feſtern Werkzeuge derſelben ſchließen laſſen, am leichteſten in den Zuſtand der Lüſternheit verſetzt werden. Daher der Geſchmack der Orientaler und ſo vieler unverfeinerten Männer unter uns an wohlgenäherten Schönen; daher der Geſchmack gewöhnlicher Buhlerinnen an Athleten-Figuren.

Dieſer Geſchmack verändert ſich aber, ſo wie der Mann bey geſchwächter Organiſation ſich nicht mehr ſo geſchmeidig ſtark fühlt, und das reiſe Weib nicht mehr ſo zart gegen ſich beurtheilt. Je älter er wird, um deſto anziehenden wird für ihn der jugendliche zarte Bau der aufkeimender Roſe unter den Mädchen, oft noch unter der Stufe der Pubertät. Hier ahndet er noch eine Organiſation gleicher Gattung, die zärter iſt, als er, und durch ſeine Stärke in Aufruhr der Lebenskraft gerathen kann. Die älternde Frau, deren Lebensſtoff oft etwas Scharfes, deren Lebenswerkzeuge oft etwas Verhärtetes annehmen, fühlt ſich oft mehr ſtark als zart, und den reifen Mann in einem zu ähnlichen Verhältniſſe gegen ſich, um bey der Verbindung auf einen verbeſſernden Zuſatz ihrer Diſpoſitionen, und auf den höchſten Grad der Wirkſamkeit ihrer Lebenskraft rechnen zu können. Sie zieht daher oft den werdenden Jüngling vor, den ſie als hebend zart gegen ihre geſchmeidige Stärke beurtheilt. Die weibliche Anlage zur Lüſternheit wird unter dieſen Wohlverhältniſſen oft erweckend, angreifend. Der Knabe zieht aus einer entgegengeſetzten Urſach eine Ceres einer Hebe vor, und das werdende Mädchen einen Mars einem Adonis. Ja! es giebt Mannsperſonen, welche vermöge einer urſprünglichen zärteren Organiſation ihr ganzes Leben hindurch den Geſchmack jener Knaben theilen, und von den männlichen Formen überreifer Landdirnen mehr als von den zarten des ſorgſamer erzogenen Frauenzimmers angelockt werden; es giebt Matronen, welche den Geſchmack einer Glycera an milchbärtigen Jünglingen nur ſo lange theilen, bis eine Coloſſaliſche Geſtalt ſie wieder zu ihrem

urſprünglichen Geſchlechtscharakter, zu dem Gefühle ihrer zärteren Organiſation, zurückführt.

Wir würden dieſe Erfahrungen mit mehrerer Sicherheit und viel allgemeiner machen, wenn nicht in unſern policierten Staaten die Cultur der Seele einen ſo großen Einfluß auf unſere urſprüngliche phyſiſche Organiſation hätte. Denn vermöge dieſer theilt ſich die moraliſche Stärke oft der phyſiſchen Schwäche mit. Auch modificieren die Begriffe des Schönen oft die Ueppigkeit und die Lüſternheit. Inzwiſchen finden wir doch noch oft den moraliſchen Helden von rieſenmäßiger Natur an dem Mädchen hängen, deſſen Reitze nur in Zierlichkeit und Jugend beſtehen, finden oft die nervenkranke Dame von ſtarkem Geiſte an dem Manne hängen, der eine Meſſalina bezaubert haben würde.

Am deutlichſten aber zeigt ſich die Wahrheit meiner Bemerkungen bey den Aeußerungen der Lüſternheit, welche die Sitten verdammen, indem ſie der Schamhaftigkeit und der Bevölkerung ſo leicht nachtheilig werden können. Denn die Unglücklichen, welche der Lüſternheit auf dieſe unerlaubte Art huldigen, werden, ſo lange ſie im Gefühl der Stärke ihrer Organiſation ſind, von zarten Körpern ihres Geſchlechts gereitzt, und ſo wie ſie durch Ausſchweifungen ſich entnervt fühlen, macht das reifere Alter denſelben bedauernswürdigen Eindruck auf ihre Weichlichkeit.

Der Anſtand verbietet mir mehr hierüber hinzuſetzen. *)

*) Mit dieſem Kapitel, ſo wie mit dieſem ganzen Buche, muß das 8te Buch verglichen werden.

Sechſtes Kapitel.

Vom unnennbaren Triebe und Genuſſe.

Der unnennbare Trieb iſt die Anlage zum unnennbaren Genuſſe; — zu jenem Zuſtande einer überſchwenglich wollüſtigen Wirkſamkeit der Bildungskraft unſerer vegetabiliſchen Organiſation, *) der unſtreitig an ähnliche Geſetze wie das Streben und der Genuß der Ueppigkeit und der Lüſternheit gebunden iſt, und einen ähnlichen Charakter mit ſich führt, welches aber hier um des Anſtandes willen mehr angedeutet werden muß, als ausgeführt werden darf.

Wenn bey der Ueppigkeit die Senſibilität unſerer äußeren Sinnenorgane, wenn bey der Lüſternheit die Lebenskraft unſerer ganzen thieriſchen Organiſation in Wirkſamkeit geräth; ſo fühlen wir beſonders während des unnennbaren Triebes jene Bildungskraft wirkend, die wir mit allen organiſchen Weſen ohne Unterſchied, folglich auch mit den Pflanzen, gemein haben.

Dieſer Bildungskraft verdanken wir das Entſtehen, die Erhaltung, die Wiederhervorbringung der organiſchen aber vegetierenden Maſſe in uns, die ſich nach und nach zur Animalität, zur Senſibilität, und wer weiß zu welchen höheren Zwecken weiter hinauf, entwickelt und veredelt.

Nicht immer wird die Wirkſamkeit dieſer Kraft bemerkt. Aber zuweilen fühlen wir ihr Andringen, und werden auf ihr Daſeyn durch Symptome aufmerkſam

*) Vergleiche Blumenbachs Abhandlung über den Bildungstrieb und das Zeugungsgeſchäft. — Ith's Verſuch einer Anthropologie. §. 37.

gemacht, die ſogar unmittelbar in die äußern Sinne fremder Beobachter fallen.

Dieß iſt beſonders da der Fall, wo der Trieb nach dem unnennbaren Genuß erwacht, nach jener Vereinigung der Körper, an welche die Natur die Reprodukzion der Individuen einer Gattung, als an eine nothwendige Urſach, gebunden hat. Dieſer Zweck kann nicht erreicht werden ohne Befriedigung des unnennbaren Triebes, und ohne daß wir die Wirkſamkeit der Bildungskraft in ihrer deutlichſten Erſcheinung und in ihrer höchſten Vollkommenheit finden.

Die Erfahrung die man über dieß auffallendſte Beyſpiel der Befriedigung des unnennbaren Triebes macht, wird durch andere über die Art, wie er den Zwecken der Natur zuwider durch namenloſe Mißbräuche befriedigt wird, unterſtützt. Allerwärts wo dem Gefühle der vollkommenſten Wirkſamkeit der Bildungskraft nachgeſtrebt wird, wird die geſchmeidige Stärke oder die hebende Zartheit ihrer Agenten mit Körpern von verſchiedenen aber übereinſtimmenden Eigenſchaften ins Verhältniß geſetzt, und der Zuſtand iſt gleichzeitig leidende und empfangende Zärtelung und Spannung.

Der unnennbare Trieb gehört folglich zur körperlichen Geſchlechtsſympathie, und ſeine Befriedigung zu den wollüſtigen Gefühlen dieſer Geſchlechtsſympathie.

Sehr mit Unrecht würde man die Wirkſamkeit dieſes Triebes einem materiellen Beſtreben nach Bildung oder Fortpflanzung zuſchreiben. Es hat dieſer Irrthum zwar zu ſehr reizenden Bildern von dem Zuſammenhange eines inſtinktartigen Triebes nach Reprodukzion mit einer Rei-

gung nach Fortleben, Unſterblichkeit, u. ſ. w. Gelegenheit gegeben; allein bey genauerer Prüfung bleibt ein thieriſcher Zeugungstrieb eine Chimäre oder bloße Bezeichnung einer Begierde, wobey man die zufällige Wirkung mit dem Zweck verwechſelt hat. Die Befriedigung des unnennbaren Triebes, und der Zweck ſeines Strebens beſteht nicht im Gefühle der Zeugung, ſondern in dem Gefühle der vollkommenſten Wirkſamkeit derjenigen Kraft, deren ſich freylich die Natur zu ihren Zwecken mit bedient. Aber ſelbſt das Beſtreben vernünftiger Creaturen in ihrer Nachkommenſchaft fortzudauern, hängt von beſondern Verhältniſſen ab, die nie als nächſter Reitzungsgrund des unnennbaren Triebes betrachtet werden können.

Ein anderer Irrthum iſt es, die Wirkſamkeit der Bildungskraft und ihre auffallenden Symptome allemahl dem unnennbaren Triebe und einer Vorahndung ſeiner vollſtändigen Befriedigung durch Körperverbindung beyzulegen. Dieß iſt offenbar falſch. Die Wirkſamkeit der Bildungskraft und ihre auffallendſten Symptome ſind oft Folgen einer bloßen Anſtrengung oder auch Auflöſung des Körpers, und ſogar der Seele. Sie äußern ſich oft da, wo an die Vorahndung einer Körperverbindung nicht zu denken iſt. Miſſethäter auf der Tortur, Menſchen von reitzbaren Nerven beym Anblick ſchauderhafter Auftritte, ermattete Wanderer, Perſonen, die vom Nachdenken ermüdet waren, haben ſie gezeigt. Sie ſind oft Folgen einer beſonders beförderten Vegetation. Man ſieht hieraus, wie lächerlich es iſt, aus dem Reitze, den die Agenten der Bildungskraft bey der Schwärmerey für unſinnliche Gegenſtände oft erfahren, unbedingt auf einen

Vereinigungstrieb der Körper, und ſogar der Seele, zu ſchließen.

Eben ſo falſch iſt es, den unnennbaren Trieb als einen unbedingten Fortſatz, als einen unzertrennlichen Begleiter der Lüſternheit anzuſehen. Dieſer Irrthum hat beſonders unſere Begriffe über den Einfluß des Körpers auf die Geſchlechtsliebe in Verwirrung gebracht. Beyde unterſcheiden ſich gleich in ihren Symptomen. Die Lüſternheit zeigt keine ſolchen, die unmittelbar beſonders bey einem dritten in die Sinne fielen, und beſtimmt auf ihre wahre Natur hindeuteten. Sie wird zu leicht von Fremden, und ſogar von uns ſelbſt andern Gründen zugeſchrieben, die theils in der Seele, theils in unſerm Körper geſucht werden, und ſich ungefähr in unſerm Phyſiſchen auf die nehmliche Art ankündigen. Aber die Symptome des unnennbaren Triebes, wenn er erwacht iſt, ſind für uns und jeden Dritten, der Gelegenheit hat, ſie zu beobachten, viel unverkennbarer, und ſein Streben und ſeine Beruhigung ſind mit ſehr auffallenden Erſcheinungen verknüpft.

Begreiflich iſt es allerdings, daß jenes Andringen des unnennbaren Triebes und der Kraft, die bey ihm zum Grunde liegt, auf die Irritabilität der Muskeln Einfluß haben, und die Lüſternheit erwecken könne; begreiflich iſt es, daß bey dem Aufruhre, in dem die ganze Organiſation durch die Lüſternheit geräth, die Bildungskraft zugleich in Bewegung komme, und dadurch den unnennbaren Trieb erwecken könne. Aber dieſer häufigen Vereinigung und gleichzeitigen Wirkſamkeit ungeachtet ſind ſie nicht von einander unzertrennlich.

Die Lüſternheit erwacht lange vorher ehe die Bildungskraft bey uns zur Reife gekommen iſt. Die

Lüſternheit dauert fort, lange nach dem Verluſt jener Reiſe. Die kleinſten Kinder an der Mutter Bruſt, Greiſe, ja die Opfer orientaliſcher Eiferſucht und italiäniſcher Kunſtliebe ſind fähig, ſie zu empfinden und ſogar ſie zu erwecken. Wie oft findet ſich dagegen der unnennbare Trieb ohne Lüſternheit gereizt und befriedigt. Ohne Unanſtändigkeit kann ich kaum an die traurigen Gewohnheiten gewiſſer Weichlinge, und an die Ausgelaſſenheit gewiſſer Wüſtlinge erinnern, welche die Befriedigung des unnennbaren Triebes als ein bloßes Bedürfniß betrachten. Und wie viele Männer könnten nicht als Zeugen für die Wahrheit meiner Behauptung auftreten, die ſo wie der Ritter in Voltairs Erzählung ce qui plait aux Dames, nur in ihrer Jugend die Mittel finden, gewiſſe Pflichten einer an Jahren ungleichen, an Glücksgütern aber vortheilhaften Ehe ein Genüge zu leiſten. Wie viele Weiber, die oft die gefährlichen und läſtigen Folgen der Umarmungen widerlicher oder gleichgültiger Gatten tragen, ohne das Vergnügen der Urſach getheilt zu haben.

Wie oft hemmt dagegen nicht bey beyden Geſchlechtern die Stärke der Lüſternheit die Wirkſamkeit des unnennbaren Triebes. Wie oft wird die erſte gerade im Alter der Unvermögſamkeit am ſtärkſten empfunden. Wie oft haben nicht endlich Wollüſtlinge durch übertriebenen verfeinerte Ideen über die größte Höhe des Vergnügens die Gewalt über ſich erhalten, der Lüſternheit ohne Befriedigung des unnennbaren Triebes zu fröhnen.

Wenn daher beyde oft zuſammengehen, ſo ſtehen ſie doch keinesweges im Verhältniſſe von Urſach und Wirkung zu einander, d. h. der unnennbare Trieb iſt nicht die unabläſſige Bedingung, damit die Lüſternheit wirke,

und die Wirkſamkeit dieſer letzten iſt nicht unbedingte Urſach zu jenem. Eine heftige Reitzung unſers Phyſiſchen iſt freylich zu beyden erforderlich, und die Natur ſcheint diejenige, welche der Lüſternheit eigen iſt, mit derjenigen, welche der unnennbare Trieb erfordert, darum in genaue Verwandſchaft geſetzt zu haben, damit ihre fortbildenden Zwecke deſto eher erfüllt werden möchten. Aber ſo wie der Wohlgeſchmack dem Hunger zugegeben iſt, um den Trieb zur Selbſterhaltung deſto eher zu befördern; ſo iſt die Wolluſt der Lüſternheit dem unnennbaren Triebe beygegeben, damit einem allgemeinen Bedürfniſſe der Natur deſto ſicherer abgeholfen würde.

Zweyter Abſchnitt.

Geſchlechtsſympathie der Seele *)

Siebentes Kapitel.

Von der Ueppigkeit der Seele.

Unſer Gemüth iſt ſo gut wie die Senſibilität unſrer äußeren Sinnenorgane, einer zweyfachen Reitzungsart fähig. Es hat ſo wohl eine Diſpoſition

*) Ich verſtehe unter Seele alles, was nicht Körper, und nicht ſolche Kraft und Reitzbarkeit iſt, die wir unmittelbar am Körper wirkſam ſpüren, und ſich dennoch von dem Ich als Subjekt aller Veränderungen, die an mir vorgehen, im Bewußtſeyn unterſcheiden läßt. Ich gebe gern zu, daß dieſer Begriff nicht metaphyſiſch iſt, aber darauf kommt es hier nicht an. Es wird mir nur wichtig, ſolche Beſtimmungen

zur Stärke als zur Zartheit, und beyde ſind leidend und thätig, d. h. das Gemüth kann ſich geſpannt und ſpannend, gezärtelt und zärtelnd fühlen.

der verſchiedenen Adhärenzen unſers Ich's feſtzuſetzen, die zum praktiſchen Gebrauche, und beſonders zur Unterſcheidung verſchiedener Gefühle wichtig ſeyn können.

Ich habe in den vorigen Kapiteln ein ſenſitives, ein thieriſch lebendiges, ein vegetierendes Weſen als Adhärenzen unſers Ich's, angenommen. Nicht, weil ich ſie für wirklich verſchiedene Weſen halte: denn das kann ich nicht beurtheilen; ſondern weil ich an meinen Organen, an meiner innern Organiſation, und endlich an dem gröbern Stoffe, den ich an mir trage, ſolche verſchiedene Wirkungen wahrnehme, die ich mir unter dem Bilde verſchiedener mit Kräften und Reitzbarkeit verſehener Weſen, deren Veränderungen das Ich mittelſt des Bewußtſeyns unmittelbar aufnimmt und vereinigt, am deutlichſten denken kann.

In eben dem Sinne und in eben der Abſicht, um nur Merkmahle von den verſchiedenen Veränderungen zu haben, die ich an mir bemerke, theile ich nun wieder die Seele, als Adhärenz meines Ich's, in zwey Weſen ein, die beyde mit Kräften und Reitzbarkeit verſehen ſind: in das Gemüth und in den Geiſt. Unter Gemüth verſtehe ich dasjenige Weſen meiner Seele, das der Senſibilität der äußeren Organen meines Körpers durch die Art, wie es Eindrücke von Bildern und Vorſtellungen einnimmt, ſich mit dieſen ins Verhältniß ſetzt, und von ihnen zur Luſt oder Unluſt gereizt wird, ſo ähnlich iſt. Es iſt der Inbegriff aller Kräfte und aller Vermögen an mir, die ich nur nicht unmittelbar am Körper wirkſam fühle, und die ich nicht zu meinem Geiſte rechne: Mit einem Worte: das niedere Seelenweſen. Unter Geiſt verſtehe ich hingegen die engſte Adhärenz meines Ich's, das letzte belebende Princip im Gemüthe, mit dem mein Ich gedacht wird, wenn ich im Bewußtſeyn ein vermögendes und reitzbares Weſen in mir noch von den Kräften und der Reitzbarkeit meines Gemüths unterſcheide: Mit einem Worte: das höhere Seelenweſen. Ich bin mir bewußt,

Denkt an die Emotionen, welche Bilder unſerer Abhängigkeit von Gott, Welt, Menſchheit, Schickſal, Staat, Pflicht und Bedürfniß hervorbringen; denkt an diejenigen, welche Freyheit und Ruhe in euch erwecken, um Beyſpiele ſpannender und zärtelnder Gefühle zu finden.

Beyde Reitzungsarten können wonnevoll für uns ſeyn; aber ſie ſind es nicht unbedingt. Mancher Gegenſtand, dem wir uns mittelſt der Vorſtellung nähern, kann uns durch zu ſtarke Spannung widrig reitzen, mancher andere durch übertriebene Zärtelung.

Oft liegt es an der ganzen Einrichtung unſers Gemüths, wenn ein gewiſſer Grad von Spannung oder Zärtelung uns widrig afficiert. Es giebt Menſchen, die von jeder Sterbeſcene in einem Trauerſpiele auf eine unangenehme Art erſchüttert werden; es giebt andere, die den Anblick ſchauderhafter Hinrichtungen auf Richtplätzen aufſuchen, um in eine wonnevolle Spannung zu gerathen. Manche finden die Darſtellung des

daß mein Geiſt noch ungeſchwächt und heiter iſt, wenn gleich mein Gemüth viele ſeiner Kräfte verloren hat, durch unangenehme Vorſtellungen verfinſtert wird, Krankheit meine Lebenskraft erſchlafft, Blindheit und Taubheit die Senſibilität der wichtigſten Organe zerſtört, und das Alter meine Bildungskraft gehemmt hat. Ich bin mir bewußt, daß mein Geiſt bey der Betrachtung deſſen, was mein Gemüth und mein Körper waren und wieder werden können, ſich erhebt, ſich froh fühlt, u. ſ. w. Man dürfte vielleicht ſagen: der Geiſt ſey das innerſte Weſen im Gemüthe und verhalte ſich zu dieſem in der Seele, wie die Lebenskraft zur Senſibilität im Körper. Ich bitte aber nicht zu vergeſſen, daß ich dieſe Dinge bloß ſo darſtelle, wie ſie ſich im Bewußtſeyn gegen einander zu verhalten ſcheinen.

reitzendſten Hirtenlebens in Geßners Idyllen abgeſchmackt, während andere das träumende Nichtsthun der Südländer für die Seligkeit der Unſterblichen halten.

Oft liegt es nur an einer vorübergehenden Stimmung des Gemüths, wenn eine gewiſſe Spannung oder Zärtelung, die wir ſonſt wohl vertragen haben würden, uns widerlich wird. Wir ſuchen eine leichte Unterhaltung, und der Geſellſchafter will uns in eine gründliche Erörterung verwickeln; die wird quälend: wir ſuchen ernſte Prüfung, und man will uns zum Lächeln zwingen; das wird fade.

Alſo muß der Gegenſtand, deſſen Bild unſer Gemüth wonnevoll ſpannen ſoll, mit der Einrichtung deſſelben im Ganzen, oder mit deſſen jedesmahliger Stimmung im Wohlverhältniſſe ſtehen. Das Gemüth muß ſich in der Diſpoſition der Stärke befinden, dieſe erhöhet zu fühlen wünſchen, und der Gegenſtand, der ſich ihm ſpannend nähert, muß den Sättigungspunkt nicht überſchreiten. Eben ſo verhält es ſich mit der Zärtelung, wenn dieſe uns wonnevoll reitzen ſoll.

Hierauf beruht die Neigung der Seele zu gleichartigen Gegenſtänden, die ſich ſo wohl bey der Selbſtheit als beym Beſchauungshange ſo wie endlich auch bey der Sympathie äußert. Mit dieſer letzten habe ich mich hier allein zu beſchäftigen. Sie zeigt ſich da, wo wir dem Gegenſtande, dem wir uns mittelſt der Vorſtellung nähern, etwas Selbſtſtändiges und einen Zuſtand beylegen, uns ſeine Eigenſchaften aneignen, und uns in ſeine Lage hineinverſetzen. Unſer Gemüth ſtößt dann auf eine Perſon, durch deren Bild es wonnevoll geſpannt wird, weil es ſich ſtark fühlt und noch mehr geſpannt ſeyn will; — ſo ſympathiſieren wir mit dem Starken. Oder unſer

Gemüth ſtößt auf eine Perſon, durch deren Vorſtellung es wonnevoll gezärtelt wird, weil es ſich zart fühlt, und mehr gezärtelt ſeyn will; — wir ſympathiſieren mit ihrer Zartheit.

Beyſpiele einer ſolchen Sympathie der Seele mit dem Gleichartigen wird das folgende Buch in Menge aufweiſen. Allerwärts wo der Menſch, der ſich vermöge ſeiner innern Einrichtung, oder ſeiner dermahligen Stimmung aufgelegt zur Stärke fühlt, um noch ſtärker zu werden, die Annäherung von Perſonen wünſcht, in deren Charakteren und Verhältniſſen Ernſt, Gründlichkeit, Feſtigkeit, vordringende Thätigkeit, Macht, Großheit, Unruhe, Mannigfaltigkeit, u. ſ. w. Hauptzüge ausmachen, — und durch Aneignung ihrer Eigenſchaften, durch Verſetzung in ihren Zuſtand ſeine Spannung erhöhet; — in allen dieſen Fällen huldigt der Menſch der Sympathie mit dem gleichartigen Starken.

Hingegen in allen Fällen, worin der Menſch, der ſich ſeiner ganzen Einrichtung oder ſeiner dermahligen Stimmung nach zart fühlt, um noch zärter zu werden die Annäherung von Perſonen wünſcht, in deren Charakter und Verhältniſſen Biegſamkeit, Gefälligkeit, Feinheit, Emſigkeit, Niedlichkeit, Ruhe, Einfachheit, u. ſ. w. Hauptzüge ausmachen, — und durch Aneignung ihrer Eigenſchaften, durch Verſetzung in ihren Zuſtand ſeine Zärtelung erhöhet; — in allen dieſen Fällen huldigt der Menſch der Sympathie mit dem gleichartigen Zarten.

Hiervon iſt die Ueppigkeit der Seele verſchieden.

Unſer Gemüth kann ſich den ſpannenden oder zärtelnden Gefühlen bloß überlaſſen, mit denen es von dem Bilde eines Weſens angegriffen wird; es kann ſich aber auch ſeinen Angriffen entgegen bieten, auf das Weſen

ſelbſt einzuwirken glauben, und ſich bey dieſer thätigen Bewegung ſelbſt ſpannen und ſelbſt zärteln.

Indem wir unſer Gemüth den Angriffen eines Weſens gern entgegen bieten, ſo erkennen wir mit Vergnügen unſre Gewalt über dieß äußere Weſen an. Jener erſte Zuſtand wird Hingebung genannt; dieſer letzte Beherrſchung.

Der reitzendſte Zuſtand für das Gemüth iſt der, wenn es ſich zugleich überlaſſend und thätig, zugleich hingebend und beherrſchend, und dadurch zugleich geſpannt und gezärtelt, ſpannend und zärtelnd fühlt. Dadurch kommen wir in eine ſo enge Vereinigung mit dem Weſen, dem wir uns unter dieſen Empfindungen nähern, daß wir Beſitz von ihm nehmen, und uns mit ihm von der übrigen Geſellſchaft der Menſchen als ein einzelnes zuſammengeſetztes Weſen abſondern. Ich nenne dieſe engere Vereinigung das Einlagern des Gemüths.

Er wird aber nicht entſtehen, dieſer Zuſtand, wenn das Weſen, dem wir uns nähern, uns mit einer Spannkraft angreift. Alsdann fühlen wir uns in einer bloß überlaſſenden Lage. Die Kräfte unſerer Seele, welche dazu dienen, uns in näherer Verbindung mit dem Weſen zu denken, es ganz in unſere Verhältniſſe herüber zu ziehen, es zu beſitzen, uns mit ihm von andern Weſen zur Vertraulichkeit abzuſondern; — dieſe Kräfte finden ſich in ihrer freyen Wirkſamkeit gehemmt. Wir iſolieren uns vielmehr von ihm, wir ſtämmen uns gegen daſſelbe an, wir wehren es ab, und die Wonne, welche die reine Spannung mit ſich führt, hat allein ihren Grund in der ſtarken Erſchütterung des Gemüths, oder in dem

Bewuſstſeyn des Widerſtandes, den unſer Geiſt ihm zu leiſten im Stande iſt.

Es iſt unſtreitig, daß das Bild des Unermeßlichen, der Ewigkeit, der Allgewalt des Schickſals, der unbedingten Verbindlichkeit, ſich für den Staat, für ſeine eigene Würde, für das bloße Bewuſstſeyn der bewahrten Pflicht aufzuopfern, unſer Gemüth mit Wonne erfüllen könne. Aber wir fühlen ſogleich alle ſeine Kräfte, die ſonſt dazu dienen, das Weſen in ein anſchauliches Bild neben uns zu ſtellen, und uns in abgeſonderter Vereinigung mit ihm zu denken, theils ohnmächtig, theils ruhend. Wir fühlen die Unmöglichkeit des Einlagerns unſers Gemüths, und ziehen uns mit unſerm Geiſte in Ehrfurcht zurück. Wir ſagen uns allenfalls: es wohnt ein Weſen in mir, das Dinge denkt, welche Sinne und Einbildungskraft nicht erreichen: es wohnt ein Weſen in mir, welches zu einem höheren Reiche vernünftiger Geſchöpfe gehört, und über das Schickſal dieſer Welt und über die Freuden der Sinnlichkeit erhöhet iſt. Aber dieſe Vorſtellungen ſind nicht auf Verbindung des Gegenſtandes mit meinem Gemüthe, ſondern auf eine Trennung meines Geiſtes von dem Eindrucke, den er auf mein Gemüth macht, gerichtet. Ich freue mich mit meinem Geiſte von der Vorſtellung der Allgewalt des Schickſals und der Aufopferung für Pflicht, nebſt allen den widrigen Reitzungen, die ſie auf mein Gemüth machen, abſondern zu können. Für meinen Geiſt, ſag' ich mir, iſt das Schickſal nicht allgewaltig; mein Geiſt opfert nichts auf.

Selbſt da, wo ſtarke, ſpannende Gegenſtände äſthetiſch behandelt werden: wo die Phantaſie des Dichters, des Redners, des bildenden Künſtlers mir anſchauliche

Bilder des Groſsen, Starken, Ungewöhnlichen, Unermeſslichen verſchafft; — und durch ſo manchen Nebenzug auf die Sinnlichkeit meines Körpers und meiner Seele wirkt, — ſelbſt da, ſage ich, werde ich bey der Zuſammenhaltung dieſer Darſtellungen mit denen von zärterer Art die verſchiedene Wirkung auf mein Gemüth deutlich fühlen.

Ein reguläres Prachtgebäude, — ein Kopf der Juno in der Villa Ludoviſi, (das Ideal der Groſsheit der Formen,) eine Darſtellung Gottes vom Pſalmiſten, oder von Michael Angelo, das Chaos oder der Teufel von Milton, der Heldenvater von Corneille, — wirken auf mich ein Anſtaunen. Meine Einbildungskraft kann nicht weiter! Ich überlaſſe mich in einer Art von Ohnmacht der auſser ſich wirkenden Kräfte meines Gemüths, der Erhöhung meines Geiſtes. Und doch liegt in jeder äſthetiſchen Darſtellung ſpannender Gegenſtände noch ſo manches, wodurch meiner Zartheit geſchmeichelt wird.

Jedes rein ſpannende Bild, das mich wonnevoll reitzen ſoll, ſetzt daher, wie ſchon bemerkt iſt, immer die Bedingung zum Voraus, daſs entweder unſer Charakter im Ganzen, oder eine gewiſſe Stimmung unſers Gemüths gerade eine Vervollſtändigung unſerer leidenden Stärke erwarte. Wir müſſen darauf vorbereitet ſeyn, Seelenerhöhung zu mögen. Darum haben ſo wenig Menſchen dafür Sinn; — darum iſt der Mann hauptſächlich dafür empfänglich; darum ſind nur diejenigen unter den Menſchen überhaupt dafür gemacht, welche durch Rohheit oder durch Leidenſchaft oder durch Ausbildung an Anſtrengung gewohnt ſind, oder auch zur eigentlichen Begeiſterung Anlagen haben; — darum darf man endlich im Gemählde diejenigen Schrecken-

ſcenen nicht darſtellen, auf die wir im Trauerſpiele durch eine abgeſtufte Tonfolge vorbereitet werden.

Rein ſpannende Gefühle, wenn ſie nicht in Begeiſterung übergehen, und dadurch ihre Natur ganz verändern, ſind daher nicht einladend zur engeren Verbindung und zur thätigen nach Außen hin wirkenden Lage unſers Gemüths. Dagegen ſind Gegenſtände, welche uns zärteln, viel einladender und anziehender zur näheren Verbindung und zur thätigen Wirkſamkeit unſerer Kräfte nach Außen hin. Man denke an Muße, ans ſüße Nichtsthun, an Unbefangenheit, Gleichheit, Zwangloſigkeit! — Wie die Phantaſie das alles ſogleich in Bilder zu faſſen ſucht, und unſre Perſon mit ihnen in abgeſonderte Verbindung ſetzt! Sogar in der äſthetiſchen Darſtellung bleiben zarte Gegenſtände immer die anziehendſten. Unſer inneres und äußeres Auge ſchweift lieber über einen Engliſchen Garten mit Irrgängen hin, als es die ſymmetriſche Anordnung einer liegenden oder aufgerichteten Fläche mit einem Mahle auffaßt. Ein Madonnengeſicht von Fiammingo, eine Nymphe von Boucher reizt mehr zur Annäherung als die Idealgeſtalt einer Juno Ludoviſi, worin die Uebereinſtimmung der Formen mit den Geſetzen der Vernunft in ihrer höchſten Reinheit erſcheint. Die dichteriſche Darſtellung des Hirtenlebens im goldenen Zeitalter iſt einladender als das Heldengedicht, und die ſanften Melodien eines Pergoleſi ziehen uns mehr an, als die erhabenen Fugen eines Händel.

Damit unſer Gemüth zur Ueppigkeit eingeladen werde, wird Zärtelungskraft in dem Weſen erfordert, dem wir uns mittelſt der Vorſtellung nähern. Der Charakter unſers Zuſtandes gehört mehr zur Zartheit als zur Stärke.

Aber reine Zartheit iſt nicht hinreichend, jene engere Verbindung zu gründen, die ich das Einlagern des Gemüths genannt habe, und mit der überſchwenglichen Wonne der Seelenüppigkeit verbunden iſt. Wir müſſen neben der Biegſamkeit eine Fähigkeit zu widerſtehen in dem angenäherten Weſen finden. Sein Charakter muß elaſtiſch ſeyn, nicht weich. Iſt aber die Widerſtandsfähigkeit zu ſtark, im Verhältniſſe zu unſerer Stärke und zu unſerer Neigung, gezärtelt zu werden; ſo entſteht das Gefühl einer qualvollen Anſtrengung, die uns unangenehm iſt, weil wir nicht in der Stimmung ſind, rein geſpannt werden zu wollen. Wir wollen in Ruhe aufgelößt werden, und finden das Gegentheil. Iſt auf der andern Seite die Biegſamkeit übermäßig, im Verhältniſſe zu unſerer Zartheit, und unfähig, uns das Bewußtſeyn unſerer Stärke durch Ueberwindung einigen Widerſtandes zu geben; ſo wird die Vermählung der Gefühle von verſchiedener Art in uns gehindert, und es entſteht bald Gleichgültigkeit bald Langeweile. Es muß daher ein ſolches Wohlverhältniß von Stärke und Zartheit in dem angenäherten Weſen angetroffen werden, woraus eine Miſchung von Diſpoſitionen in ihm entſteht, die wieder mit der Miſchung der Diſpoſitionen in uns ins Wohlverhältniß gebracht werden können. Sein Charakter muß dergeſtalt ſtark und zart zu gleicher Zeit ſeyn, daß unſer Gemüth bey der Verbindung ſich gleichzeitig geſpannt und gezärtelt, ſpannend und zärtelnd fühlen könne. Dann erſt entſteht eine wonnevolle Vermählung von Gefühlen in unſerm Gemüthe durch gleichzeitige Wirkſamkeit ſeiner zweyfachen Diſpoſition. Dann erſt wird das Gemüth zum Beſitznehmen, zur Vertraulichkeit, zum Einlagern aufgefordert.

Eine gleiche Miſchung beyder Diſpoſitionen in jedem der beyden Gemüther iſt völlig unzulänglich, dieſe Wirkung hervorzubringen. Steht bey beyden die Stärke über der Zartheit, ſo beurtheilen wir uns beyde als ſtark, ſtoßen uns gegenſeitig ab, oder verbinden uns nur durch Sympathie mit dem Gleichartigen. Steht bey beyden die Zartheit über der Stärke, ſo tritt die nehmliche Wirkung ein. Nein! Wir müſſen uns geſchmeidig ſtark gegen ein Weſen fühlen, das ſich uns zart entgegen hebt; oder umgekehrt: wir müſſen uns hebend zart gegen ein Weſen fühlen, das uns geſchmeidig ſtark angreift. Dann treffen wir Eigenſchaften in dem Angenäherten an, die mit den unſrigen zuſammenpaſſen, ob ſie gleich von den unſrigen verſchieden ſind; dann theilen wir eine Lage mit einander, deren Reitz durch Mannigfaltigkeit des Beytrags erhöhet wird.

Ueppigkeit der Seele hat folglich die größte Aehnlichkeit mit der Ueppigkeit des Körpers: ſie beruht auf den nehmlichen innern Geſetzen, und bringt äußere Wirkungen hervor, die ſich jenen ſehr nähern.

Ueppigkeit der Seele iſt der Zuſtand einer überſchwenglich wonnevollen Wirkſamkeit des Gemüths, wenn dieß durch das Wohlverhältniß ſeiner geſchmeidigen Stärke gegen die hebende Zartheit eines andern Weſens, in das es ſich einlagert, in gleichzeitig leidende und thätige Spannung und Zärtelung geräth.

Sie zieht immer mit größerer Lebhaftigkeit an, als die rein ſpannenden und rein zärtelnden Gefühle; ſie iſt weit bindender als dieſe. Sie iſt weder dem Beſchaungshange noch der Selbſtheit fremd; aber der Sympathie, (der Geſelligkeit) liegt ſie am nächſten.

Dieſe Ueppigkeit iſt nun offenbar ein Geſchlechtstrieb, denn ſie vermählt in unſerer Seele Gefühle, die beyde zu einer Gattung gehören; unſer Gemüth iſt ſo wohl der ſpannenden und geſpannten, als der zärtelnden und gezärtelten Empfindungen fähig. Aber dieſe Gefühle gehören nicht einer und der nehmlichen Diſpoſition, nicht einer ihrer Miſchungen im iſolierten Zuſtande an; nicht der reinen Stärke, nicht der reinen Zartheit, nicht der einſamen geſchmeidigen Stärke, oder der einſamen hebenden Zartheit. Wir müſſen uns einem andern Weſen von verſchiedenem Charakter nähern, und dieſer Charakter muß der Gattung nach dem unſrigen gleich, dem Geſchlechte nach aber von dem unſrigen verſchieden ſeyn.

Ich will mich hier nicht dabey aufhalten, zu zeigen, wie Weſen, die nicht Menſchen ſind, dieſe Ueppigkeit in uns erwecken können. Ich wende mich zu ihren Hauptarten im geſelligen Umgange mit Menſchen.

Achtes Kapitel.

Von einigen hervorſtechenden Arten der Seelenüppigkeit.

I.

Unter allen Bildern, welche die Seele zur Ueppigkeit einladen, iſt keines hervorſtechender als das der Häuslichkeit. (Domesticité) — Ich verſtehe darunter jenes Verhältniß, worein uns die Abſonderung von der größeren Geſellſchaft zur Gründung einer engeren mit wenigen Menſchen verſetzt, die zuſammen gegen jene als eine einzige Perſon betrachtet werden. Die Vorſtellung dieſes

traulichen Zuſammenlebens und Zurückziehens von andern, von denen wir uns doch nicht ganz zu trennen im Stande ſind; der Begriff dieſer Bildung einer Familie, eines Hauſes im Staate, zeichnet ſich durch eine ſolche Miſchung von Abhängigkeit und Freyheit, von Anſtrengung und Muße, von leidendem Empfangen und thätigem Geben, von Spannung und Zärtelung aus, daß unſer Gemüth bloß durch das Auffaſſen dieſes Bildes in den Zuſtand der Ueppigkeit gerathen kann.

Schon dadurch erhält der Trieb zur Häuslichkeit den Charakter eines Geſchlechtstriebes; denn die Wonne, welche uns durch dieß Bild zugeführt wird, beruht auf einer Harmonie von Gefühlen, deren Tonarten von zärterer und ſtärkerer Beſchaffenheit ſind, mithin nicht einem beſondern Geſchlechte von Reitzungen des Gemüths, ſondern der Gattung im Ganzen angehören. Man kann ſie auch nicht hegen, ohne ſich eine Verbindung zwiſchen Menſchen zu denken, die der Gattung nach gleich, dem Geſchlechte nach verſchieden ſind, indem ihre Charaktere im Wohlverhältniſſe geſchmeidiger Stärke zur hebenden Zartheit ſtehen.

Aber wie viel auffallender wird dieß noch, wenn wir nicht bloß ein Bild der Häuslichkeit in unſerer Seele aufſteigen ſehen, ſondern das häusliche Glück wirklich genießen oder ihm nachſtreben.

In jeder Verbindung, die in dieſer Abſicht eingegangen wird, und worin die Verbündeten den Trieb darnach wirklich begünſtigt fühlen, wird der eine ſich allemahl durch Eigenſchaften auszeichnen, die den Begriff geſchmeidiger Stärke, der andere durch ſolche, die den Begriff hebender Zartheit erwecken. Und ſollte dieſer Begriff auch nicht vollſtändig bey fremden Zuſchauern

entſtehen; ſo werden ſich die Verbündeten gewiß in dieſem Verhältniſſe gegen einander fühlen und beurtheilen.

In jeder Verbindung dieſer Art, ſie mag unter Perſonen eingegangen werden, welche ihren phyſiſchen Kennzeichen und ihrer bürgerlichen Lage nach zu einerley Geſchlechte gerechnet werden, oder unter ſolchen, die für Perſonen von verſchiedenem Geſchlechte gelten; es mögen Mannsperſonen mit Mannsperſonen, Frauensperſonen mit Frauensperſonen oder endlich Mannsperſonen mit Frauensperſonen in Häuslichkeit glücklich zuſammen leben; — in jeder Verbindung dieſer Art iſt einer immer der leitende, herrſchende, Wort und That führende, der andere immer der nachgebende aber abgewinnende Theil: einer immer der beſchirmende, der andere der pflegende, einer der ernſtere, der andere der muntere, einer der ſchonende, der andre der verzärtelnde, einer der liebkoſende, der andre der bewundernde Theil! Der eine fühlt ſich folglich immer ſtark, obwohl geſchmeidig gegen den andern; dieſer fühlt ſich immer zart, obwohl dem andern entgegenhebend! Und welches iſt ihr gemeinſchaftlicher Zuſtand? Sanfte Erhöhung, gezärtelte Spannung der Gemüther. Sie geben ſich wechſelſeitig hin, wechſelſeitig beherrſchen ſie einander; ſie ſondern ſich zur engern Geſellſchaft von der größern ab, ſie nehmen Beſitz von einander, ihre Gemüther lagern ſich in einander ein! So ſetzen ſie eine neue Perſon aus ihren beyden einzelnen zuſammen, und gemeiniglich wird dieſe nicht allein von ihnen ſelbſt, ſondern auch von Fremden dafür anerkannt.

Zwey gleich ſtarke Perſonen werden ſchwerlich geſchmeidig genug gegen einander ſeyn, um ſich zum häuslichen Zuſammenleben glücklich mit einander zu ver-

binden. Sie können ſich einander in weiteren Verhältniſſen viel Wonne geben, aber es iſt die Wonne des Uniſonus, des Einklangs. Rücken ſie zu nahe zuſammen, ſo wird der Ton zu rauh. Zwey gleich zarte Perſonen finden ſich in den näheren Verhältniſſen der Häuslichkeit gleichfalls nicht glücklich. Der Ton iſt zu matt. Auch die Perſon, deren Begriff Stärke erweckt, die ſich ſelbſt ſtark fühlt, wird mit einer bloß zarten nicht zur Häuslichkeit paſſen. Ihr Charakter, ihre Stimmung, die gewöhnliche Tonfolge ihrer Gefühle, finden zu ſtarke Disparaten, wenn ſie auf einen zu biegſamen Charakter ſtoßen. Eben dieß iſt der Fall mit der bloß zarten Perſon, in ihren häuslichen Verhältniſſen zur blos ſtarken.

Das Wort eines unglücklichen Königs iſt bekannt, der zu ſeiner ſtets nachgiebigen Gemahlin ſagte: haben Sie doch Ein Mahl einen Willen für ſich; und eben ſo bekannt ſind die Klagen der ſittlichen Weiber des Mittelalters über den ſtörrigen, wilden Charakter der Ritter, ihrer Ehegenoſſen. Es muß ein Wohlverhältniß von Stärke zur Zartheit ſeyn, welches das Glück häuslicher Verbindung gründet.

Dreiſt berufe ich mich darauf, daß ſelbſt da, wo Brüder, Schweſtern, Hausgeſellſchafter von einerley äußerlich anerkanntem Geſchlechte, glücklich bey einander wohnen, der eine alle Mahl eine Art von Gattin gegen den Gatten, im moraliſchen und pſychologiſchen Verſtande, vorſtellen müſſe.

Dieß führt mich dann auf die wahren Gründe der Erſcheinung, daß der Trieb zur Häuslichkeit hauptſächlich unter ſolchen Perſonen Statt findet, welche nach allen ihren äußern und innern Kennzeichen und nach allen ihren bürgerlichen Verhältniſſen in einem verſchiedenen

Geſchlechtscharakter zu einander ſtehen. Die Mannsperſon und die Frauensperſon ſuchen ſich zur Befriedigung des Häuslichkeitstriebes wechſelſeitig vor allen andern auf, und finden wechſelſeitig dieſen Trieb durch ihre Verbindung, vorzüglich vor der mit jedem andern, befriedigt.

Der erwachſene Mann, — der nicht aus ſeinem Charakter herausgeht, — trägt ſeinen Anlagen und ſeinen Verhältniſſen nach durchaus mehr von der ſtärkeren Perſon an ſich, ſo wohl nach ſeinem eigenen Selbſtbewußtſeyn, als nach der Vorſtellung, die er bey andern erweckt. Er liebt das Gefühl der Spannung, wozu ihn die Stärke ſeines Herzens geſchickt macht. Er liebt das Gefühl der vordringenden Thätigkeit, die Folge ſeiner ſtärkeren außer ſich wirkenden Seelenkräfte. Sein Körper trägt den nehmlichen Charakter an ſich, in Rückſicht ſeiner Senſibilität und Lebenskraft, der ſich ſogar an der äußern Hülle ankündigt. So erſcheint ſeine Perſon ihm ſelbſt und andern unter dem Bilde und dem Begriff von Stärke, und dieſes Bild, dieſer Begriff, iſt mit einer ſtarken, ſpannenden Reitzung für alle diejenigen verbunden, welche ihn faſſen. Alle ſeine Verhältniſſe gegen die bürgerliche und örtliche Geſellſchaft erwecken die nehmliche Vorſtellung und die nehmliche Reitzung bey ihm und andern. Seine Pflichten, ſeine Vorzüge ſpannen die Seele, und werden ſchon darum männlich genannt. Vaterlandsliebe, Treue gegen Waffenbrüder, Geſchäftsgenoſſen, Vorgeſetzte, fordern manche Aufopferungen von ihm, und ſetzen Kraft, Hoheit, Gründlichkeit, Adel der Seele und unermüdete Thätigkeit zum Voraus. Das Vollkommene, Außerordentliche, Ungewöhnliche, Unermeßliche, ſind Ideen, mit denen er ſich

vertraut zu machen, und die er bey andern zu er≠wecken ſucht.

Die Frau hingegen, — in ſo fern ſie nicht aus ihrem Charakter herausgeht, — liebt Zärtelung; Folge ihres zärteren Körpers und Gemüths: ſie liebt mehr eine be≠ſorgende, wachſame, als vordringende Thätigkeit; Folge ihrer ſchwächeren, mehr im engeren Kreiſe wirkenden Kräfte. So erſcheint die Perſon der Frau ihr ſelbſt und andern unter dem Bilde und dem Begriff der Zartheit, und dieſe ſind für diejenigen, welche ſie faſſen, mit zärtelnder Reitzung verbunden.

Die Frau hat Pflichten gegen häusliche Verhältniſſe, und gegen denjenigen Theil unſerer Perſon, der ge≠ſchont und mit Nachſicht behandelt werden muß. Ihre Tugenden, ihre Vorzüge, zärteln die Seele bey der bloßen Vorſtellung, und werden daher weiblich genannt; z.B. ausdauernde Geduld, Demuth, Schamhaftigkeit, Sanft≠muth, Feinheit, Liebenswürdigkeit, Emſigkeit u. ſ. w.

Ohngeachtet nun der Mann durch ſeine Perſon und ſeine Verhältniſſe den Begriff der Stärke, die Frau in eben dieſen Rückſichten den Begriff der Zartheit er≠weckt; ſo haben doch beyde zugleich vieles an ſich, was den entgegengeſetzten Begriff begründen kann. Der Mann iſt vieler weiblichen Vorzüge und Tugenden fähig, die Frau vieler männlichen. Der Mann liebt zuweilen eine zärtere Reitzung, die Frau zuweilen eine ſtärkere. Der Mann kann ſich über die Verhältniſſe des häuslichen Lebens nicht hinausſetzen; die Frau kann ſich von ihrem Zuſammenhange mit der größeren bürgerlichen Geſellſchaft nicht völlig los machen.

Aus dieſem Geſichtspunkte betrachtet, erweckt der Mann den Begriff der Stärke, welche zugleich geſchmei≠

dig ſeyn kann; die Frau den der Zartheit, welche ſich heben mag. Nun ſteht Lieblichkeit der Großheit, Sanftmuth der Feſtigkeit, Feinheit dem Gründlichen und Vielumfaſſenden zur Seite! Nun bieten ſich Hoheit und Reitz, Stützen und Anſchmiegen, Leiten und Abgewinnen, Arbeitſamkeit und Emſigkeit, wohlthuender Ernſt und liebkoſende Gefälligkeit, vordringende Kraft und ausdauernde Geduld, brüderlich und ſchweſterlich die Hände. Aus dem allen aber formt ſich für beyde und für jeden dritten ein Bild, welches die Seele mit einer Ueppigkeit erfüllt, die ſo wohl bey der Beſtrebung, als bey der wirklichen Befriedigung des Häuslichkeitstriebes zum Grunde liegt.

Ohne allen Zweifel macht der Trieb nach dieſer Art von Seelenwonne, nach dieſem pikanten Reitze der häuslichen Vereinigung einen weſentlichen Theil der Geſchlechtsſympathie aus. Der Menſch iſt unſtreitig in ſo fern er zum Thiergeſchlecht gerechnet werden mag, von Biberart. Er richtet ſich mit mehreren Geſchöpfen ſeiner Gattung zu einem Staate ein, und mit einem oder mehreren Geſchöpfen von verſchiedenem Geſchlechte zu einem Hauſe, zu einer Familie.

Ich bin überzeugt, daß wenn auch ein Geſetz die völlig freye Befriedigung der körperlichen Geſchlechtsſympathie mit allen Individuen von verſchiedenem Geſchlechte ohne Unterſchied erlaubte; daß dennoch die größte Zahl der Menſchen dieſer Vergünſtigung entſagen, und mit einzelnen Perſonen von verſchiedenem Geſchlechte ſich zum Zuſammenleben, wenigſtens auf einige Zeit einrichten würde. Dieß iſt ſo gewiß, daß Wollüſtlingen, die nur irgend auf Vollſtändigkeit des Vergnügens aufmerkſam ſind, vor bloß körperlichen Freuden ekelt, und

daß ſie ſchlechterdings etwas Genuß für die Seele haben wollen. Und worin beſteht dieſer? Wollen ſie ſich die Zeit vertreiben, wie man ſie auch im größern Zirkel der örtlichen Geſellſchaft hinbringt; nur fröhlich ſeyn? Nein! ſie wollen das Bild des häuslichen Lebens, wäre es nur auf einen Abend, dargeſtellt ſehen, und ſie fühlen ſich nicht glücklicher, als wenn ſie ſich recht heimiſch, recht wöhnlich bey der Perſon fühlen, welche vielleicht am folgenden Abend die Gattin eines andern ſpielt. Es iſt auch ſo gewiß, daß der Reitz einer ſolchen Seelenwonne in unſern häuslichen Verhältniſſen von dem phyſiſchen Reitz der Körperverbindung noch verſchieden ſey; daß ſelbſt Greiſe, Väter, Brüder, ja ſelbſt die kleinſten Kinder den höheren Genuß fühlen, den das Zuſammenleben, die Häuslichkeit mit Perſonen von verſchiedenem Geſchlechte vor dem Zuſammenleben mit einer Perſon von gleichem Geſchlechte zum Voraus hat. Der Fürſt im Julius von Tarent empfand dieß, wenn er ſagte: „zu den häuslichen Freuden des Greiſes gehören durchaus Weiber!“

II.

Als eine beſondere Modification unſerer Ueppigkeit ſehe ich das Wonnegefühl des Heimiſchen an, das wir in Geſellſchaft mit Perſonen von verſchiedenem Geſchlechte, beſonders mit ſolchen, die für Manns- oder Frauensperſonen äußern Kennzeichen nach gelten, alsdann empfinden, wenn wir bey ihnen allein ſind, und uns überzeugt halten, daß unſre einſame Gegenwart ihnen eben ſo viel Vergnügen macht, als uns die

ihrige. Woher der unerklärbare Reitz, den das Schwatzen, Koſen, Tändeln und oft ſelbſt das trauliche ſtumme Beyeinanderſeyn zwiſchen dem Manne und dem Weibe mit ſich führt, wenn dieſe ſich einander ſelbſt überlaſſen und gewogen ſind? Man wird ſagen: es gehört der körperlichen Lüſternheit! Nein! Sie hat in manchen Fällen Antheil daran: in keinem macht ſie dieſe Art der Wonne allein aus. Das Gemüth nimmt immer ſeinen Theil davon hin. Sogar unter Männern, die im Verhältniſſe des ſtärkeren Gemüths zum zärteren ſtehen, findet das Gefühl des Heimiſchen Statt; es findet Statt bey Weibern, deren Formen, deren kränklicher Zuſtand alle körperliche Lüſternheit niederſchlägt. Ach! es liegt dem Gemüthe viel näher! Es liegt darin, daß dieß in Unbefangenheit und Hingebung aufgelöſt, und durch das Bewußtſeyn, daß man gefällt, daß man beherrſcht, ſanft angeſtrengt wird. Welch eine ſüße Gewalt, die man in dieſen Zuſammenkünften, frey von aller fremden Beobachtung, leidet und ausübt! Welch ein angenehmes Ueberlaſſen und wonnevolles Zurückwirken! Welch ein üppiger Reitz in einer Empfindung, in einem Gedanken zuſammen zu treffen, den der eine mit dem ganzen Charakter der geſchmeidigen Stärke, der andere mit dem der hebenden Zartheit hegt und ausdrückt! Welch ein üppiger Reitz, Richtigkeit mit Feinheit, Vernunft mit Witz, Feuer mit Sanftheit empfangend und mittheilend zu paaren! Sich auszuahnden, aufs halbe Wort zu verſtehen, mit bloßen Blicken verſtändlich zu machen, ſich zu bewundern, und ſich auf Schwächen zu ertappen, und zu rufen: Alſo auch du? und pantomiſch zu antworten: Ja! Auch ich! Und nun mit einander zu trauern oder zu lachen über den Menſchen, der ſich

in beyden Perſonen in ſeiner Blöße zeigt! Und ſo mit den Gemüthern in einander greifen, ſich abſondern zuſammen von der übrigen Welt, und ſich beſitzen, und ſich wechſelſeitig einlagern! Nein! Nein! Die geiſtreichſte Unterhaltung mit dem Manne kommt der Wonne nicht gleich, welche das Geſchwätz mit dem verſtändigen Weibe giebt, das uns wohl will und uns zart behandelt.

III.

Es iſt ein wonnevolles Gefühl für den Mann, wenn er bey dem Bewußtſeyn der Oberaufſicht, die er über ſeine Gattin führt, dieſe dazu nutzen kann, ſie durch die nachgiebigſte Gefälligkeit gegen ihre Launen und Eigenheiten, und durch die aufmerkſamſte Zuvorkommung ihrer vorübergehenden Wünſche zur Dankbarkeit zu verpflichten: nicht anders wie zu zärtliche Eltern oder zu gütige Patronen ihre Kinder und Clienten verziehen. Es iſt aber auch ein wonnevolles Gefühl für das Weib, bey Anerkennung der Superiorität des Mannes dieſem durch die ſorgſamſte Pflege und eine oft übertriebene Aufmerkſamkeit auf jedes ſeiner kleinſten Bedürfniſſe ſeine Dankbarkeit ganz zu erkennen zu geben, und ihm fühlen zu laſſen, daß es ihm gleichfalls etwas werth ſey: nicht anders wie gutgeſinnte Kinder und Clienten ihre Eltern und Patronen oft verzärteln.

Hierauf beruht ein Verhältniß, das oft mit allen Charakteren der Ueppigkeit und der Geſchlechtsſympathie gefühlt wird. Der Mann überläßt ſich gern der verzärtelnden Pflege der Gattin, und findet ſich dadurch und durch das Gefühl ſeiner hingebenden Geſchmeidigkeit in

einem Zuſtande wohlbehagender Auflöſung. Auf der andern Seite ſpornt ihn zugleich das Gefühl, daß ihm als Herrn geſchmeichelt wird, daß er ſich als Herr herabläßt. Sie, die Gattin, fühlt ſich durch das Streben und das Gelingen des Wunſches, den Beyfall des Obern zu erlangen, und ihm die Herrſchaft unvermerkt abzugewinnen, angenehm geſpannt: ſie wird aber zugleich durch die geſchmeidige Zuvorkommung des ſtärkeren Mannes angenehm gezärtelt.

Es iſt gewiß, daß der große Haufe der Männer und Weiber in dem wechſelſeitigen Verhältniſſe verzärtelter Eltern gegen verzogene Kinder zu ſtehen lieben. Aber ſelbſt in den edelſten Verhältniſſen zwiſchen Perſonen von verſchiedenem Geſchlecht erlauben ſich dieſe Vieles in ihrer wechſelſeitigen Behandlung, was ſie ſich in engeren Verbindungen mit Perſonen des ihrigen nicht geſtatten würden, ohne die gegenſeitige Achtung und das Gefühl ihrer Selbſtwürde zu beleidigen. Der Liebende huldigt der Geliebten oft auf eine Art, die gegen den Freund herabſetzend für dieſen und für ihn ſelbſt ſeyn würde; die Geliebte ſorgt oft für den Liebenden auf eine Art, die gegen die Freundin ins Kindiſche und Wegwerfende fallen würde. Nun! in der Geſchlechtsliebe, ſelbſt in der edleren, giebt das keinen Anſtoß, wenn es nicht übertrieben wird und zu häufig wieder kommt.

IV.

Eben hierher gehört auch der Zug nach geſelliger Auszeichnung unter beyden Geſchlechtern, die ich üppige Eitelkeit (Coquetterie) nennen möchte: das Bewußt-

ſeyn, einer Perſon von verſchiedenem Geſchlechte in der Geſellſchaft durch Vorzüge, welche das Geſchlecht charakteriſieren, ausſchließend zu gefallen. Er führt etwas Ueppiges mit ſich, welches der Ehrgeitz und ſelbſt die Eitelkeit, den Beyfall einer Perſon von dem nehmlichen Geſchlechte zu erhalten, nicht an ſich trägt. Eitelkeit gehört überhaupt, in ſeinem Verhältniſſe zum Ehrgeitze betrachtet, zu unſerer Zartheit. Wir fühlen uns an unſerer zärteren Seite gereitzt, und die Wonne, welche dieß Bewußtſeyn begleitet, iſt ihrem Charakter nach auflöſend. Aber diejenige Eitelkeit, welche durch den Beyfall einer Perſon von anerkannter Geſchlechtsverſchiedenheit befriedigt wird, trägt den Charakter des Hanges zum Geſchlechtsverſchiedenen an ſich. Was dem Weibe an dem Manne gefällt, iſt nicht ſeine reine Stärke, ſeine reine Feſtigkeit, ſondern beydes zur Geſchmeidigkeit modificiert: die Annehmlichkeit ſeines feſten Charakters. Die Vorſtellung dieſer gefallenden Eigenſchaft führt jene Miſchung von Hingebung und Beherrſchung mit ſich, welche die Seele zu gleicher Zeit ſpannt und zärtelt. Wenn das Weib die Macht ſeiner ſanften Reitze über die Stärke des Mannes erprobt, ſo fühlt es ſich mittelſt ſeiner Zartheit ſtark und dem Manne ſich entgegenhebend. Wieder ein üppiges Gefühl, wieder eine Miſchung von Stärke und Zartheit, von Hingebung und Beherrſchung! Beyde Gemüther lagern ſich in einander ein!

Es iſt überhaupt ſehr merkwürdig, daß der Trieb nach geſelliger Auszeichnung vom andern Geſchlechte, dieſe üppige Eitelkeit der Seele, mit der Ueppigkeit und der Lüſternheit des Körpers in ſo genauem Verhältniſſe ſteht.

Es iſt für gewiſſe Weiber kein gefährlicherer Moment, um in körperliche Ueppigkeit und Lüſternheit zu gerathen, als derjenige, wenn ihre Eitelkeit auf eine außerordentliche, ungewöhnliche Art geſchmeichelt wird. Bildnißmahler haben die Bemerkung gemacht, daß die Damen in dem Augenblicke, worin ihr Portrait einen großen Zuſatz von weiblichen Reitzen bekam, etwa beym Auflegen des Wangenroths, in einen ſehr gefährlichen Zuſtand von körperlicher Erweichung geriethen. Ich habe einen Liebhaber gekannt, der bey ſeiner Geliebten kein Gehör zur Ausübung gewiſſer Rechte finden konnte; Dienſtleiſtungen, Geſchenke, unbedingte Gefälligkeit, kurz, alles vergebens verſuchte; bis eine Schmeicheley von ungewöhnlicher Feinheit und Stärke die Spröde auf einmahl beſiegte.

Wenn die Bemühung, zu gefallen, nicht bloß eine vorübergehende Befriedigung der Eitelkeit zum Zweck hat, wenn man auf ihren längern Genuß in dauernder Verbindung rechnet; ſo tritt auch oft die Idee hinzu, daß die Perſon vom andern Geſchlecht uns diejenigen Verdienſte beylege, welche den Geſellſchafter in gemiſchten geſelligen Zirkeln und in häuslicher Verbindung auszeichnen. Man ſetzt ſeine Eitelkeit darin als eine Perſon gebilligt und gewählt zu werden, mit der die andern ihre perſönlichſten Verhältniſſe theilen, und mit der ſie künftighin als eine zuſammengeſetzte Perſon von andern betrachtet werden will. Eine ſolche Paarung der Verhältniſſe, wie Gatte und Gattin mit einander eingehen, bringt die engſte Verbindung zwiſchen Perſonen des nehmlichen Geſchlechts in der bürgerlichen Geſellſchaft nicht hervor, und es iſt keine

geringe Begünſtigung für die Eitelkeit, dazu vor allen andern würdig gefunden zu werden.

V.

Dieß führt mich auf die merkwürdige Habſucht in dem Beſtreben, eine Perſon von verſchiedenem Geſchlechte zu gewinnen, und auf den eben ſo merkwürdigen Stolz auf den Beſitz dieſer Perſon bey dem Gelingen jenes Beſtrebens. Das Gefühl: ich habe die Perſon, ſie iſt mein! wird weder als Zweck noch als Genuß bey der Beſtrebung, die Zuneigung von Perſonen unſers Geſchlechts zu gewinnen, angetroffen, wenn dieſe nicht in Leidenſchaft ausartet. Hier begnügen wir uns mit dem Bewußtſeyn eines vorzüglichen Anſpruchs auf das Herz oder die Vereinigung der Naturen! Was heißt hingegen jenes Beſtreben, eine Perſon vom andern Geſchlechte ganz zu gewinnen, ſich ganz anzueignen, anders, als das Beſtreben nach dem Bewußtſeyn, daß ſie uns eine Zuneigung ſchenkt, die ihrer Natur nach mit keiner andern Perſon getheilt werden kann, die folglich den Begriff des ausſchließenden Beſitzes, und dadurch ſogar gewiſſe Ideen von Rechten über ihr Phyſiſches und Moraliſches, und von Eigenthum mit ſich führt. Wir entziehen dadurch die Perſon allen Anſprüchen, die andere in eben der Rückſicht auf ſie machen könnten; wir ſondern ſie zu einer engeren Geſellſchaft mit uns von der größeren ab. Es läßt ſich nicht läugnen, daß, ſo viel auch unſere policierteren Sitten die Idee der Dienſtbarkeit, in welche ſich das zärtere Geſchlecht durch Verſchenkung ſeines Herzens gegen das

ſtärkere begiebt, gemildert haben, dennoch Spuren dieſes tief in der Natur des Verhältniſſes gegründeten Begriffs von Abſonderung, Ausſchließung und Eigenthum, in jener Habſucht und in jenem Stolze auf den Beſitz der Perſon angetroffen werden, die beſonders unſerm Geſchlechte eigen ſind.

Der Charakter der Beſtrebung, das Herz einer Perſon vom andern Geſchlechte ganz zu gewinnen, iſt an ſich höchſt eigennützig und intereſſiert. Eben dadurch wird das Bewußtſeyn unſerer Abhängigkeit und unſerer Erniedrigung begründet, der den Zuſtand der Gewinnſucht begleitet. Auf der andern Seite zeigt ſich aber auch die Ausſicht auf Sieg und auf den Zeitpunkt, wo der Stolz des Beſitzes die gegenwärtige Sehnſucht krönen wird. Dieſe Miſchung von Affekten begründet die ſüße Schwermuth, den Zuſtand der Zärtelung und Spannung unſers Geiſtes während der regen Beſtrebung. Der Moment aber, der das Gefühl ihres wirklichen Gelingens gewährt, der Moment, in dem wir zu der Ueberzeugung gelangen, daß die Perſon unſer ſey; dieſer Moment führt eine Wonne mit ſich, die durch die Vermählung zarter und ſpannender Affekte, die ſich hier in gleichzeitiger und gleichmäßiger Wirkſamkeit äußern, der Wolluſt befriedigter körperlicher Lüſternheit in manchen Punkten ähnelt, und die Wage hält. Auch darf man dreiſt behaupten, daß in dem Beſtreben und in der Befriedigung des Stolzes auf den Beſitz der Perſon bereits eine wahre Lüſternheit der Seele, wiewohl in ihrem unterſten Grade, wo ſie ſich der Ueppigkeit noch ſehr nähert, angetroffen werde.

Und glaubt es mir zu: dieß iſt nicht bloß Folge unſerer geſelligen Conventionen, die mit dem Anſehn,

daß ſie dem zärteren Geſchlechte in Europa beygelegt haben, auch den Werth ihres auszeichnenden Beyfalls und des Beſitzes ihrer Zuneigung erhöhen mußten! Geht in Erziehungsanſtalten von Kindern einerley Geſchlechts, und ihr werdet ſehen, wie die Individuen von zartgebaueten Körpern den auffallenden Trieb bey den übrigen erregen, von ihnen vorgezogen und zur ausſchließenden Verbindung abgeſondert zu werden. So meldet ſich ſchon dort mit dem erſten Keime zur Ueppigkeit und Lüſternheit des Körpers der Keim zur Ueppigkeit und Lüſternheit der Seele!

Alle dieſe eben bezeichneten Triebe liegen bey der Eiferſucht zum Grunde, welche die Verbindungen zwiſchen Perſonen von verſchiedenem Geſchlechte der Regel nach begleitet, und wenigſtens in gleich ſtarker Maße nicht bey Verbindungen zwiſchen Perſonen des nehmlichen Geſchlechts angetroffen wird. Sie mag Mißgunſt ſeyn, dieſe Eiferſucht, aber ſie iſt eine Mißgunſt, die mit der Geſchlechtsſympathie des Menſchen unmittelbar verbunden iſt, und nur durch mehr als thieriſche Rohheit oder Ausartung davon getrennt werden kann. Aus der bloßen körperlichen Lüſternheit, oder aus dem bloßen unnennbaren Triebe würde ſich die Eiferſucht allein nicht erklären laſſen; denn die Begierden, welche dieſe körperlichen Gefühle vorausſetzen, ſind nicht permanent, und es iſt nicht in der Natur, dasjenige zu mißgönnen, was wir ſelbſt nicht begehren. Aber die Triebe nach häuslicher Abſonderung, nach dem Heimiſchen, nach dem Clientelarverhältniſſe, nach geſelliger Auszeichnung, nach dem Stolze auf den Beſitz der Perſon, ſtehen mit jenem

körperlichen Begierden in natürlicher Verbindung, und dieſe Triebe ſind ihrer Natur nach fortdauernd und ununterbrochen fortwährend.

Wenn alſo einige Philoſophen behauptet haben, daß wir im Stande der unausgebildeten Natur, ehe die Begriffe der körperlichen Schönheit und geſelliger Auszeichnung ſich entwickelt hätten, keine Eiferſucht kennen würden; ſo läßt ſich dieſe Behauptung gewiß nicht rechtfertigen. Die ohnehin unzuverläſſigen Nachrichten, welche wir über die abweichende Empfindungsart gewiſſer roher Völker von der viel allgemeineren Stimmung der übrigen haben, *) beweiſen weiter nichts, als daß unſere Inſtinkte auf einer Stufe von Rohheit ſtehen können, welche noch unter derjenigen iſt, die wir an Thieren wahrnehmen. Denn ſchon unter dieſen machen einige einen Unterſchied unter ihren Gatten, und halten ſich vorzüglich an diejenigen, die ihnen am beſten gefallen. Selbſt diejenigen, welche ihren Trieben ganz ungebunden huldigen, leben mit den Weibchen in der Zeit, welche die Natur zur Fortpflanzung der Gattung beſtimmt hat, zuſammen. Sie kämpfen bis aufs Leben für den alleinigen Beſitz, und leiden nicht, daß ſich die Weibchen von ihnen entfernen. Andere aber, welche ihr Inſtinkt ſo wie den Menſchen auf gebundene Verhältniſſe mit einzelnen Weibchen führt, leiden durchaus nur einen Mann, und verlangen ein ununterbrochenes, abgeſondertes Zuſammenſeyn. Das Geflügel und das Bibergeſchlecht, welche ſich in größern Geſellſchaften zu einzelnen Neſtern und Häuſern paaren, geben den Beweis.

*) Ich werde mich im dritten Theile noch weiter darüber äußern.

Bienen hingegen bilden bloß einen Staat und Zellen nur für einen; bey ihnen hat ein ganzer Stock nur eine Gattin.

Neuntes Kapitel.

Von der Lüſternheit der Seele und ihrer Folge der Beſeſſenheit.

Ich habe vorhin ſchon das Streben nach dem Stolz auf den Beſitz der Perſon für eine Lüſternheit der Seele ausgegeben. Ein noch mehr auffallender und merklicher Grad derſelben zeigt ſich aber in demjenigen Zuſtande, den ich jetzt darſtellen und entwickeln will.

Das Streben der Seele, ſich den Geiſt eines andern Weſens ganz anzueignen; die ſchmelzende und zugleich ſtarrende Lage, in welche alsdann alle Kräfte unſers Gemüths gerathen; die Aehnlichkeit dieſes Zuſtandes mit der Lüſternheit des Körpers, und ihr genauer Zuſammenhang unter einander; alles dieß iſt aufmerkſamen Beobachtern nie entgangen. Die Franzoſen haben ſeit langer Zeit ein doppeltes Temperament des Kopfes und der Sinne angenommen, und das erſte in der Eroberungsſucht der Herzen, verbunden mit dem Triebe nach dem Außerordentlichen und Neuen, geſetzt. Hemſterhuys und einige andere haben die Aehnlichkeit zwiſchen dem ſchwärmeriſchen Triebe der Seele, ſich das Geiſtige anzueignen, mit der körperlichen Lüſternheit ſo auffallend gefunden, daß ſie ſogar einen und denſelben Trieb in beyden Fällen als wirkſam angenommen haben.

So gewagt, ſo unbeſtimmt mir dieſe Behauptungen zu ſeyn ſcheinen, *) ſo erſcheint doch daraus die allgemeine Bemerkung, daß unſere Seele eines ſchwärmeriſchen, begeiſterten Aneignungstriebes fähig iſt, der ſeiner großen Aehnlichkeit mit der Lüſternheit des Körpers wegen ihre Lüſternheit genannt zu werden verdient. Hier iſt vorläufig meine Erklärung dieſer Erſcheinung.

Die Lüſternheit der Seele, ihr ſchwärmeriſcher Trieb, ſich den Geiſt eines andern Weſens anzueignen, iſt allemahl ein Zuſtand von Begeiſterung. Dieß Wort wird aber in ſehr verſchiedener Bedeutung genommen, ſo wie das Wort Geiſt unendliche Bedeutungen hat, von derjenigen an, worin es für jede flüchtige körperliche Materie genommen wird, bis zu derjenigen hin, worin es das Ich im Menſchen, und ſogar die Weltſeele heißt.

Im allgemeinſten Sinne nennt man Begeiſterung jede außerordentliche Erhöhung der Wirkſamkeit unſers Gemüths: Lebendigkeit unſerer Seelenkräfte. In einem etwas engeren Verſtande heißt Begeiſterung ſo viel als diejenige Wirkſamkeit unſers Gemüths, die wir einer beſondern Erhöhung unſerer Einbildungskraft zuſchreiben, wenn dieſe die Vorſtellungen unſinnlicher Gegenſtände, (wohin ich auch das Sinnliche aber Abweſende rechne,) zu anſchaulichen Bildern hebt, und ſie dadurch den anerkennenden Kräften äußerſt nahe bringt. Hier bezeichnet folglich der Ausdruck Begeiſterung einen Zuſtand der Erhebung über die Körperwelt zur ſinnlichen Einführung in das Reich des Unkörperlichen, oder der Geiſter: einen Zuſtand, der an ſich ſchon mit

*) Vergleiche das achte Buch dieſes Werks.

wonnevollen Reitzungen verknüpft iſt, theils wegen des Gefühls jener Lebendigkeit unſerer Seelenkräfte überhaupt; theils wegen jener aſſociierten Vorſtellungen des Emporſtrebens zu dem Ueberſinnlichen. Je mehr unſre Phantaſie, oder die ſchaffende zuſammenſetzende Einbildungskraft dabey geſchäftig wird, um deſto gröſſer iſt unſre Wonne. Wir eignen uns alsdann zugleich das Verdienſt des Hervorbringens zu, und damit verbindet ſich die Eitelkeit, das Abweſende und Unſinnliche ſo ungewöhnlich anzuſchauen, und ſo tief in ſeine Eigenthümlichkeiten einzudringen. Dieſe Begeiſterung iſt beſonders dem Dichter, dem Künſtler und dem Phantaſiereichen Philoſophen eigen, ſo lange ſie noch nicht daran denken, ſich durch ihre Produkte vor andern Menſchen auszuzeichnen.

Allein die genauere Vereinigung mit den Bildern der Phantaſie und ein höherer Grad der Begeiſterung entſteht erſt da, wo wir das Bild zugleich in genauerer Beziehung mit einem der herrſchenden Triebe unſerer Natur oder unſerer engſten Sinnlichkeit denken, und es als ein Mittel betrachten, dieſe dadurch befriedigt zu ſehen. Alsdann fängt es erſt an, unſer Gemüth zu beherrſchen, d. h. ſich gewöhnlich mit Lebhaftigkeit darin darzuſtellen, und uns durch ſeine Erſcheinung unmittelbar zur Wonne zu reitzen. Beyſpiele davon liefert der geiſtige Stolz aller Schwärmer, welche durch die Hoffnung geſchmeichelt werden, ſich einige der Eigenſchaften des geiſtigen Weſens, dem ſie ſich mittelſt einer anſchaulichen Erkenntniß nähern, anzueignen, ſeinen Zuſtand zu theilen, und ſich dadurch über andre Menſchen zu erheben. Noch auffallender ſind die Beyſpiele, wo das Bild des unſinnlichen Weſens auf Beförderung unſers

Ehrgeizes, des leidenſchaftlichen Strebens nach dem Beſitz einer Perſon vom andern Geſchlechte, der Gefallſucht und anderer noch niedrigeren Triebe bezogen wird. So begeiſtert man ſich ſehr leicht für berühmte und vornehme Männer, wenn man glaubt, daß die genauere Kenntniß von ihrem Charakter, und oft nur von ihren äußeren Verhältniſſen uns bey der Menge auszeichnen wird. Das Bild ihrer Perſon und ihrer Vorzüge erfüllt dann unſre Seele, wenn ſie auch längſt verſtorben oder abweſend von uns ſeyn ſollten. Eben dieſe Erſcheinung zeigt ſich bey demjenigen, der ein Herz zu erobern, die Aufmerkſamkeit einer angebeteten Schönen ausſchließend auf ſich zu ziehen ſucht. Ihr lebhaftes Bild wird unſer vertrauter Begleiter, mit dem wir in häuslicher Abſonderung zuſammen leben, das wir immer mit uns herum tragen. Aehnliche Erfahrungen macht der Alchymiſt und der Geiſterbanner, der Schätze zu heben hofft. Er bezieht das Bild der heiligen Zahl oder des Salomoniſchen Siegels, oder des mächtigen Kobolds als Mittel auf den Zweck ſeiner Gewinnſucht, und die Folge iſt, daß er ſich aufs genaueſte mit ihm vereinigt, oder, was einerley iſt, daß es herrſchend in ſeiner Seele wird. So wird der Erfinder von dem Bilde ſeines Produkts begeiſtert, ſo die Perſon von warmen Blute von Bildern, die ſtark auf die Lüſternheit des Körpers wirken, u. ſ. w.

Von der Begeiſterung in allen dieſen Fällen trägt die Lüſternheit der Seele, oder die Beſeſſenheit, wie ich ſie nenne, etwas an ſich, und beruht gemeiniglich auf ihr. Sie geht aber weiter. Sie vergißt, daß es nur ein Bild iſt das ſie ſo anſchaulich erkennt; ſie vergißt, daß ſie ſich nur mittelſt einer Erhöhung der Phantaſie ſo

eng mit ihm vereinigt; ſie vergißt die Beziehung, worin das Bild als Mittel zu dem Zwecke, herrſchende Triebe zu befriedigen, ſteht; — und ſucht den Geiſt, für die engſte Adhärenz des Ich's einer andern Perſon genommen, in ſich aufzunehmen, oder, was einerley iſt, ihr Ich, ohne allen weitern Zweck und ohne alle weitere Beziehung, unter dem Bilde eines andern Geiſtes zu denken.

Wenn die Phantaſie uns mit dem Gelingen dieſer Beſtrebung täuſcht, ſo erkennen wir gar keine Trennung zwiſchen unſerm Geiſte und dem Bilde des Geiſtes einer andern Perſon an: wir verlieren beyde unſre Selbſtſtändigkeit. Unſer Gemüth und ſein Gemüth, ſein Körper und unſer Körper, werden als Agenten betrachtet, die ein und der nehmliche Geiſt beſeelt, und weil das Ich nur unter dem Bilde ſeiner engſten Adhärenz, des Geiſtes, gedacht werden kann, ſo theilen wir nur ein Ich. Du biſt Ich, Ich bin Du: das iſt die Empfindung der Beſeſſenheit.

Dieſe Schwärmerey iſt wahre Lüſternheit der Seele, und zeichnet ſich durch Symptome aus, welche der Lüſternheit des Körpers äußerſt analog, und wahrſcheinlich an ähnliche Gründe gebunden ſind, ob ſie gleich nicht eine und eben dieſelbe Kraft oder Anlage zum Voraus ſetzen. Den Zuſtand, in den wir durch Begünſtigung dieſes Triebes gerathen, habe ich Beſeſſenheit genannt. Ein neues Wort, ich geſtehe es, für deſſen Bildung mich aber die Armuth der Sprache entſchuldigt, und das ſich wenigſtens auf die Benennung des Aberglaubens ſtützet, vermöge deſſen ein böſer Geiſt uns beſitzen kann.

Gehen wir zuerſt auf die Unterſuchung aus, welchen Perſonen ſolche Lüſternheit der Seele eigen zu ſeyn pflegt;

ſo finden wir, daß es gemeiniglich, ſo wohl unter Männern als Weibern, diejenigen ſind, welche ſich durch einen Mangel ſolcher Seelenkräfte, die wir zur Stärke rechnen, und durch ſolche Vorzüge der Seele, welche zum Begriff der Zartheit gehören, auszeichnen. Menſchen von ſehr geſunder Beurtheilungskraft ſind zu dieſer Lüſternheit der Seele nicht aufgelegt. Der Zuſtand der Leidenſchaft zum Geſchlecht macht freylich darunter eine Ausnahme: allein ſie beſtätigt nur den aufgeſtellten Grundſatz, weil durch ſie die ſtärkſten Menſchen auf eine Zeitlang in den Zuſtand der Zartheit verſetzt werden. Dagegen ſind ſolche, welche ein weiches Herz, einen feinen Verſtand, und vorzüglich viel Phantaſie beſitzen, ſehr fähig zu dieſem Zuſtande. Sehen wir auf die Weſen zurück, deren Bilder dieſe Lüſternheit am meiſten befördern, ſo ſind ſie von Gegenſtänden hergenommen, welche durch den Begriff der Stärke Bewunderung erregen: das höchſte Weſen, Sätze der Moral, erhabene Gegenſtände der Natur und der Kunſt, außerordentliche Menſchen, ungewöhnliche Begebenheiten. Allemahl müſſen wir den Gegenſtänden etwas Geiſtiges beylegen können, und der Charakter dieſes Geiſtes muß im Verhältniſſe der Stärke zu unſerer Zartheit ſtehen. Nie ſind wir zu dieſer Lüſternheit der Seele aufgelegter, als in der Zeit, worin wir einer ſtarken Leidenſchaft zum andern Geſchlecht huldigen. Hier nimmt der Gegenſtand unſerer Leidenſchaft, wenn er auch noch ſo gewöhnlich iſt, den Charakter der Stärke vermöge der Abhängigkeit an, worin er uns hält, und wir, wir fühlen uns ſchwach und zart gegen ihn.

Superiorität, ſie mag auf dem bloßen Gefühle unſerer Abhängigkeit, oder auf dem des Ungewöhnlichen,

Außerordentlichen, Vollkommenen beruhen, wird alle Wahl in dem Gegenſtande vorausgeſetzt, mit deſſen Geiſte wir nach Vereinigung in dieſer Maße ſtreben. Inferiorität von unſerer Seite iſt davon unzertrennbare Folge. Aber das Gefühl des Verhältniſſes der reinen Superiorität gegen unſere Inferiorität; der baren Stärke gegen unſere bare Zartheit, wird nie ein Streben nach Vereinigung der Geiſter hervorbringen. Das bloß Männliche, bloß Anſtrengende, zieht mich nicht zu ſich hin; der unerſchütterliche Starrſinn, die unbarmherzige Geiſtesſtärke eines Sylla oder Robespierre, die bloß verderbliche Naturkraft, das höhere, aber nur zum Unheil geartete Weſen, das Geſchöpf unſerer Imagination, der Teufel, können mich zwar in den oben angeführten Bedeutungen begeiſtern, d. h. ihr Bild kann immer ſehr lebhaft bey mir ſeyn, und in ſo fern es mir nützlich ſcheint, mich beherrſchen; aber ich werde mich nicht von ihm beſitzen laſſen, d. h. meinen Geiſt unter dem Bilde ſehen wollen, welches meine Phantaſie mir von ihnen darſtellt. — Eben ſo wenig als ich auf der andern Seite die Bilder des bloß freundlichen Charakters, der flachen bloß heitern Gegend, der Ruhe des Alltagslebens, zu ſolchen unzertrennbaren Gefährten, zu ſolchen Formen meines eigenen Geiſtes machen möchte.

Es muß folglich ein Wohlverhältniß der Superiorität des Geiſtes außer mir und der Inferiorität des meinigen, ſeiner Stärke zu meiner Zartheit, vorhanden ſeyn; ein Wohlverhältniß, wodurch ich mich ihm entgegen, zu ihm hinaufzuheben, ihn zu mir ſich herabneigen zu ſehen hoffen darf, um dadurch ein neues Weſen in der engſten Vereinigung mit ihm hervorzubringen.

So erſcheint uns ein Gott, dem wir neben einer unbegreiflichen Allmacht ein liebendes Herz, wie das unſrige, zuſchreiben; ſo erſcheint das moraliſche Geſetz, das uns neben dem Gefühle der Abhängigkeit unſerer Sinnlichkeit von ſeiner Strenge das Bild einer intellektuellen Freyheit, Würde, Selbſtgenügſamkeit, und des Emporſchwingens zu einem höheren Reiche von Geiſtern, darbietet: ſo erſcheint der Glanz der Großen dieſer Erde, deren Annäherung Zwang, deren Vertraulichkeit aber Auszeichnung vor allen Mitbürgern verkündigt; ſo erſcheint endlich das bewunderte Weſen an dem leidenſchaftlich geliebten Weibe oder Manne, oft nur darum bewundert, weil es ſchwer zugewinnen iſt, aber das doch endlich gewonnen ausſchließlich mit uns vereinigt werden kann! — Dieſe und ähnliche Gegenſtände ſind es, welche uns gewaltſam zu ſich hinreißen, und uns zum ſehnſuchtsvollen Streben nach Vereinigung der Geiſter einladen, kurz, uns in den Zuſtand der Beſeſſenheit verſetzen.

Richten wir jetzt unſere Aufmerkſamkeit auf die Eigenheiten dieſes Zuſtandes! Unſere erſte Empfindung bey der Vorſtellung eines Weſens, dem wir eine geiſtige Größe beylegen, iſt ein Staunen, eine Bewunderung ſeiner Superiorität, ſeiner Stärke, und dieſe bringt in uns eine Anſtrengung hervor, die ſehr richtig mit den Worten: Anſtarren, Starren unſers Geiſtes, ausgedruckt wird. Die Folge davon iſt Zurückziehen in uns ſelbſt; Gefühl unſerer Inferiorität, Schwermuth. Bald aber fühlen wir die Möglichkeit, die Hoffnung, uns ihm entgegen zu heben, einen Punkt zu treffen, worin der bewunderte Geiſt mit uns vereinigt werden kann. Wir bemerken, daß er ein Herz, daß er zarte Seiten neben den ſtarken hat. An dieſe wollen wir uns halten; Nach-

ſicht, Dankbarkeit, Achtung für unſre unbedingte Gefälligkeit, für unſer Streben ihm ähnlich zu werden, endlich ſogar für gewiſſe zarte Vorzüge an uns, welche ihm fehlen, werden das Band auch von unſerer Seite anziehen; wir beyde werden uns zuſammen abſondern von allen Uebrigen, wir werden ein Weſen ausmachen, wir werden uns gar nicht mehr getrennt von einander denken. Es wird ein neues Weſen entſtehen, worin ſeine und meine Vorzüge zuſammengeſchmolzen einen höhern Anſpruch auf Vollkommenheit haben werden, als wenn wir einzeln gedacht, und einzeln im Bilde dargeſtellt würden. So entſteht ein ſehnſuchtsvolles Streben, eine ſüße Schwermuth, und das Bewußtſeyn, daß die Vereinigung gelingt, es ſey durch ein wahres Gefühl, daß wir uns wechſelſeitig unſre Vorzüge mittheilen, oder daß wir von dem Weſen das uns begeiſtert, ausgezeichnet werden, oder daß wir uns wenigſtens würdig fühlen, ihm vorzüglich anzugehören; — dieß Bewußtſeyn überſtrömt uns mit einem üppigen Schauer, der demjenigen ſehr ähnlich iſt, welchen die Körper bey der Vereinigung der Organiſationen empfinden.

Es ſcheint mir mehr als wahrſcheinlich, daß bey dieſer Lüſternheit der Seele das Beſtreben des letzten belebenden Princips im Gemüthe, ſich in einer überſchwenglich wonnevollen Wirkſamkeit zu fühlen, zum Grunde liege. So wie die körperliche Lüſternheit ein Uebermuth, eine Ausgelaſſenheit unſerer Lebenskraft iſt, ſo iſt die Lüſternheit der Seele ein Uebermuth, eine Ausgelaſſenheit des geiſtigen Weſens in uns, das nach dem höchſten Grade gleichzeitiger Spannung und Zärtelung ſtrebt. Wenn unſer Geiſt in dieſem Aufruhr iſt, ſo ſtrebt er nach Vereinigung mit einem andern

Geiſte, von dem er dasjenige nehmen möge, was ihm zu jenem Vollkommenheitszuſtande abgeht, in den er dasjenige ausſtrömen laſſen könne, was er zu jenem Vollkommenheitszuſtande zu viel oder überflüſſig hat. Daher der Muth und die Weichheit, daher die Kraft und die Ermattung während der Beſtrebung; daher der üppige Schauer bey dem Gelingen!

Dieſer ſchwärmeriſche Aneignungstrieb der Seele äußert ſich nun auf ſehr verſchiedene Art. Oft ſteckt die Lüſternheit der Seele den Körper mit ähnlichen Empfindungen an, und dieſer modificiert ſie auf ſeine eigene Weiſe zu einer wahren Lüſternheit nach Körperverbindung. Oft aber bleibt es auch bey einer bloßen conſenſualiſchen Reitzung der Nerven, ohne eine Beſtrebung dieſer Art. Doch von allem dieſen mehr in der Folge. Ich will hier nur einige der auffallendſten Beyſpiele des ſchwärmeriſchen Aneignungstriebes der Seele in der Abſicht anführen, um zu zeigen, daß nicht bloß Perſonen, welche für Männer und Weiber anerkannt werden, dieſem Zuſtande unter einander nachſtreben, ſondern daß er überall angetroffen wird, wo ſich ein Wohlverhältniß ſtärkerer und zärterer Geiſter zu dem Berührungspunkte einer gezärtelten Spannung unter Mitwirkung der Phantaſie vorausſetzen läßt.

Junge Künſtler werden für große Meiſter in der Kunſt, deren Talent ſie zu erlernen hoffen; Schüler für ihre Lehrer in den Wiſſenſchaften; Perſonen, welche bey vieler Sinnlichkeit zugleich den Trieb nach ſittlicher Vollkommenheit in ſich fühlen, für Perſonen, welche auf einer hohen Stufe der Tugend ſtehen, und ſich durch Strenge gegen ſich ſelbſt und Nachſicht gegen andere auszeichnen, dieſen Aneignungstrieb der Geiſter empfinden.

Er wird ſich noch ſehr von jenem wackern Enthuſiasmus, der rüſtig zur Ueberwindung großer Schwierigkeiten durch ein wahres Gefühl der Vollkommenheit im Verhältniſſe zu unſern Kräften macht, unterſcheiden. Denn der erſte iſt ſchmelzend, und eignet ſich nicht bloß die Vorzüge des bewunderten Weſens als eine Beſchaffenheit des Gemüths an, welche ſich von dem Perſönlichen des Geiſtes trennen, und einem andern Geiſte mit völliger Bewahrung ſeiner Eigenthümlichkeit beylegen läßt; ſondern er ſtrebt, das ganze Perſönliche des Geiſtes in ſich einzunehmen, und ſich alle ſeine Eigenheiten, ſogar die Fehler und Hinderniſſe zu den Vorzügen, denen wir nachſtreben, mit der ſchwärmeriſchen Ueberzeugung anzudichten, daß wir dieſen Geiſt häuslich, heimiſch mit uns herumtrügen, davon beſeſſen würden, und uns in ihn verwandelt hätten. Sehr merkwürdige Beyſpiele von dieſem Zuſtande liefern auch junge Perſonen, die zuerſt in der Welt auftreten, und durch den freyen, einnehmenden Anſtand gebildeter Geſellſchaften hingeriſſen werden. Sie nehmen, ohne es zu wiſſen, ohne an Nachahmung zu denken, ihren Ton, ihre Manieren an, und glauben wirklich, ihren Geiſt in ſich übertragen zu haben.

Darauf beruht die ſchwärmeriſche Begeiſterung der Weiber für Heldentugend, der Männer für makelloſe Unſchuld, der Unterthanen für ihren König, u. ſ. w. welche wahre Symptome eines Wahnſinns an ſich trägt, indem der Anhängende ſich das Bild eines Weſens, deſſen Verhältniſſe er nie zu den ſeinigen machen kann, dennoch zu einer Art von häuslicher Vertraulichkeit, von Umwandlung zu einem neuen Weſen mit dem Bilde, das er ſich von ſeinem Geiſte entwirft, anzueignen ſucht.

Wo es nicht Menſchen, ſondern ein höheres und unſichtbares Weſen iſt, welches wir uns zuzueignen ſuchen, da entſteht die begeiſterte Aneignung noch viel leichter, weil ſie ganz Werk der Phantaſie iſt, und kein in die Sinne fallender Umſtand die Illuſion ſtört. Das Bild der Tugend, der Vaterlandsliebe, der Freyheit, des höchſten Abſtrakts von Vollkommenheit erſcheint uns unter einer ſtarken, aber zugleich geſchmeidigen Form, der wir die zarten aber hebenden Formen des Bildes von unſerm Geiſte anzupaſſen und beyde mit einander zu vereinigen hoffen. Wir gefallen uns in dieſer Umwandlung des Bildes von unſerm Geiſte zu einem neuen Bilde, und das Bewußtſeyn des begünſtigten oder gar gelungenen Strebens nach jener Vereinigung überſtrömt unſre Seele mit üppigen Schauern.

Nehmen wir dieſe Bemerkungen zuſammen, ſo werden wir den Charakter einer Geſchlechtsſympathie in dem ſchwärmeriſchen Aneignungstriebe der Seele nicht verkennen. Denn es liegt offenbar das Streben nach dem harmoniſchen Wohlverhältniſſe geſchmeidiger Stärke zur hebenden Zartheit in dem Berührungspunkte einer gezärtelten Spannung, dabey zum Grunde. Wir wollen nicht unſern Geiſt vermehren, verbeſſern, ergänzen, wir wollen ein neues Weſen aus ihm ſchaffen, wir wollen uns ihn unter Formen denken, welche das Bild unſers iſolierten Geiſtes, ſelbſt in ſeiner höchſten Vollſtändigkeit nicht darbietet. Die Weiblichkeit unſers Geiſtes, wenn ich ſo ſagen darf, will ſich mit der Männlichkeit eines andern vermählen; unſer liebend einnehmender, aber zugleich emporſtrebender Charakter, will ſich mit dem ſtrengeren, vordringenden, aber zugleich gütig annähernden und nachſichtigen, zu einem neuen

Charakter umſchaffen, in dem beyde Naturen in der genaueſten Gleichmaße des höchſten Grades ihrer Wirkſamkeit zuſammentreffen.

Die Lüſternheit der Seele findet man am häufigſten bey Perſonen, deren Geſchlechtsverſchiedenheit allgemein anerkannt wird; in den Verhältniſſen zwiſchen Männern und Weibern. Dieſe Erfahrung beweiſet die angeführte Entſtehungsart: ſie kann aber nicht dahin gedeutet werden, als wenn der unnennbare körperliche Trieb und das Verhältniß des Mannes zum Weibe, als ſolcher Perſonen, welche ihn am vollſtändigſten befriedigen könnten, dabey zum Grunde läge. Nein! die beyden anerkannten Geſchlechter ſind darum ſo geſchickt, den ſchwärmeriſchen Aneignungstrieb der Seele zu erwecken, weil der Geiſt des einen gemeiniglich von ſtärkerer, der des andern gemeiniglich von zärterer Natur iſt, und ihre Verhältniſſe in der bürgerlichen Welt den Berührungspunkt beyder in gezärtelter Spannung ſo ſehr befördern. *)

Der reine Enthuſiasmus, vermöge deſſen wir mit dem völligen Bewußtſeyn unſers iſolierten Geiſtes uns nur gewiſſe Beſchaffenheiten des bewunderten Gegenſtandes anzupaſſen ſuchen, er mag von der wackern oder ſchmelzenden Art ſeyn, wird gegen jene Schwärmerey, wie die Sympathie mit dem Gleichartigen gegen die Geſchlechtsſympathie ſtehen.

Der begeiſterte Muth, wenn Bilder großer Menſchen und großer Thaten uns zu ähnlichen entflammen, weil wir fühlen, unſer Geiſt habe ähnliche Kräfte, welche nur durch das Bild verſtärkt werden, iſt der Begeiſterung von dem Geſchlechtsähnlichen Starken zuzuſchreiben.

*) Vergleiche das achte Buch.

Die begeiſterte Empfindſamkeit, vermöge deren uns weinerliche Begebenheiten, zärtliche Charakter zur lebhafteſten Mitempfindung einladen, weil wir ſelbſt uns in ähnlichen Situationen, in ähnlicher Charakterſtimmung erblicken, jedoch mit dem völligen Bewußtſeyn, daß jene Bilder nur das Bild unſers Selbſtbewußtſeyns, als etwas Getrenntes von ihnen verſtärken, — gehört der Begeiſterung von dem Geſchlechtsähnlichen Zarten. Wenn aber wirklich die Sehnſucht in uns entſtehen ſollte, uns unter den Formen eines Cäſar oder Petrarca zu denken, und von ihrem Geiſte in unſern Geſinnungen und Handlungen inſpiriert zu ſeyn; und wir glaubten wirklich, daß uns dieß gelänge, — dann wäre gewiß die Begeiſterung der Geſchlechtsſympathie zuzuſchreiben; wir würden unſern Geiſt mit dem ihrigen vermählt fühlen; — wir wären dann gewiß im Zuſtande der Lüſternheit der Seele, oder ihrer Beſeſſenheit. *)

*) Wie wichtig die Entwickelung des Zuſtandes der Beſeſſenheit zur Erklärung mancher Phänomene in den ehemahligen Hexenprozeſſen ſey, zeigt ſich von ſelbſt. Der Glaube an die geiſtige Vereinigung mit dem böſen Feinde war Folge des heftigen Verlangens, ſich ſeine vermeinten Kräfte anzueignen. Der Glaube an die körperliche Verbindung wieder Folge von jener, theils als ſinnliches Symbol der engſten Vereinigung, welches die Phantaſie zu einer Wirklichkeit umſchuf; theils als conſenſualiſche Einwirkung eines heftig gereitzten Geiſtes auf die phyſiſche Organiſation. Beydes zuſammen brachte die Ueberzeugung bey der Perſon hervor, ſie werde von dem fremden Geiſte beſeelt. Auf eben die Art ſind die Aufwallungen himmliſcher Entzückungen einiger heiligen Thereſe, Armella, Gùyon, u. ſ. w. zu erklären. Das Körperliche regte hier nicht das Geiſtige auf, ſondern umgekehrt: der geiſtige Zuſtand brachte einen ähnlichen in dem Körper hervor, wenn es anders bereits ausgemacht ſeyn

Zehntes Kapitel.

Endliche Beſtimmung der Geſchlechtsſympathie und der Sympathie mit dem Gleichartigen.

Aus meinen bisherigen Bemerkungen folgt, daß weder das Aehnliche noch das Verſchiedene ſich unbedingt anziehe: daß allemahl ein gewiſſes Wohlverhältniß vorausgeſetzt werden müſſe zwiſchen den Körpern unter einander und den Seelen unter einander, die ähnlich oder verſchieden ſind, vermöge deſſen ſie in einem gemeinſchaftlichen Berührungs- oder Bindungspunkte zuſammentreffen können. Dieß Wohlverhältniß beruht bey dem Aehnlichen auf dem Gefühle der Ergänzung, der Vermehrung der urſprünglichen Anlagen durch einen Zuſatz des Aehnlichen bis zu dem Punkte, wo das Individuum ſich der Art nach, zu der es gehört, vollſtändig fühlt. Dieß Verhältniß beruht bey dem Verſchiedenen auf dem Gefühle der Umwandlung zweyer verſchiedener Anlagen zu einem vollkommneren individuellen Weſen der Gattung nach. In beyden Fällen muß der Zuſtand gleich entfernt vom Mangel und vom Uebermaße ſeyn.

Der Trieb, ſich mit dem Aehnlichen zu vereinigen, in ſo weit es zur Vervollſtändigung der Art dienen kann, heißt Hang zum Gleichartigen. Der Trieb, ſich mit dem Verſchiedenen zu vereinigen, in ſo fern es zur Vervollkommnung der Gattung dienen kann, heißt Hang zum Geſchlechtsverſchiedenen.

ſollte, daß der Körper gerade den Antheil daran nahm, den Hemſterhuys und andere vorausſetzen. Hierüber mehr in der Folge.

Ich weiß nicht ob es bloße Bilder ſind, was ich von einem ähnlichen Hange zum Gleichartigen, von einem ähnlichen Hange zum Geſchlechtsverſchiedenen bereits in den Erſcheinungen an unbelebten Körpern antreffe.

Hier finde ich ſchon eine Anziehungskraft zwiſchen gleichartigen Körpern, welche die Lehrer in der Chemie der zuſammenhäufenden Verwandſchaft zuſchreiben, und wobey beyde nach der Vereinigung ein eben ſo gleichartiges Ganzes bilden, als einer der beyden vor derſelben war. Hier finde ich eine Anziehungskraft zwiſchen Körpern von verſchiedener Art, wobey dieſe vermöge der zuſammengeſetzten Verwandſchaft ein Ganzes bilden, welches neue Eigenſchaften beſitzt, die von den Eigenſchaften, welche jedem dieſer Körper vor der Verbindung zukamen, völlig verſchieden ſind. Ich finde bey beyden Verwandſchaften einen gewiſſen Sättigungspunkt, ſo daß wenn die Körper an gewiſſen Theilen bereits einen Ueberfluß haben, ſie keine gleichartige, keine verſchiedene weiter annehmen: nicht dasjenige annehmen, was ſie weder der Art noch der Gattung nach verſtärken kann. *)

Ich finde ferner einen großen Unterſchied zwiſchen der Mittheilung der Elektricität von Körpern die elektriſch ſind, an ſolche, die es nicht ſind, aber doch die Capacität haben, dieſe Materie in ſich aufzunehmen, und jener Wahlanziehung, womit zwey bereits elektriſche Körper ihre entgegengeſetzten Elektricitäten mit einander verbinden; und ich bin ſehr geneigt, in jener Mittheilung den Trieb zur Vermengung des Aehnlichen; in

*) Vergleiche Morveau von der chemiſchen Affinität. Deutſche Ueberſetzung. Berlin 1794.

dieſer Wahlanziehung den Trieb zur Vermiſchung des Verſchiedenen zu ſuchen.

Die Mittheilung der magnetiſchen Kraft an Körper, die noch nicht magnetiſch ſind, ſcheint mir eben ſo wohl auf einem Triebe nach Vermengung, Zuſammenfluß des Aehnlichen zu beruhen; dagegen die Neigung entgegengeſetzter Pole zweyer Körper, die beyde magnetiſch ſind, ſich mit einander zu verbinden, auf einem Triebe zur Vermiſchung des Verſchiedenen. Und ſo wohl die elektriſchen als magnetiſchen Körper haben einen Punkt des Bedürfniſſes, der Sättigung und des Uebermaßes; ſie ſind einem Verhältniſſe gegen andere Körper unterworfen, indem ſie bald dasjenige gleichgültig liegen laſſen, was ihre Kräfte nicht verſtärkt; bald das Aehnliche und Verſchiedene begierig anziehen um ihre Kraft zu verſtärken; bald, wenn ſie zur Vollſtändigkeit oder Vollkommenheit gelangt ſind, das Uebermäßige abſtoßen.

Und, o Tonkunſt! nächſtes Bild unſerer reitzbaren Einrichtung; wie auffallend finde ich in den beyden Leitern deiner Töne den Hang zum Gleichartigen und zum Geſchlecht! Schlagt einen Durton an auf einer reingeſtimmten Saite; er ruft alle ſeine Brüder, alle ſeine Freunde auf der Leiter der Durtöne auf, um ſeine Schwingung zu verbeſſern. Und welche ſind es, die er ausläßt, die er übergeht, und die, wenn ſie ſich mit einmiſchen, den ſicherſten Beweis einer Unvollſtändigkeit der Saite abgeben, die den Grundton angiebt? Es ſind gerade die Töne, die entweder zu entfernt von ihm liegen, um ſeine Schwingung verſtärken zu können, oder diejenigen, welche durch ihre Nähe ein Uebermaß herbeyführen würden. Und doch giebt es Ausweichungen in der Muſik, Auflöſungen, Uebergänge, wo die Ein=

miſchung eines Molltons in den Grunddurton einen Wohlklang hervorbringt, der nicht mehr die Melodie der vorigen Art vervollſtändigt, aber die Gattung des Geſanges durch Harmonie vervollſtändigt. Allein auch hier wird die Beobachtung gehöriger Verhältniſſe zwiſchen den Tönen verſchiedener Leitern vorausgeſetzt, und durch dieſe entſteht eine Vermählung ſtärkerer und zärterer Gatten, die in erhöheter Sanftheit zuſammentreffen.

Doch! ich will mir nicht den Vorwurf der Schwärmerey zuziehen, indem ich die Neigungen des Menſchen den Geſetzen, denen das Unbelebte huldigt, wirklich unterwerfe! Ich habe zu wenig praktiſche Kenntniſſe in der Chemie und in der Phyſik, ich bin zu wenig in die höhere Theorie der Muſik eingeleitet, um wahre Gleichheit zwiſchen ihren Grundſätzen und denen, welche bey Entwickelung der Natur des Menſchen angenommen werden können, zu finden. Ich ſtelle alſo das Geſagte ſo lange als bloße Bilder auf, bis vielleicht Männer, die in jenen Wiſſenſchaften gründliche Kenntniß mit Genie verbinden, in meinen Ahndungen Spuren der Wahrheit finden mögen.

Aber ſo viel glaube ich mit Zuverläſſigkeit annehmen zu können: jeder Menſch vereinigt in ſich die doppelte Diſpoſition zur Stärke und zur Zartheit. Nur in ſo fern in ſeinem Weſen Stärke über Zartheit prädominiert, iſt er poſitiver Art, männlichen Geſchlechts: nur in ſo fern die Zartheit über die Stärke prädominiert, iſt er negativer Art, weiblichen Geſchlechts.

Wo der Menſch, (er mag männlichen oder weiblichen Geſchlechts ſeyn,) ſeine Kräfte von der ſtärkern Diſpoſition in höhere Wirkſamkeit zu verſetzen ſucht, indem er ſtärkeren Eindrücken von andern Körpern, ſtärkeren

Vorſtellungen und Bildern der Seele nachſtrebt, da empfindet er den Hang zum gleichartigen Starken; wo er hingegen ſeine Kräfte von der zärteren Diſpoſition in höhere Wirkſamkeit zu verſetzen ſucht, indem er zärteren Eindrücken und Vorſtellungen nachſtrebt, da empfindet er den Hang zum gleichartigen Zarten.

Wo aber der Menſch ſeine Kräfte überhaupt durch gleichzeitige Wirkſamkeit ſeiner ſtärkeren und zärteren Diſpoſitionen zu erhöhen, mithin ſich ſelbſt als Weſen einer Gattung zu vervollkommnen ſucht, indem er Eindrücken und Vorſtellungen nachſtrebt, die zugleich ſtark und zart ſind, da fühlt er den Hang zum Geſchlechtsverſchiedenen.

So wohl der Hang zum Gleichartigen als der Hang zum Geſchlechtsverſchiedenen iſt eines Vollſtändigkeitszuſtandes, eines Zuſtandes der Uebermaße und des Bedürfniſſes unterworfen. Was uns ſtärker oder zärter machen will als wir ſeyn können, was in uns, wenn wir ſtark oder zart ſeyn wollen, dieſe Stimmung nicht vermehren kann, das iſt uns widerlich oder gleichgültig. Was die gleichzeitige Wirkſamkeit unſerer doppelten Diſpoſition nicht befördert, wo wir ſie erwarten, das iſt uns widerlich oder gleichgültig.

Der Hang zum Gleichartigen ſetzt alſo ein Wohlverhältniß unſerer reinen Stärke, oder unſerer reinen Zartheit zu den Gegenſtänden zum Voraus, die uns rein ſpannen oder rein zärteln. Dieß Wohlverhältniß erkennen wir aus dem wollüſtigen oder wonnevollen Gefühle einer erhöheten Wirkſamkeit der einen oder der andern unſerer Diſpoſitionen bey der Verbindung mit äußern Gegenſtänden.

Der Hang zum Geſchlechtsverſchiedenen ſetzt ein Wohlverhältniß unſerer gemiſchten Zartheit und Stärke zu den Gegenſtänden zum Voraus, die uns gleichzeitig ſpannen und zärteln. Dieß Wohlverhältniß erkennen wir aus dem überſchwenglich wollüſtigen Gefühle einer gleichzeitigen Wirkſamkeit unſrer beyden Diſpoſitionen zur leidenden und thätigen Zartheit und Stärke bey der Verbindung mit äußern Gegenſtänden. Wir fühlen uns geſchmeidig ſtark gegen ihre hebende Zartheit; oder wir fühlen uns hebend zart gegen ihre geſchmeidige Stärke, und unſer Zuſtand iſt: gezärtelte Spannung.

Wenn wir in den äußern Gegenſtänden, die uns durch den Hang zum Gleichartigen, oder durch den zum Geſchlechtsverſchiedenen an ſich ziehen, fortdauernde Eigenthümlichkeiten und einen beſondern Zuſtand beachten, und darin den Grund unſerer Luſt ſetzen, daß wir mit ihnen Eigenſchaften und Zuſtand theilen; — ſo modiſiciert ſich der Hang zur Sympathie. Und ſo giebt es denn eine Sympathie mit dem Gleichartigen und eine Geſchlechtsſympathie, die beſonders in unſern Verhältniſſen zu andern Menſchen wahrgenommen wird.

Auf dieſe treffen die nehmlichen Grundſätze zu, die oben aufgeſtellt ſind. Die männliche Perſon, diejenige, die von poſitiver Art iſt, weil die Diſpoſition zur Stärke in ihren Anlagen prädominiert, vereinigt ſich mit der männlichen Perſon, oder mit derjenigen, bey der die nemliche Modification der Anlagen Statt findet, wenn ſie ihre Kräfte dadurch in Gemäßheit ihrer Art in erhöhete Wirkſamkeit verſetzt fühlt: ſie eignet ſich gleichartige Eigenſchaften von der Perſon außer ihr an, trifft mit ihr in einem reinſpannenden Zuſtande zuſammen, und bringt dadurch ihr Individuum, als zu einer gewiſſen

Art gehörig, zur Vollſtändigkeit. Sie huldigt der Sympathie mit dem Gleichartigen. Eben ſo die weibliche Perſon, die von negativer Art iſt, weil in ihren Anlagen die Zartheit prädominiert, wenn ſie ſich mit der zartgeformten weiblichen Perſon vereinigt.

Hingegen vereinigt ſich mittelſt der Geſchlechtsſympathie die männliche Perſon mit der weiblichen, um ſich als ein Individuum der Gattung nach zur Vollkommenheit zu bringen, indem beyde durch Vermiſchung ſtarker und zarter Gefühle, die ſie wechſelſeitig in einander erwecken, ſich ungleichartige Eigenſchaften aneignen, in einem Zuſtande von gezärtelter Spannung zuſammentreffen, und dadurch ihre Kräfte in Gemäßheit der Gattung zu einer vollkommenen Wirkſamkeit heben. Dasjenige, was ſie mit einander wirken, kann die Vereinigung des Mannes mit dem Manne, des Weibes mit dem Weibe, nicht ausrichten.

Solchemnach iſt Sympathie mit dem Gleichartigen die Neigung des Menſchen, ſeine Stärke mit der Stärke — oder auch ſeine Zartheit mit der Zartheit — eines andern Menſchen zu vereinigen, um ſich durch ihre Vermengung in Gemäßheit ſeines Geſchlechts zu ergänzen, und ſich als Perſon ſeiner Art vollſtändiger zu fühlen.

Solchemnach iſt Geſchlechtsſympathie Neigung des Menſchen, ſeine geſchmeidige Stärke — oder auch ſeine hebende Zartheit — mit der hebenden Zartheit — oder auch mit der geſchmeidigen Stärke — eines andern Menſchen zu vereinigen, um durch ihre Vermiſchung in Gemäßheit ſeiner Gattung ſich als Perſon dieſer Gattung vollkommener zu fühlen.

Kürzer, Sympathie mit dem Gleichartigen iſt die Neigung des Menſchen, ſeinem Weſen das Geſchlechtsähnliche eines andern Menſchen anzuarten.

Geſchlechtsſympathie iſt Neigung des Menſchen, ſeinem Weſen das Geſchlechtsverſchiedene eines andern anzugatten.

Viertes Buch.

Von der Freundſchaft und von der Geſchlechtszärtlichkeit. *)

Erſtes Kapitel.

Einleitung.

Ich darf es ohne Anmaßung behaupten: es hat uns niemand bis jetzt eine Erklärung von der Freundſchaft gegeben, die dem Fehler der Unbeſtimmtheit auswiche, oder den Launen der Sprache des gemeinen Lebens begegnete, welche bald jede Einträchtigkeit bey vorübergehender Bekanntſchaft, bald nur leidenſchaftliche Aufopferung mit dieſem Nahmen bezeichnet. Wenigſtens hat man bis jetzt Freundſchaft von Geſchlechtszärtlichkeit nicht gehörig unterſchieden. Man hat geſagt: Freundſchaft ſey ein ſchwächerer Grad der Liebe! Aber was heißt hier Liebe? und worin beſteht ihre Stärke? Hat man nicht das Wort eines Freundes, der zu dem andern ſprach: deine Liebe war mir mehr als Frauenliebe!

*) φιλία, amicitia im engeren Sinne. Ob die Alten einen Begriff von der Geſchlechtszärtlichkeit gehabt haben, das wird im dritten Theile dieſes Werks unterſucht werden. Einen beſondern Nahmen ſcheinen ſie wenigſtens für das Verhältniß nicht gehabt zu haben.

Man hat geſagt: Freundſchaft ſey Gutthätigkeit gegen Perſonen, die wir uns verbinden wollen. Aber Freundſchaft iſt angewöhnte Stimmung, nicht ein einzelner Akt; Freundſchaft iſt nicht ſelbſtiſch, ſie beglückt nicht um verbindlich zu machen. Wie! der Wollüſtling, der das unerfahrne Mädchen, das künftige Opfer ſeiner Lüſte durch Geſchenke zu gewinnen ſucht: der enthuſiaſtiſche Liebhaber des Schönen, der den Virtuoſen liebkoſet; handeln die als Freunde?

Man hat geſagt: Freundſchaft ſey die Knüpfung zweyer Herzen zu einem gemeinſchaftlichen Zweck; eine Verſchränkung der Herzen und Hände in Leid und Freude, ſelbſt unter Gefahren. — Schönes Bild einer angewöhnten oft liebenden, oft aber auch fein ſelbſtiſchen Genoſſenſchaft! Unterſcheideſt du den Gemeingeiſt der Sekten, der Parteyen, der Familien, der Mitbürger eines Staats, ja, ſogar der Theilnehmer einer Lage, von der Freundſchaft?

Man hat geſagt: Freundſchaft ſey Anhänglichkeit an Menſchen, die durch ihre innere Vortrefflichkeit uns ſelbſt Nutzen und Vergnügen zuführen, und den Wunſch in uns hervorbringen, ſie wieder zu beglücken. Aber dieſe Anhänglichkeit, wenn ſie auch der Liebe und nicht der Pflicht, nicht dem Beſchauungshange und der feineren Selbſtheit gehören ſollte, unterſcheidet Freundſchaft weder von dem liebenden Patronat, noch von der liebenden Genoſſenſchaft. Ja, es giebt unſtreitig auch Freundſchaften unter ſchlechten Menſchen.

Man hat geſagt: Freundſchaft ſey die Zuſammenſetzung zweyer Perſonen zu einer. Richtig! Aber unterſcheidet ſie ſich dadurch von Geſchlechtszärtlichkeit?

Endlich hat man geſagt: Freundſchaft ſey Liebe zwiſchen Perſonen von dem nehmlichen Geſchlechte. Wahr! Aber wie vieldeutig ſind die Worte: Liebe und Geſchlecht, in dem Munde des großen Haufens!

Wir haben beydes bisher zu erklären geſucht, und ich hoffe, es wird uns nicht ſchwer werden, dieſem letzten, an ſich richtigen Begriffe die nähere Beſtimmung zu geben.

Zweytes Kapitel.

Freundſchaft iſt eine Art von Zärtlichkeit.

Freundſchaft iſt keine vorübergehende Aufwallung; ſie iſt dauernde, angewöhnte Stimmung unſers Weſens zur Zuneigung gegen eine beſtimmte Perſon. Wir lachen über das Kind, und über den kindiſch geſinnten Menſchen, die in einer Stunde, in einer Woche vielleicht, Freundſchaften geſtiftet zu haben glauben, die in der Stunde, in der Woche darauf, vergeſſen werden.

Freundſchaft iſt eine liebende Anhänglichkeit. Das wonnevolle Streben nach der Ueberzeugung, daß der Verbündete ſich ſelbſt glücklich fühle, muß unter den Affekten, welche er uns einflößt, die Oberhand behalten. Wir würden wieder über denjenigen lachen, der uns verſichern wollte, er ſey der Freund des verſtorbenen Helden, deſſen Vorzüge ihn begeiſtern; und wir würden denjenigen zugleich verachten, der ſich den Freund des Reichen nennen wollte, deſſen Schwächen er um ſeines Vortheils willen ſchmeichelt.

Freundſchaft iſt zärtliche Anhänglichkeit, angewöhntes Streben nach der Ueberzeugung, daß man ſich durch Vereinigung der Naturen wechſelſeitig beglücke. Der

wohlwollendſte Fürſt, der von ſeinen Unterthanen angebetet wird, hat dennoch Mühe, einen Freund unter ihnen zu finden. Es wird zur Freundſchaft nothwendig eine ſolche Uebereinſtimmung des Geſchmacks und der Verhältniſſe vorausgeſetzt, daß wir das Ganze der Perſon des Verbündeten auf die Art glücklich zu ſehen wünſchen, wie wir mit unſerer Perſon im Ganzen es ſeyn möchten, und daß wir ihm eine ähnliche Geſinnung von ſeiner Seite zutrauen. Freunde müſſen in ihrer Natur, in ihrer engſten Sinnlichkeit, in ihren herrſchenden Trieben Aehnlichkeit mit einander haben, und in einerley Genuß zuſammentreffen können. Wo dem anders iſt, da bleiben die ſogenannten Freunde nur treue Genoſſen.

Auch von der Zärtlichkeit der Kinder zu ihren Eltern, und dieſer zu jenen, ſondert ſich Freundſchaft ab. Ich verlor einen Freund an meinem Sohne! ſagte der Vater, dem der Jüngling entriſſen wurde, um den Genuß zu beſtimmen, den er bereits von ſeinem Umgange hatte. Mein Vater war zugleich mein Freund! ſagt die beraubte Waiſe, um die Art des Antheils zu beſtimmen, den ſie an dem Erzeuger nahm. Und dieſe Zeugniſſe ſind leider nur Ausnahmen.

Aber hier ſteh ich nun an der Grenze, welche Freundſchaft von der Geſchlechtszärtlichkeit abſondert. O Freund! o traute ſelbſtgewählte Schweſter! daß das Bild des verſchiedenen Antheils, den ich an euch nehme, in einem ruhigen Momente wie ein fernes Andenken vor meine Seele trete, damit mein Verſtand die Gefühle entwickeln könne, die mein Herz gewöhnlich zu lebhaft empfindet, als daß ich ihre Eigenheiten nach deutlichen Merkmahlen unterſcheiden könnte!

Drittes Kapitel.

Freundſchaft beruht auf Sympathie mit dem Gleichartigen; Geſchlechtszärtlichkeit auf Geſchlechtsſympathie.

Der wahre Unterſchied zwiſchen Freundſchaft und Geſchlechtszärtlichkeit liegt meiner Ueberzeugung nach darin, daß jene die Sympathie mit dem Gleichartigen hauptſächlich zur Befriedigung liebender Affekte und einer zärtlichen Anhänglichkeit nutzt; dieſe hingegen die Geſchlechtsſympathie.

Wenn ein Menſch, in deſſen Weſen Stärke prädominiert, mit einem Menſchen von gleichem Weſen, d. h. Mann mit Mann, ihre männlichen Naturen vereinigen, um ſich durch den gemeinſchaftlichen Genuß der erhöheten Wirkſamkeit ihres ſtärkeren männlichen Weſens wechſelſeitig zu beglücken; — ſo bilden ſie ein Paar, das in Vergleichung mit allen einzelnen Individuen ihres Geſchlechts als eine vollſtändigere Perſon der nehmlichen männlichen Art erſcheint; und dieß iſt — Freundſchaft.

Wenn der Menſch, in deſſen Weſen Zartheit prädominiert, mit dem Menſchen von gleichem Weſen, Weib mit Weib, ihre weiblichen Naturen vereinigen, um ſich im gemeinſchaftlichen Genuß der erhöheten Wirkſamkeit ihres zärteren weiblichen Weſens wechſelſeitig zu beglücken; — ſo bilden ſie ein Paar, das in Vergleichung mit allen einzelnen Individuen ihres Geſchlechts als eine vollſtändigere Perſon der nehmlichen weiblichen Art erſcheint; und dieß iſt wieder — Freundſchaft.

Wenn hingegen der Menſch von ſtärkerem Weſen, der Mann, ſich gegen einen Menſchen von zärterem Weſen, das Weib, im Verhältniſſe geſchmeidiger Stärke

gegen hebende Zartheit fühlt, und beyde ihre ſo modificierten Naturen vereinigen, um ſich durch den gemeinſchaftlichen Genuß einer geſpannten Zärtelung wechſelſeitig zu beglücken; — ſo bilden ſie zuſammen ein Paar, das in Vergleichung mit allen einzelnen Individuen eines jeden der beyden Geſchlechter, und der gepaarten Perſonen von einerley Geſchlecht, als eine vollkommnere Perſon der Gattung nach erſcheint. Sie vereinigen Vorzüge, welche jene nicht an ſich tragen, und welche doch einzeln bey den Individuen der beyden Geſchlechter angetroffen werden. Dieſe, beyde beglückende Vereinigung iſt — Geſchlechtszärtlichkeit.

Geſchlechtszärtlichkeit wird oft Freundſchaft zu Perſonen vom andern Geſchlechte genannt; ich würde ſie ſelbſt ſo nennen, wenn ich nicht Mißverſtändniſſe befürchtete. Denn unſtreitig hat dieſe Geſchlechtszärtlichkeit alles mit der Freundſchaft gemein, bis auf die Art der Sympathie, welche die Verbündeten hauptſächlich an einander zieht.

Auch hier wird eine gewiſſe Uebereinſtimmung des Geſchmacks und der äußeren Verhältniſſe vorausgeſetzt; damit die Verbündeten ſich fühlen, ſich verſtehen, in einem Genuß des Lebens zuſammentreffen können. Ich habe es bereits im zweyten Buche geſagt: Freundſchaft unter Perſonen von verſchiedenem Geſchlechte, Geſchlechtszärtlichkeit, kann nicht entſtehen, wenn nicht der Mann die Frau ſo weit zu ſich herauf hebt, und ſie ihn ſo weit zu ſich herabzieht, daß ſie beyde wechſelſeitig an der Begünſtigung ihrer herrſchenden Triebe unmittelbar Theil nehmen können. Und zwar nicht bloß in einem oder dem andern Punkte, ſondern in ſolcher Ausbreitung und

Allgemeinheit, daß bey beyden das Bewußtſeyn entſtehe, ſie verbinden ihre Perſonen, ihr Ganzes.

Der Orientaler kann der Regel nach keine Geſchlechtszärtlichkeit für ſeine Gattin empfinden. Er kann ſie leidenſchaftlich lieben, aber er kann ſie nicht als die traute, ſelbſt gewählte Schweſter oder Freundin betrachten. Warum? Sie iſt eingekerkert; ſie theilt nicht die Befriedigung ſeiner herrſchenden Triebe, die auf Macht, Anſehn, Vermögen und geſellige Unterhaltung gehen. Er theilt nicht ihre einſamen oder geſelligen Vergnügungen. Zuweilen, aber nur ſelten, treffen ſie im Genuß häuslicher Freuden zuſammen. Aber dieſe Vereinigung geſchieht zu einzeln, und das Vergnügen, das ſie ihm giebt, iſt bey ihm andern Wonnearten zu ſehr untergeordnet, als daß das Bild einer Vereinigung im Ganzen daraus entſtehen könnte. Der Mann im Orient ſchämt ſich vielmehr eines zu häufigen und anhaltenden Aufenthalts in ſeinem Harem, und wenn er darin iſt, ſo behandelt er ſeine Weiber und die Mutter ſeiner Kinder mit einem Stolze und einem Uebermuthe, die deutlich zeigen, daß er ſie nur als Mittel betrachtet, ihm jene häuslichen Freuden zuzuführen. Dieß Verhältniß iſt keine Vereinigung der Naturen, keine wahre Zuſammenſetzung der Perſonen; es iſt eine bloße Anſchließung des Perſönlichen an die Perſon, höchſtens ein liebendes Patronat auf der einen, und liebende Clientel auf der andern Seite; ein Verhältniß, das gleichfalls zwiſchen dem Herrn und ſeinem Sklaven Statt finden kaun.

Der Republikaner in den ältern griechiſchen Staaten ging vielleicht nur um einen Schritt weiter als jener Orientaler. Er war, wenn er ſeine Gattin liebte, der

Regel nach nur ihr treuer, liebender Genoſſe im Hauſe. Seine herrſchenden Triebe gingen nach Bürgerruhm, nach öffentlicher Thätigkeit, nach geſelliger Unterhaltung mit Männern. Freuden, die er in der Familie und in größeren gemiſchten Zirkeln einnehmen konnte, waren dieſen theils untergeordnet, theils waren ſie ihm unbekannt. Die Matrone nahm freylich an dem Anſehn, deſſen der Mann bey ſeinen Mitbürgern genoß, Antheil. Sie legte Werth auf die Achtung, die ihr für ihre Perſon von dem Publiko bezeugt wurde; aber der Gelegenheiten waren wenige, worin ſie dieſen Genuß unmittelbar mit dem Manne hätte theilen können. Sie war beynahe ganz auf das Innere des Hauſes beſchränkt, deſſen Führung ihr anvertrauet war. Der Gatte traf freylich hier in einem Genuß mit ihr zuſammen; er freute ſich mit ihr des Fortkommens ihrer gemeinſchaftlichen Wirthſchaft, der Fortſchritte ihrer gemeinſchaftlichen Kinder, und nahm mit ihr gleichen Antheil an ſinnlichen Freuden. Aber alles dieß war doch nur Verbindung in einzelnen Punkten, die der Regel nach nicht hinreichte, das Bild einer Vereinigung im Ganzen bey dem griechiſchen Manne und ſeiner Gattin zu erwecken. Die Perſonen ſetzten ſich nicht zuſammen durch Vereinigung der Naturen.

In unſern heutigen moraliſchen Staaten findet Freundſchaft unter beyden Geſchlechtern, Geſchlechtszärtlichkeit, viel eher Statt. Die Frau lebt mehr außer Hauſe; ſie nimmt einen unmittelbareren und häufigern Antheil an den Auszeichnungen, die ihrem Manne widerfahren. Sie theilt ſeinen Rang, ſein Anſehn im Staate. Sie theilt die Folgen, die dieß für ihn in den geſelligen Zirkeln der örtlichen Geſellſchaft hat, und ſogar

die Wirkung, die ſeine perſönliche Liebenswürdigkeit auf dieſe Zirkel zu ſeinem Vortheile hervorbringt. Der Mann glänzt dagegen oft durch ſeine Gattin: wird oft um ihretwillen gelitten und durch ſie getragen. Bey vermindertem Reitze der öffentlichen Thätigkeit und des Bürgerruhms, wird höherer Werth auf allgemeine Sittlichkeit, geſelligen Anſtand, häusliche Tugend und Familienglück geſetzt, und beyde Geſchlechter machen ungefähr gleichen Anſpruch daran. Beyde Verbündete nehmen häufiger an einerley Unterhaltung Antheil. Kenntniſſe, Künſte, Gegenſtände der Beobachtung, des Nachdenkens, der Beurtheilung, werden gemeinſchaftlicher unter ihnen; kurz, die Verbindungspunkte vermehren ſich durch eine größere Uebereinſtimmung in den herrſchenden Trieben beyder Geſchlechter, und durch das Zuſammentreffen in einerley Genuß ihrer Begünſtigung. Der Mann ſchließt nunmehr nicht bloß Einiges von ſeinem Perſönlichen an die Perſon des Weibes an: nein, er ſetzt ſeine Perſon mit der der Gattin zuſammen, er vereinigt ſeine Natur mit der ihrigen, und empfindet für ſie Freundſchaft, oder beſſer, Geſchlechtszärtlichkeit.

Aber wie geſagt, die Natur, die er mit der des Weibes vereinigt, iſt nicht die Natur, die er mit der des Freundes verbindet. Die Perſon die er mit ihr zuſammenſetzt, erweckt nicht den nehmlichen Begriff, den die Perſon zweyer Freunde begründet. Hier iſt es ein Paar, das ſich zuſammen durch die erhöhete Wirkſamkeit ſeiner Stärke, — oder wenn es Weiber ſind, ſeiner Zartheit — ſo glücklich fühlt, wie es kein einzelnes Individuum der nehmlichen Art ſeyn würde; dort iſt es das Paar, das ſich durch die gleichzeitige Wirkſamkeit ſeiner Stärke und Zartheit ſo glücklich fühlt, wie es die einzelne Perſon der

Gattung, oder die aus zwey Weſen gleicher Art gepaarte Perſon nie ſeyn könnte.

Viertes Kapitel.

Beweis.

Ich glaube den angegebenen Unterſchied nicht beſſer rechtfertigen zu können, als wenn ich zu den Klaſſen von Menſchen, bey denen ſich die Begriffe über ihre geſelligen Verhältniſſe als bloße Ahndungen darſtellen, herab, und dann zu den gebildeteren Klaſſen wieder hinaufſteige, bey denen mehr geläuterte Vorſtellungen vorausgeſetzt werden können. Finde ich bey allen die Idee, daß der Freund ein Menſch iſt, der die herrſchenden Triebe der prädominierenden Diſpoſition zur Stärke oder zur Zartheit in ihrer Natur erhöhet, und daß ſie dieß Verhältniß noch genau von demjenigen unterſcheiden, worin ſich ihre geſchmeidige Stärke gegen die hebende Zartheit eines andern Menſchen bey der genaueſten Verbindung befindet, ſo wird wohl das Wahre meiner aufgeſtellten Sätze nicht bezweifelt werden können.

Was gehört zur engſten Sinnlichkeit des Mannes unter den Wilden, in ſo fern er ſich von den Weibern ſeines Volks in dieſer Rückſicht unterſcheidet? Er ſtrebt nach dem Bewußtſeyn ſeiner phyſiſchen Kraft und nach gewaltſamer Spannung ſeines Gemüths, im Kriege, auf der Jagd, bey gefährlichen Unternehmungen jeder Art, bey lärmenden Gelagen, wo erhitzende Getränke und erſchütternde Auftritte ſein Blut in Wallung und ſeine Einbildungskraft in rege Schwingung verſetzen. Das ſind ſeine herrſchenden Triebe von der ſtärkeren Art; das iſt ſeine männliche Natur. Und wer

iſt nun ſein Freund? Derjenige, der ihm zur Seite ficht in der Schlacht und beym Angriff wilder Thiere: derjenige, der an ſeiner Seite den Schädel des erſchlagenen Feindes am häufigſten ausleert und die ſtärkſte Lache neben der ſeinigen aufſchlägt; kurz, der Waffenbruder, der Genoſſe ſeiner Gefahren und Beluſtigungen.

Das Weib unter eben dieſen rohen Völkern liebt dagegen das Gefühl phyſiſcher und geiſtiger Allmähligkeit; abwechſelnde Beſchäftigungen, Emſigkeit ohne Anſtrengung. Daher der Geſchmack dieſes Geſchlechts an Beſorgung des wirthſchaftlichen Details und des Putzes; daher ſein Tändeln und Geſchwätz bey geſelligen Zuſammenkünften zur Erheiterung. Daher auch zum Theil die Neigung der Weiber zur Wartung kleiner Kinder, und zum Koſen mit ihnen. Das iſt ihre Natur, die engſte Sinnlichkeit ihres Geſchlechts. Und wen nennt nun die Frau unter den Wilden ihre Freundin? Diejenige, die eben ſo gefällig als gewandt ihr die häusliche Arbeit mit angreifend erleichtert, beym Geſchwätz ihr das willigſte Ohr und die geläufigſte Zunge leihet, und bey ihren mütterlichen Sorgen und Freuden ihr ein theilnehmendes Herz darbietet.

Was liegt aber bey dieſen Freundſchaften zum Grunde? Offenbar dieß, daß die Vereinigten, wenn es Männer ſind, wechſelſeitig fühlen, wie das Beyſpiel eines ähnlich ſtarken, abgehärteten, ausdauernden Weſens ſie ſelbſt ſtärker, abgehärteter, ausdauernder macht; wie der wilde Ausbruch der Freude des einen die Freude des andern verſtärkt; und wie ſie beyde bey ihren Vertraulichkeiten darauf rechnen können, daß der andere die Begünſtigungen und Verſagungen ihrer Lieblingstriebe ganz fühlen und verſtehen werde, weil ſie vermöge der

Gleichheit des Geſchlechts auch die ſeinigen ſind. Dieſe Waffenbrüder, dieſe Jagdgenoſſen, machen unſtreitig eine vollſtändigere Perſon ihres Geſchlechts mittelſt ihrer Vereinigung aus, als jedes einzelne Mitglied des nehmlichen Volks und Geſchlechts. Ihre zuſammengeſetzte Perſon vertheidigt ſich gegen alle fremde Angriffe wie ein einzelner Mann, greift an wie ein einzelner Mann; aber beydes mit verſtärkten Kräften, und wenn der eine fällt, ſo muß der andere ihn rächen oder ſterben.

Unter Modificationen, die ein jeder ſelbſt mit leichter Mühe hinzufügen wird, liegt bey den Freundſchaften der Weiber unter den wilden Völkern das nehmliche Bewußtſeyn zum Grunde: ein Paar von Weibern, zu einer Perſon zuſammengeſetzt, iſt mehr und beſſer daran, als ein einzelnes Weib.

Völker auf dieſer unterſten Stufe der Cultur behandeln ihre Weiber gemeiniglich wie Sklavinnen. Sie kennen keine wahre Geſchlechtszärtlichkeit. Aber einer ſehr genauen Verbindung, einer liebenden Ergebenheit, ſind ſie gegen ihre Gattinnen hin und wieder fähig, und dieſe wird dann deutlich von der Freundſchaft unterſchieden. Der Mann vereinigt ſich mit der Frau, und dieſe mit ihm, theils um körperlicher Freuden willen, die beyde der Geſchlechtsverſchiedenheit ihrer Naturen verdanken, theils zur Gründung einer Familie. Hier bringen ſie ihr Eigenthum zuſammen; hier erwirbt der Mann außer Hauſe, während das Weib daheim zuſammenhält; hier findet er beſſere Pflege und Fürſorge für ſeine Bequemlichkeit, ſie ſicherern Schutz und Schirm für ſich und ihre Kinder, als jeder von ihnen es in Geſellſchaft mit einer Perſon von ſeinem Geſchlechte finden würde. Zuweilen treffen ſie in gemeinſchaftlichen

Beluſtigungen beym Tanze, bey Wechſelgeſängen, bey Mährchenerzählungen zuſammen, und dieſe Unterhaltungen nehmen ſogleich einen üppigeren Charakter an, als diejenigen haben, welche der Umgang mit Perſonen von einerley Geſchlechte gewährt. Der Mann findet ſie milder und geordneter, das Weib raſcher und pikanter. So fühlt jedes Geſchlecht, daß es dem Geſchlechte des andern bey der Verbindung etwas ſchuldig iſt, was es bey der Vereinigung mit ſeinem eigenen nicht erwarten kann: nehmlich gleichzeitige Wirkſamkeit von Stärke und Zartheit; und dieſe giebt ihren engeren Verhältniſſen einen ganz verſchiedenen und beſtimmten Charakter.

Geht zu der Klaſſe unſerer Ackersleute über, ihr findet die nehmliche Vorſtellungsart aus den nehmlichen Gründen! Der Freund des Bauern iſt derjenige, der am Werkeltage ihm am beſten in die Hand arbeitet, und am Feyertage am beſten den Humpen mit ihm leert und lärmt. Die Freundin der Bäuerin iſt diejenige Nachbarin, die ihr am behülflichſten bey ihren wirthſchaftlichen Sorgen iſt und am beſten mit ihr trätſcht. Beyde Geſchlechter unterſcheiden aber dieſe Art von Verbindungen ſehr genau von den engeren Verhältniſſen, welche zwiſchen ihnen und dem andern Geſchlechte Statt finden, wenn dieſe ſich entweder zur Ehe, oder zu vorübergehenden Liebesverſtändniſſen vereinigen. Ja, man findet zuweilen eine wahre Geſchlechtszärtlichkeit unter dieſer Klaſſe von Menſchen, wenn die Aehnlichkeit der Geſchäfte und der Lagen eine Uebereinſtimmung der herrſchenden Triebe befördert, und dennoch in der Art, wie ſie befriedigt werden, ſich Stärke zur Zartheit miſcht. Mancher Bauer findet in ſeiner Gattin eine Rathgeberin in ſeinen Unternehmungen, eine Gehülfin bey ſeinen Arbei-

ten, eine Geſellſchafterin bey ſeinen Unterhaltungen auf eine Art, die ihm das Gefühl einflößt: ſie ſey die andere Hälfte ſeines Weſens. Und dennoch fühlt er, daß ein Freund von ſeinem Geſchlechte neben jener Freundin beſtehe; daß dieſe feiner, jener aber richtiger urtheile; daß dieſe emſiger, jener aber ſtärker ihm in die Hand arbeite, und daß die Unterhaltung des traulichen Koſens von der lärmenden Gelage noch verſchieden ſey.

Merkwürdig, höchſt merkwürdig iſt es, wie ſchon Kinder die Nahmen des Freundes oder der Freundin denjenigen Geſpielen beylegen, die ihnen bey der Befriedigung der Lieblingsneigungen ihres Geſchlechts durch ſolche Kräfte und Neigungen wichtig werden, welche durch Gleichheit die ihrigen verſtärken und unterſtützen; daß ſie hingegen den Unterſchied der Empfindungen gar wohl fühlen, den das Kind von verſchiedenem Geſchlechte ihnen einflößt, wenn ſie ſich beſonders an daſſelbe hängen.

Die Lieblingsneigungen, (die Natur) des Knaben, ſind rauſchende, lärmende Spiele; Krieg, Jagd, Reiten, u. ſ. w. Wenn er die Wahl unter Knaben und Mädchen hat, wird er gewiß nicht eine der letztern zur Genoſſin jener Spiele nehmen. Er wählt dazu einen Knaben; dieſer muß ihm helfen, dieſem vertraut er ſeine kleinen Plane, Begünſtigungen und Verſagungen an, und derjenige, den er angewöhnt iſt am liebſten zum Geſpielen und zum Vertrauten bey ſeinen lärmenden Vergnügungen zu haben, weil er ungefähr gleiche Kräfte und einen gleichen Geſchmack mit ihm theilt, der iſt ſein Freund.

Das junge Mädchen wählt ein junges Mädchen, um den Putz der Puppe und ſeinen eigenen mit ihm zu beſorgen: um die kleinen Gewährungen und Beleidigungen

ſeiner Eitelkeit ihm mitzutheilen, und Plane auf Neckereyen und muntere Zerſtreuung mit ihm zu entwerfen und auszuführen. Seine Freundin iſt diejenige, bey der es dieſen Genuß am liebſten aufſucht, weil ſie ungefähr die nehmlichen Anlagen und den nehmlichen Geſchmack mit ihm hat, und weil es an ihren Umgang gewöhnt iſt.

Man wird den Hang zum Gleichartigen ſehr deutlich bemerken, wenn Kinder von dem einen oder dem andern Geſchlechte ſich bey öffentlichen Gelegenheiten oder bey Spielen in Paare theilen ſollen. Der Knabe ſucht ſich gewiß an den größten, ſtärkſten, gewandteſten zu drängen, um mit ihm zugleich geſehen, und als gleichartig mit ihm beurtheilt zu werden. Das Mädchen ſucht dagegen aus eben dieſer Urſach ſich neben der zierlichſten unter ihren Geſpielinnen zu ſtellen.

Wenn aber die Kinder von zweyerley Geſchlecht in gemiſchten Zirkeln zum Tanz oder zum Spielen des Witzes zuſammenkommen; ſo laſſen ſich dieſe kleinen Menſchen wohl einfallen, Liebhaber und Geliebte zu haben, und Symptome ſolcher Anhänglichkeiten, die auf Geſchlechtsſympathie beruhen, fangen an ſich zu äußern. Und welches ſind die Subjekte, die ſich hier einander wählen? Diejenigen, welche fühlen, daß die Zartheit des andern mit ihrer Stärke, und umgekehrt, daß dieſe mit jener ins Wohlverhältniß zuſammenkommen, und ſich vereinigt wohlgefällig darſtellen. Der raſcheſte Tänzer zeigt ſich am liebſten an der Seite der Tänzerin, die ſich am zierlichſten bewegt; der unternehmendſte, lebhafteſte Bube neben dem verſchmitzteſten Mädchen. Beyde fühlen, daß ſie etwas von einander erhalten, was ihnen das Kind ihres Geſchlechts nicht zu geben vermag. Dieß geht

hoch in die Jünglingsjahre hinauf, und mir ſind mehrere ſogenannte Freundſchaften und Geſchlechtszärtlichkeiten unter jungen Leuten bekannt, die auf dem einzigen Bande beruhen, daß der Springinsfeld am liebſten mit dem ſogenannten Freunde reitet, und mit der ſogenannten Geliebten tanzt; mit jenem, weil er ungefähr einen gleichen Geſchmack und gleiche körperliche Gewandheit mit ihm theilt; mit dieſer, weil ihre Zierlichkeit mit ſeinem raſchen Weſen im Wohlverhältniſſe ſteht, und beyde ein ſchönes Paar mit einander auszumachen glauben.

Wenden wir die Augen jetzt zu gebildeteren Völkern, Ständen und Stufen des Alters! Der Begriff ihrer Natur, ihrer engſten Sinnlichkeit nimmt unendliche Modificationen nach Verſchiedenheit der Jahre, der bürgerlichen Beſtimmungen, der Charaktere und Lagen an. Aber allemahl iſt es die Summe der angeeignetesten Kräfte und Neigungen, welche der Staatsmann, der Krieger, der Gelehrte, die aufgeklärte Hausmutter, die gebildete Weltfrau, u. ſ. w. im zärtlicheren Verhältniſſe mit Perſonen von dem einen oder dem andern Geſchlechte vereinigen.

Und in welchen Fällen ſucht nun unter allen dieſen Verhältniſſen der Mann den Mann, das Weib das Weib auf: in welchen andern ſuchen ſich Perſonen von verſchiedenem Geſchlechte auf, wenn ſie ſich zärtlich lieben? Welche Natur vereinigen jene mit einander, welche dieſe?

Laßt uns vorerſt alle Begierden nach Vereinigung der Körper bey Seite ſetzen: laßt uns an jene Verhältniſſe zwiſchen Brüdern und Schweſtern, an jene Freundſchaften zwiſchen Perſonen von verſchiedenem Geſchlechte denken, die ſich unter den gebildeteren Ständen häufiger

antreffen laſſen, und die wir zur Vermeidung aller Miß=verſtändniſſe: die Vereinigung des ſelbſtgewählten Bru=ders mit der ſelbſtgewählten Schweſter nennen wollen. — Geſetzt nun, wir haben einen Freund, einen zärtlich Geliebten von einerley Geſchlechte mit dem unſrigen, wir ſind aber auch mit einer zärtlich Geliebten von verſchie=denem Geſchlechte, mit einer Schweſter unſerer Wahl verbunden, welche keine körperlichen Begierden deutlich in uns aufregt; wie? werden wir die Natur, die engſte Sinnlichkeit unſrer Seele, in den nehmlichen Fällen mit dem Freunde und mit der Schweſter zu vereinigen ſuchen? Wird es uns einerley ſeyn, ob dieſe oder jener uns den Genuß der Mitfreude, des Mitleidens, der Mittheilung, des Raths, der Hülfe, u. ſ. w. bereite? Ich ſage: kei=nesweges!

Iſt es eine Vereitelung ehrgeitziger Plane, wie nur Männer ſie bilden, welche uns Männer niederdrückt; ſo hoffen wir eher von dem Manne verſtanden zu werden, und wenden uns an den Freund. Iſt es Verſagung kleiner häuslichen Vortheile, geſelliger Auszeichnungen, ſo ſuchen wir eher Troſt bey der Schweſter. Der Freund würde ſie weniger achten. Verlangen wir Aufforde=rung zur Stärke von der vordringenden Art, ſo giebt ſie uns das Beyſpiel und der Zuſpruch des Freundes: Er=munterung zur Geduld giebt das Wort und das Beyſpiel der Schweſter. Fühlen wir den Uebermuth des geiſtigen Stolzes, ſo rechnen wir auf die Theilnahme des Freun=des, und auf die Milderung deſſelben durch den Zuſpruch der Schweſter. Iſt es Niederwürfigkeit die wir im ſchmel=zenden Enthuſiasmus fühlen; ſo rechnen wir auf die Theilnahme der Schweſter, und ſuchen Aufrichtung bey dem Freunde. Erröthen wir vor Fehlern, zu denen

Stärke verführt, ſo hüllen wir uns an der Bruſt des Freundes vor uns ſelbſt ein: ſind es aber Schwächen, zu denen Zartheit einladet; ſo ſuchen wir unſer Antlitz im Schooße der Schweſter zu verbergen. Wer mag dem Freunde die Verirrungen der Eitelkeit geſtehen, wer der Schweſter die Folgen der Unmäßigkeit und Hitze?

Wie ſehr laſſen ſich noch die Beyſpiele der Fälle häufen, in denen ſich die Seelen der Freunde, und wieder die der Trauten von verſchiedenem Geſchlechte vereinigen! Wenn unſer Herz angefüllt wird mit Freude über das Gelingen ſolcher Plane, wogegen ſich der Eigennutz des großen Haufens auflehnt, ſo hat der Freund den erſten Anſpruch auf unſre Mittheilung; iſt unſer Glück nur gemacht, den Neid der Nachbarn und des geſelligen Zirkels zu erwecken, ſo wird unſer Frohſinn gegen die Schweſter geſchwätzig. Verlangen wir eine Unterhaltung, welche die Erörterung der Wahrheit eines wiſſenſchaftlichen Gegenſtandes, eines gründlichen Geſchmacksurtheils mit ſich führt; ſo wenden wir uns an den Freund. Von der Schweſter erwarten wir dagegen gefällige Behandlung alles deſſen, was zur Philoſophie des geſelligen und häuslichen Lebens gehört: Feinheit in den Bemerkungen über die Begebenheiten des Tages, über die Charaktere der Perſonen mit denen wir umgehen, u. ſ. w. Wir ſuchen hier üppige Unterhaltung der Seele, nicht Gewinn an allgemein nützlichen Kenntniſſen auf!

Eben ſo wird das gebildete Weib den Unterſchied zwiſchen Freundſchaft und Geſchlechtszärtlichkeit fühlen. Wie behutſam iſt es, dem trauten Bruder ſeine Weiblichkeiten, die übertriebenen Aeußerungen ſeiner Zartheit zu geſtehen! Es verbirgt ſich vor ihm, wenn es vor einer

fernen Gefahr für das geliebte Kind zittert, von deren Unwahrſcheinlichkeit ſein Verſtand überführt iſt, ohne ſein Herz beruhigen zu können! Wie viel lieber ſchwatzt es darüber mit der Freundin aus! Wie viel lieber ſchüttet es in den Buſen dieſer letzten ſeinen Schmerz über mißlungene häusliche oder geſellige Einrichtungen, und ſucht bey ihr Hülfe und Rath! Wie ungern geſteht es dem trauten Bruder ſeine Schwäche für Putz und Schmeicheley der Kinder und Dienſtbothen, und wie gern zeigt es ſich vor ihm in der Geſtalt einer ſtrengen Hausfrau und gerechten Mutter! So hebt ſich die Zartheit der Frau der Stärke des Mannes entgegen, während ſie ſich ganz zur Zartheit im Mitgefühl ähnlicher Anlagen, bey der Freundin hingiebt. Wo ſie aber Hülfe, Rath, Troſt in ihren Verhältniſſen zur größern bürgerlichen Geſellſchaft braucht, wo ſie Anſpruch auf Kenntniſſe und gründliche Ausbildung des Geſchmacks macht; wo ſie überhaupt Wahrheit, Richtigkeit mit Schönheit und gefälliger Behandlung zu paaren ſucht; da iſt der Beyſtand, der Beyfall, die Mittheilung des trauten Bruders von einem Werthe, den ihr die Freundin nicht erſetzen kann.

So geben wir denn der zärtlich geliebten Perſon von verſchiedenem Geſchlechte, auch ohne Rückſicht auf den Körper zu nehmen, von der Natur unſerer Seele ganz etwas anders hin, als der zärtlich geliebten Perſon von dem nehmlichen. So empfängt das Weib ganz etwas anders von der Natur der Seele des trauten Bruders; der Mann ganz etwas anders von der Natur der Seele der trauten Schweſter, als dieſer von der des Freundes und jenes von der der Freundin!

Die männliche Seele ſucht in der Vereinigung mit der männlichen Vervollſtändigung ihrer gemeinſchaftlichen Männlichkeit: die weibliche in der Vereinigung mit der weiblichen Vervollſtändigung ihrer gemeinſchaftlichen Weiblichkeit. Dagegen ſucht die männliche Seele in der Vereinigung mit der weiblichen, und umgekehrt, dieſe in der Vereinigung mit jener, das Bewußtſeyn eines vollkommneren, aus beyden zuſammengeſetzten Weſens, das noch der Gattung, nicht aber dem Geſchlechte weiter angehört.

Beyde, Mann und Weib, ſuchen beydes Freundſchaft und Geſchlechtszärtlichkeit, unter ganz verſchiedenen Verhältniſſen auf; ſie nehmen ihre Perſonen wechſelſeitig in ganz verſchiedene perſönliche Lagen ein. An den Neigungen, Beſchäftigungen, Planen des Mannes, welche unmittelbare Beziehung auf das Gefühl körperlicher und geiſtiger Stärke haben, kann und ſoll die weibliche Seele der Regel nach, weder durch Mitgefühl, noch durch Mithandeln, unmittelbaren Antheil nehmen. Umgekehrt, nicht der Mann an ſolchen Neigungen, Planen und Beſchäftigungen, welche mit der Zartheit des Weibes in unmittelbarer Beziehung ſtehen. In den ſtärkeren Verhältniſſen ſucht daher die männliche Seele Freundſchaft bey dem Manne; in den zärteren die weibliche bey dem Weibe. Wo aber ſtärkere und zärtere Verhältniſſe zuſammentreffen, und den Begriff einer erhöheten Sanftheit bilden; da binden ſich die Seelen von verſchiedenen Geſchlechtsanlagen zur Geſchlechtszärtlichkeit zuſammen.

Fünftes Kapitel.

Endlicher Begriff der Freundſchaft und Geſchlechtszärtlichkeit.

Freundſchaft iſt angewöhntes, wonnevolles Streben nach beglückender Zuſammenſetzung zweyer Perſonen zu einer, durch Vermengung gleichartiger Naturen.

Geſchlechtszärtlichkeit iſt angewöhntes, wonnevolles Streben nach beglückender Zuſammenſetzung zweyer Perſonen zu einer durch Vermählung geſchlechtsverſchiedener Naturen.

Sechſtes Kapitel.

Weder die Geſchlechtszärtlichkeit noch die Freundſchaft beſtehen aus lauter Affekten einerley Art. Die prädominierenden allein geben dem Verhältniſſe im Ganzen den Charakter.

Alle Anhänglichkeit beſteht aus Affekten von ſehr verſchiedener Art. Dieß iſt ſchon geſagt worden, es kann aber nicht genug wiederholt werden. Auch die liebende beſteht nicht aus lauter Liebe. Gefühle des Beſchauungshanges und der Selbſtheit, der Wonne und des Bedürfniſſes, miſchen ſich immer mit ein. Die Geſchlechtszärtlichkeit beruht nicht auf bloßer Geſchlechtsſympathie; die Freundſchaft nicht auf bloßer Sympathie mit dem Gleichartigen. Der Freund erhält manches von dem Freunde, was ihm die Geliebte gleichfalls geben könnte: der Liebhaber von der Geliebten manches, was

er auch von dem Freunde nehmen möchte. Aber diejenige Art von Affekten, welche hervorſticht und herrſcht, giebt dem Verhältniſſe im Ganzen den Charakter von Freundſchaft oder Geſchlechtszärtlichkeit.

Siebentes Kapitel.

Semiotik, Zeichenlehre, zur Unterſcheidung der Freundſchaft von der Geſchlechtszärtlichkeit.

Ein zweydeutiges Zeichen, um Freundſchaft von der Geſchlechtszärtlichkeit abzuſondern, iſt der Umſtand, daß die Perſonen, welche zärtlich an einander hängen, den äußern Kennzeichen nach nicht zu verſchiedenen Geſchlechtern gezählt werden, und den unnennbaren Trieb nicht vollſtändig mit einander würden befriedigen können. Dieß beweiſet nicht einmahl etwas für die Abweſenheit der körperlichen Ueppigkeit und Lüſternheit, viel weniger für den Mangel an Mitwirkung der Geſchlechtsſympathie der Seele.

Es iſt freylich gewöhnlicher, daß Perſonen, die ihren äußern Formen und Verhältniſſen nach zu einerley Geſchlecht gerechnet werden, Freundſchaft als Geſchlechtszärtlichkeit für einander empfinden. Denn dieſe Formen und Verhältniſſe wirken ſehr viel auf die innere Organiſation, und die Seele der Perſon, die ſie an ſich trägt, zurück; härten beyde ab, wenn ſie ſtärkerer Art ſind, und erweichen, wenn ſie von zärterer Art ſind. Trifft eine Perſon, die ſich ſelbſt als ſtark, oder als zart fühlt, weil ihre Formen und Verhältniſſe ihr dieſen Be-

griff von ſich ſelbſt erwecken, auf eine Perſon mit ähn=lichen Formen unter ähnlichen Verhältniſſen; ſo iſt es natürlich, daß die Sympathie mit dem Gleichartigen eher bey ihr entſtehe, als die Geſchlechtsſympathie.

Allein ſehr oft iſt die innere Organiſation des Körpers, und der Charakter der Seele verſchieden von den äußern Formen, und im Streite mit den äußern Verhältniſſen: oft überwiegt das Innere das Aeußere. Die Beyſpiele von Mannsperſonen, deren körperliche Konſtitution eben ſo weichlich, als ihre Seele weibiſch iſt, ſind häufig genug. Frauensperſonen von abgehärteten Konſtitutionen, vordringenden ſtarken Seelen, werden gleichfalls oft gefunden. Dieß hat freylich auf die äußern Formen einigen Einfluß, aber er entgeht gewöhnlichen Beobachtern, und iſt nicht hinreichend, um darnach die Claſſification der beyden Geſchlechter in ihren bürgerlichen Verhältniſſen gegen einander für den großen Haufen zu beſtimmen. Dazu werden auffallendere äußere Unterſcheidungszeichen verlangt, die aber, wie geſagt, oft mit dem Innern im Widerſpruche ſind. Eben ſo wenig entſcheiden die äußern Verhältniſſe, welche nicht immer von der Wahl der Perſonen abhängen. Selbſt die Zeugungskräfte werden nicht unbedingt durch den Mangel der innern poſitiven oder negativen Natur gehindert. So kann es denn geſchehen, daß Perſonen, die ihrem Aeußern nach völlig zu verſchiedenen Geſchlechtern zu gehören ſcheinen, ja, als Gatte und Gattin, als Zeuger und Zeugerin zu einander ſtehen, dennoch nur Freunde ſind, und keine Geſchlechtszärtlichkeit für einander empfinden. Es giebt der Fälle genug, worin der Ehemann mit ſeiner Frau häuslich emſig, d. h. weiblich, oder ſie mit ihm öffentlich thätig, d. h. männlich wird. Ich

habe Ehen gekannt, worin beyde Gatten Putz, Küche und Hausreinigung zum einzigen Zweck ihres Zuſammenſeyns machten. Mehrere Gelehrte haben mit ihren Weibern Bücher geſchrieben, mehrere Staatsmänner haben mit ihren Weibern regiert. Aller Wahrſcheinlichkeit nach haben dieſe Perſonen mehr Freundſchaft als Geſchlechtszärtlichkeit für einander empfunden, wenn anders eine wahre Vereinigung der Naturen unter ihnen Statt gefunden hat. Wenn auch zuweilen Anfälle von Geſchlechtsſympathie, beſonders der körperlichen, bey ſolchen Verbindungen mit unterlaufen, wenn der unnennbare Trieb zuweilen erwacht, und deſſen vollſtändige Befriedigung die gewöhnlichen Zwecke der Ehe erfüllt; ſo ſind doch dieſe Aufwallungen zu ſelten, um der Verbindung im Ganzen den Charakter einer auf Geſchlechtsſympathie gegründeten Verbindung zu geben. Die Sympathie mit dem Gleichartigen wird darin prädominieren.

Auf der andern Seite giebt es Fälle genug, worin ſogenannte Freunde und Freundinnen wahre Geſchlechtszärtlichkeit für einander empfinden. Und daran braucht der Körper keinen merklichen Antheil zu nehmen. Aber die Symptome der Ueppigkeit und Lüſternheit der Seele ſind hinreichend, die wahre Gattung von Empfindungen zu charakteriſieren, welche bey ihrer Vereinigung zum Grunde liegt. Inzwiſchen nimmt auch ſehr oft der Körper einen großen Antheil an dieſer Geſchlechtszärtlichkeit unter Perſonen, welche äußern Kennzeichen nach zu einerley Geſchlechte gehören. Doch darüber mehr im achten Buche dieſes Werks.

Ein noch zweydeutigeres Merkmahl von dem Daſeyn der bloßen Freundſchaft und

von der Abweſenheit der Geſchlechtszärtlichkeit, wird von dem Schweigen der Begierden des unnennbaren Triebes hergenommen. Dieß trügliche Kennzeichen iſt zugleich äußerſt gefährlich, und es verdient daher deſſen Unzulänglichkeit beſonders dargethan zu werden. Ich verſpare aber die Ausführung dieſer Materie auf das achte Buch dieſes Werks, und führe hier nur an, daß ſelbſt leidenſchaftliche Geſchlechtsliebe, und noch häufiger körperliche Ueppigkeit und Lüſternheit vorhanden ſeyn können, ohne daß der unnennbare Trieb ſich mittelſt deutlicher Begierden und in die Sinne fallender Symptome äußert.

Freylich, wo dieſer unnennbare Trieb während der Dauer der Verbindung eine merkliche Rolle mitſpielt, da wird an dem Daſeyn der Geſchlechtsſympathie, und wenn dieſe mit liebender Anhänglichkeit zuſammengeht, an dem Daſeyn der Geſchlechtszärtlichkeit nicht gezweifelt werden dürfen. Denn ſo viel iſt gewiß, daß in der Freundſchaft der Zug der Körper zu einander zu ſchwach iſt, um ein körperliches Selbſtgefühl eines veränderten phyſiſchen Zuſtandes in uns hervorzubringen. Wir nennen dieß: die Körper ruhen.

Allein, die Körper können in ſtarker Bewegung ſeyn und der körperlichen Geſchlechtsſympathie huldigen, ohne gerade ihre Unruhe mittelſt des unnennbaren Triebes anzukündigen. —

Das Daſeyn und die Abweſenheit der Begeiſterung ſind eben ſo zweydeutige Unterſcheidungszeichen der Freundſchaft von der Geſchlechtszärtlichkeit. Der wackere, rüſtige Enthuſiasmus beſteht ſehr wohl mit der männli=

chen, der ſchmelzende ſehr wohl mit der weiblichen Freundſchaft. Die Wirkſamkeit des ſchwärmeriſchen Aneignungstriebes, welche ich Beſeſſenheit genannt habe, gehört freylich der Geſchlechtsſympathie an: allein er findet ſich nicht immer in Geſellſchaft der Geſchlechtszärtlichkeit, und verwandelt dieſe bereits in Leidenſchaft.

Man ſieht hieraus, wie ſchwer der Unterſchied zwiſchen Freundſchaft und Geſchlechtszärtlichkeit nach äußeren Merkmahlen zu beſtimmen iſt. Demohngeachtet bin ich überzeugt, daß weder die Vereinigten ſelbſt, die ſich ehrlich prüfen wollen, noch Fremde, welche das Band länger zu beobachten Gelegenheit finden, ſich über die wahre Natur des Verhältniſſes betriegen werden. Folgende Beſtimmungen dienen ihnen vielleicht zu näheren Wegweiſern.

Die Geſchlechtszärtlichkeit zeichnet ſich durch Ueppigkeit aus: durch das Gefühl einer gezärtelten Spannung des Körpers, einer ſanften Erhöhung des Geiſtes, welche die Freundſchaft nicht mit ſich führt. Ein unruhiges Sehnen nach körperlicher Annäherung, ein beklemmtes Herz in der Abweſenheit des Verbündeten, ein ungeduldiges Erwarten ſeiner Ankunft, ein extatiſches Entzücken über ſeine Erſcheinung, die ſich ſogar durch Veränderung der Geſichtsfarbe nach kurzen Trennungen ankündigt; ein ſchmachtender Blick, verbunden mit lebhaftem Glanze des Auges, ein ſchmelzender, üppiger Ausdruck des Wunſches, zu gefallen, der ſich im Ton und Geberden und Reden äußert; das unverwandte Hängen an der Form und den Worten des Geliebten, die ſtets rege Begierde, abgeſondert von andern mit ihm zuſammen zu wohnen und immer ungetrennt von ihm zu bleiben; üppige Eitelkeit, Stolz auf

den Beſitz der angeeigneten Perſon, ängſtliche Eiferſucht; dieß ſind, meinen Erfahrungen nach, Symptome, die mehr oder weniger in jeder noch ſo geiſtigen Geſchlechtszärtlichkeit angetroffen werden, und gewiß in ſehr grobe Erſcheinungen übergehen werden, ſobald die Vereinigten ſich auf eine unbehutſame Art ihrer Beſtrebung nach Vereinigung überlaſſen, oder auf eine eben ſo unbehutſame Art darin gehemmet werden.

Der Freund begehrt allerdings die Gegenwart des Freundes, aber nicht ſo anhaltend, nicht mit ſo vieler Unruhe: ſeine An- und Abweſenheit haben keinen ſo unmittelbaren Einfluß auf ſeinen phyſiſchen Zuſtand. In der Freundſchaft findet kein Herzklopfen, finden keine gepreßten Seufzer, keine Wallung des Bluts, kein Wechſel der Farbe Statt. Das Bild des Freundes und des ununterbrochenen Zuſammenlebens mit ihm iſt nicht unſer unzertrennlicher Gefährte. Geſetzt aber, dieſe Symptome gehörten bereits der Leidenſchaft, ſo zeichnet ſich doch die ruhigſte Geſchlechtszärtlichkeit durch die ſanfte Erhöhung aus, worein wir unſere eigene Seele bey der Vorſtellung der Perſon der gewählten Schweſter, und unſerer traulichen Verbindung mit ihr, verſetzt fühlen, und worein wir ſie durch die Aeußerungen unſerer Zärtlichkeit zu verſetzen ſuchen. Unſre Vertraulichkeiten, unſre Liebkoſungen, unſre Aufmerkſamkeiten, unſre zarten Behandlungen haben einen ſchmelzenden und zugleich pikanten Reitz, den die bloße Freundſchaft nicht mit ſich führt. Eben ſo empfindet das Weib für den gewählten Bruder.

Kurz, üppige Gefühle, üppige Aeußerungen, unterſcheiden die Geſchlechtszärtlichkeit von der Freundſchaft, wenn dieſe auch nicht bis zur Lüſternheit, oder bis zu

den Begierden des unnennbaren Triebes, nicht bis zur Leidenſchaft fortſchreitet.

Mehrere Beobachter haben dieſen Charakter gefühlt, ohne ihn beſtimmt genug anzugeben.

Madame de Lambert ſagt in ihrem Aufſatze über die Freundſchaft. In der Freundſchaft zwiſchen Perſonen von verſchiedenem Geſchlechte bemerkt man einen Grad von Lebhaftigkeit, der unter Perſonen von dem nehmlichen nicht angetroffen wird. *)

Ich kenne, ſagt Rouſſeau, eine Empfindung, die ſüßer als die Liebe iſt. Sie iſt nicht ſo ungeſtüm als dieſe, aber tauſendmahl köſtlicher. Sie verbindet ſich oft mit der Liebe, oft iſt ſie von ihr getrennt. Dieſe Empfindung iſt auch nicht bloße Freundſchaft, ſie hat etwas wollüſtigeres, zärtlicheres an ſich, und ich zweifle, daß eine Perſon vom nehmlichen Geſchlechte ſie in uns aufregen werde. **)

Man ſieht deutlich, daß in beyden Stellen von der Geſchlechtszärtlichkeit die Rede iſt, und daß dieſe der Freundſchaft ſo wohl als der Leidenſchaft, ja, vielleicht auch der Zärtlichkeit im Bande mit Symptomen körper-

*) Il y a toujours dans l' amitié entre les perſonnes d'un Sexe different un degré de vivacité, qui ne ſe trouve pas entre les perſonnes d'un même Sexe.

**) Je connois un ſentiment plus doux que l'amour, moins impetueux, mais plus delicieux mille fois, qui quelquefois eſt joint à l'amour, et qui ſouvent en eſt ſéparé. Ce ſentiment n'eſt pas non plus l'amitié ſeule; il eſt plus voluptueux, plus tendre, je n'imagine pas, qu'il puiſſe agir pour quelqu'un du même Sexe: du moins je fus ami ſi jamais homme le fût, et je ne l'éprouvai jamais près d'aucun de mes amis. Confeſſions T. I. Liv. III.

licher Begierde entgegen geſetzt wird. Die Lebhaftigkeit, die ſüße wollüſtige Zärtlichkeit, worin der unterſcheidende Charakter der ſogenannten Freundſchaft unter Perſonen von verſchiedenem Geſchlechte hier geſucht wird, iſt weiter nichts als die Ueppigkeit des Körpers und der Seele; die feinere Geſchlechtsſympathie, welche mit ins Spiel kommt. *)

Achtes Kapitel.

Unter welchen Perſonen Geſchlechtszärtlichkeit und Freundſchaft Statt finde.

Geſchlechtszärtlichkeit findet Statt zwiſchen Vater und Tochter, zwiſchen Sohn und Mutter, zwiſchen Bruder und Schweſter; und dabey brauchen der unnennbare Trieb oder die Lüſternheit des Körpers ſich nicht deutlich zu melden. Die Empfindungen, die Aeußerungen der Zärtlichkeit zwiſchen dieſen Perſonen, ſind demohngeachtet ſehr verſchieden von der Zärtlichkeit zwiſchen Vater und Sohn, Mutter und Tochter, Bruder und Bruder, Schweſter und Schweſter.

Geſchlechtszärtlichkeit findet Statt zwiſchen Ehegatten, die nicht mehr leidenſchaftlich lieben; zwiſchen allen Perſonen, welche die völlige Befriedigung der Geſchlechtsſympathie zärtlich, aber ohne Gefühl der Unentbehrlichkeit genießen.

*) Wichtig in eben dieſer Rückſicht ſind auch einige Stellen bey den Alten, worin ſie dieſe Freundſchaft von der Liebe zu unterſcheiden geſucht haben. Man vergleiche das dreyzehnte Buch dieſes Werks, worin die hieher gehörigen Stellen aus dem Xenophon, Plato, Cicero, u. ſ. w. angeführt werden.

Geſchlechtszärtlichkeit findet endlich Statt zwiſchen Perſonen, die im gemeinen Leben beyde für Männer oder beyde für Weiber gelten, wenn Geſchlechtsſympathie, oft gröber oder feiner, der prädominierende Trieb iſt, der ſie an einander kettet.

Unter jungen Leuten giebt es viele ſogenannte Freundſchaften, welche eher verdienten zur Geſchlechtszärtlichkeit gerechnet zu werden, ſo unſchuldig und edel auch die ſchmelzende Lebhaftigkeit iſt, mit der ſie an einander hängen.

Freundſchaft kann dagegen auch Statt finden unter Perſonen, die zu verſchiedenem Geſchlechte äußern Kennzeichen nach gerechnet werden, wenn ihre innern Diſpoſitionen dem Geſchlechte nach ähnlich ſind, und Sympathie mit dem Gleichartigen in ihrer Verbindung prädominiert. Doch darüber mehr im achten Buche.

Neuntes Kapitel.

Abſonderung der Freundſchaft und Geſchlechtszärtlichkeit von andern liebenden und nicht liebenden Verhältniſſen, mittelſt Hinweiſung auf die folgenden Bücher.

Die einzelne Aufwallung der Sympathie mit dem Gleichartigen oder der Geſchlechtsſympathie, begründen weder Liebe noch Anhänglichkeit. Nicht jede Anhänglichkeit, welche die eine oder die andere Sympathie zum Grunde hat, iſt liebend. Nicht jede liebende Anhänglichkeit iſt Vereinigung gleichartiger, oder Vermählung geſchlechtsverſchiedener Naturen. Endlich hat die Zärtlichkeit mehrere Grade von Wärme und Kälte, aber ſie

bleibt immer noch von Leidenſchaft unterſchieden. — Alles dieß iſt theils ſchon deutlich durch dasjenige, was vorangegangen iſt; theils wird es durch die folgenden Bücher mehr erklärt werden.

Zehntes Kapitel.

Freundſchaft und Geſchlechtszärtlichkeit ſetzen immer einen ſtrebenden Zuſtand zum Voraus, wenn gleich die Verbündeten ſich wechſelſeitig vereinigt glauben.

Ich habe vorhin Freundſchaft und Geſchlechtszärtlichkeit für ein Streben erklärt, gleichartige oder verſchiedene Naturen zu vereinigen. Inzwiſchen werden oft beyde Nahmen von denjenigen Verbindungen gebraucht, worin die Liebenden von ihrer wechſelſeitigen Zärtlichkeit überzeugt ſind, ſich ſelbſt als wirklich vereinigt anſehen, und in dieſer Vereinigung auch von andern als eine zuſammengeſetzte Perſon betrachtet werden.

Der Zuſtand und die Verhältniſſe einer ſolchen wirklich gelungenen Vereinigung verdienen noch eine beſondre Bemerkung, theils um meine vorhin angegebene Erklärung zu rechtfertigen, theils um die Eigenheiten dieſer Lage der beyden Liebenden unter einander, und gegen jeden dritten, etwas näher zu beſtimmen.

Es ſcheint ſchon den Plato in Verlegenheit geſetzt zu haben, wie die Liebe den Charakter der Beſtrebung beybehalten, und doch den Gegenſtand derſelben beſitzen

könne. Dem erſten Anblick nach ſollte man auch wirklich glauben, daß der Charakter des Strebens bey dem erwachenden Gefühle der gelungenen Vereinigung wegfallen müſſe, und daß daher die von mir gegebene Erklärung der Zärtlichkeit unrichtig ſey, oder wenigſtens nur ſo lange zutreffe, als der Liebende das Herz des Geliebten noch nicht gewonnen hat.

Allein der Charakter der geſelligen Gefühle überhaupt beſteht bereits in dem verweilenden Beſtreben nach fortſchreitender Ausbildung des Genuſſes eines gemeinſchaftlichen Daſeyns und Wohls mit einem uns angenäherten, aber von uns noch getrennten Weſen. In der Zärtlichkeit tritt die Ungenügſamkeit der Selbſtheit hinzu. Das Streben nach immer engerer Vereinigung der Perſonen wird eben ſo wenig geſättigt, als das Streben nach immer wachſender Glückſeligkeit unſerer einzelnen Perſonen. Die Idee, daß der Gegenſtand unſerer Zärtlichkeit dieſe ganz theilt, daß unſere Schickſale aufs genaueſte verkettet ſind, daß wir in einem Genuß des Glücks zuſammentreffen; dieſe Idee, ſage ich, mag unſer Beſtreben nach Zuſammenſetzung der Perſonen noch ſo ſehr begünſtigen; — es kann nie völlig befriedigt werden, weil der Zweck, den wir vor Augen haben, keine Grenzen hat, und ſo weit ausgedehnt werden kann, als die Verhältniſſe reichen, unter denen zwey Perſonen ſich vereinigt und glücklich denken können. Die zuſammengeſetzte Perſon, das Paar der beyden zärtlich Verbündeten, hat eben den Umfang von Wünſchen, eben die Ungenügſamkeit, wie der einzelne Menſch. Wann ſagt ſich dieſer: ich wünſche nichts mehr? wie ſelten ſagt er ſich nur: mein Zuſtand genügt mir!

Es bleibt daher die von mir gegebene Erklärung der Zärtlichkeit auch dann ſtehen, wenn wir ſie auf den Zuſtand und die Verhältniſſe wirklich durch Zärtlichkeit vereinter Menſchen, der zuſammengeſetzten Perſon, des Paars der Freunde, und der des Liebhabers mit der Geliebten, anwenden. Dieſer Zuſtand iſt immer Beſtrebung, theils das erworbene Bewußtſeyn ihrer vereinigten und wechſelſeitig beglückten Naturen zu bewahren; theils eine immer wachſende Ueberzeugung ihrer Vereinigung und ihres Glücks zu erhalten.

In ſo fern wir jedoch auf den Genuß, die Rechte und Pflichten der zärtlichen Liebe, ſo wie auf ihre Veredlung und Verſchönerung Rückſicht nehmen, muß der Zuſtand und die Lage der einſeitig zärtlichen, und der durch wechſelſeitige Zärtlichkeit zuſammengeſetzten Perſon, wohl unterſchieden werden. Eine nähere Verkettung perſönlicher Verhältniſſe, ein ruhigerer Genuß von Wonne charakteriſieren die begünſtigte Zärtlichkeit, und die beyden Liebenden werden nun auch von jedem Dritten in manchen Rückſichten als eine Perſon angeſehen, als ein Paar, das ſich von allen Mitgeſellſchaftern und Mitbürgern abſondert. Die Folgen, welche dieß nach ſich zieht, werden im zweyten Theile dieſes Werks näher entwickelt werden.

Fünftes Buch.

Von der Leidenſchaft der Geſchlechtsliebe. *)

Erſtes Kapitel.

Einleitung.

Wenn wir von Kindheit auf das Bedürfniß fühlen, uns an ein gefühlvolles Weſen ganz und ausſchließlich zu ketten; wenn die dunkle Ahndung einer mit uns für uns geſchaffenen Hälfte, unſre einſamen Tage, einſam mitten im Getümmel der Welt, zu Jahren mißt; wenn bey dem erſten Strahl ihres endlichen Anblicks das Leben einer neuen Schöpfung für uns aufgeht; wenn die Unruhe des unbeſtimmten Sehnens ſich in das deutliche Bewußtſeyn der Unentbehrlichkeit des angebeteten Gegenſtandes verwandelt; wenn wir ängſtlich nach der Wonne der Vereinigung ſtreben, alles aufopfern, ſelbſt das Leben, für die Gewißheit, geliebt zu ſeyn; — und wenn wir ſie nun haben, dieſe Gewißheit, unſer Leben hingeben möchten, um ſie immer und immer ſtärker zu empfinden; hingeben möchten, dieſes Leben

*) Ἔρως, amor bey den Alten.

eher als die Ueberzeugung zu verlieren, an der allein der Werth unſerer Fortdauer liegt; getrennt von dem Geliebten keine Wonne, kein Genügen, kein Dulden und kein Daſeyn kennen; darum aufſuchen, darum gern genießen jede Freude mit ihm — darum gern entbehren, darum ſchmacklos finden jede Freude ohne ihn; — ſinnen, träumen durch ihn; — weben, leben in ihm; — Ja! dann haben wir ein Herz für Leidenſchaft; ja! dann fühlen wir im engſten Sinne Liebe!

Ha l'amore! ſagt der Italiener mit der Rührung des Mitleidens. Ha l'amore! der Arme iſt krank an Liebe! Mit ſtolzem Erbarmen ſagt der Deutſche: Er iſt verliebt; der Thor geht irre durch Liebe! Ach! und wohl iſt Leidenſchaft der Liebe Krankheit! Krankheit der Seele und des Körpers! Wohl iſt ſie eine Art von Wahnſinn! Ein fieberhafter Wechſel von Ueberſpannung und Ermattung aller Lebensgeiſter, von finſtrer Wuth und extatiſcher Entzückung! Mit einem Worte: ein Wechſel von Hölle und von Seligkeit! *)

Zweytes Kapitel.

Semiotik, Zeichenlehre der Leidenſchaft der Liebe. Erſtes Merkmahl. Unbegreiflicher Werth, den wir auf den geliebten Gegenſtand ſetzen.

Das erſte Merkmahl der Leidenſchaft der Liebe iſt die unerklärbare Vorſtellung, die wir uns von der Perſon des geliebten Weſens machen; der unbegreifliche Werth,

*) Sehr treffend drückt der Lateiner den Zuſtand eines Verliebten durch amore deperditus aus.

den wir auf ein eben ſo unbegreifliches Etwas an ihm legen.

Man ſagt: die Liebe ſey blind! Und wahr iſt es; ſie ſieht nur in gewiſſen Augenblicken, die bald vorüber gehen. Wir können nicht nachdenken über die Fehler des geliebten Gegenſtandes, wir können ſeine Vorzüge nicht vergleichen, nicht erwägen, nicht anſchlagen. Alles löſet ſich in die Empfindung auf: er iſt für mich geſchaffen! Laß einen Apoll, laß eine Venus vom Himmel kommen, und ſtelle ſie bey dem Geliebten hin; der Gott iſt ein Abſtrakt von Talenten, ſo wie die Göttinn ein Abſtrakt von Schönheit; ſie haben unſere Bewunderung, aber unſer Herz gehört dem Weſen, das mehr als Göttlichkeit, mehr als Talente und Schönheit, das jenes Etwas hat, das wir lieben.

Wer hat je leidenſchaftlich geliebt, und nicht gefühlt, was es heißt, um ſein ſelbſt willen geliebt seyn wollen! Gefühl, das ſich ſchlechterdings in keinen Begriff faſſen, kaum einmahl andeuten läßt! Nicht um unſers Ruhms, nicht um unſerer Tugend, nicht um unſerer Schönheit willen geliebt ſeyn wollen; ja! nicht einmahl um unſerer Zärtlichkeit und Treue, kurz, um der perſönlichen Eigenſchaften willen; was heißt es anders, als um etwas geliebt ſeyn wollen, das ohne allen Begriff, ohne alle Beziehung gefällt! Und ſo wie wir gefallen wollen, ſo gefällt uns der Geliebte!

Ach! ſo lange wir noch im Stande ſind, ein Bild des Geliebten von ſeinem Selbſt abzuſondern, und unſerm Selbſt vorzuſtellen; ſo lange bleibt dem Liebenden die Beſorgniß, daß ein anderer Gegenſtand eben dieß Bild erwecken, vollſtändiger darſtellen möge, und mit ihm ausgetauſchet werden könne. Aber für den, der

leidenſchaftlich liebt, giebt es keine Schadloshaltung für den Verluſt des Geliebten. Und wenn Gottes allmächtige Rechte an des Verlohrnen Statt ein vollkommen ähnliches Weſen ſchaffte, es wäre für den Weinenden immer nur ein Bildniß!

Drittes Kapitel.

Zweytes Merkmahl der Leidenſchaft der Liebe; unbegreiflicher Unwerth, den wir auf unſer abgeſondertes Selbſt ſetzen.

Eben ſo unbegreiflich als der Werth, den wir auf den geliebten Gegenſtand ſetzen, iſt der Unwerth, den wir auf unſer abgeſondertes Selbſt legen.

Es ſcheint uns, wir müßten vergehen, wenn wir das Bewußtſeyn des Daſeyns und des Wohls des Geliebten verlören. Wir fühlen unſer Daſeyn, unſer Wohl nur in ihm. Er wird das Haupt, er wird die Seele unſers Weſens: wir dienen ihm als untergeordnete Glieder, als Agenten ſeines Geiſtes. So wie Freud und Leid der Seele auf den Körper, als ihr niedrigeres Organ, zurückwirkt, ſo wirkt Freud und Leid, das der Geliebte empfindet, auf den Liebhaber zurück. Wo die Seele ſich in Wonne fühlt, vergißt nicht da der Körper ſeine beſondern Schmerzen; wo ſie, die Seele, in Trauer verſinkt, kann da der Körper auf ſein Wohlbefinden achten? Wozu iſt er da, als um ihr Genuß zu bereiten! Was ſind ſeine Wolluſtgefühle, wenn die Seele dieſe nicht durch theilnehmende Wonne veredelt und erhöhet! Darum mag der Liebhaber keinen Genuß, den er nicht mit dem Geliebten theilt; darum rührt ihn unter den getheilten Freuden

diejenige allein, welche der Geliebte davon hinnimmt! Ja, wenn das Glück des Geliebten mit dem gemeinſchaftlichen Genuſſe nicht beſtehen ſollte, ſo entſagt ihm der Liebhaber, und lebt in der Empfindung fort, daß es dem beſſeren Theile ſeines Selbſtes, ſeiner Seele wohl gehe!

Das heißt einen andern mehr lieben als ſich ſelbſt! Das iſt es, was das Herz des Zuſchauers, der ſich ähnlicher leidenſchaftlichen Aufopferungen fähig hält, unfehlbar zur Mitempfindung hinreißt; das iſt es, worauf das Intereſſe aller Romane und Schauſpiele von der zärteren Art beruht; das iſt es endlich, was wir auch da bewundern, wo wir die Aeußerungen eines ſolchen Herzens, einer ſolchen Liebe, im kälteren Zuſtande kaum begreifen und kaum billigen mögen.

Darum lieben wir dich, St. Preux, wenn du dem Glück deines Lebens entſagt, um Julien die ruhige Selbſtgenügſamkeit, welche Folge eines pflichtmäßigen Betragens iſt, zu bereiten! Darum biſt du unſerm Herzen ſo theuer, edles Mädchen, wenn du, überzeugt den Geliebten an deiner Hand nicht glücklich machen zu können, die ſeinige mit einer andern verbindeſt! Darum biſt du uns ſo heilig, halbwahnſinniges Weib, wenn du in dem Bildniſſe der glücklichern Nebenbuhlerinn noch diejenige mit Vergnügen betrachteſt, die deinen Geliebten auf Koſten deiner beglücket.

Wie ihr euch ſelbſt zertrümmert, damit aus euerm modernden Schutte das Glück des Geliebten aufſproſſe! Wie ihr liebt; was ihr für ein Herz habt!

Viertes Kapitel.

Drittes Merkmahl der Leidenſchaft der Liebe; das Unbegreifliche des Zwecks, wornach wir ſtreben.

Alle Anhänglichkeit hat einen Zweck, aber die Leidenſchaft hat keinen. Was leidenſchaftlich Liebende von einander wollen, das wiſſen ſie nicht; was ſie durch einander beglückt, das iſt ihnen unbegreiflich! Sie wollen bey einander ſeyn unaufhörlich; auf einander einwirken in grenzenloſer Ausdehnung und mit unermeßlicher Stärke. Das fühlen ſie. Aber warum? Wozu? Darum fragen ſie ſich nicht, und wenn ſie ſich darum fragen, ſo beantworten ſie es nicht.

Leidenſchaft der Liebe ſtrebt nach allem, worin Körper und Seele nur immer vereinigt gedacht werden mögen, ohne allen andern weitern Genuß, ohne allen weitern Vortheil; bloß um des Bewußtſeyns willen, daß zwey Weſen eins ſind.

O Geliebte! welche geheime Kraft entfärbt mein Antlitz, wenn ich dich nur von fern erblicke; welcher Zauber läßt mich deine Gegenwart ahnden, ohne dich zu ſehen und zu hören, und treibt mein Blut mit Ungeſtüm aus meinen Adern dir entgegen. Fühlt denn mein Körper den Zuſammenhang mit dir ganz unabhängig von der Mitwirkung der Seele? Und wenn ſie, die Seele, es iſt, welche die Vorſtellung der Nähe allein mit Wonne erfüllt, wie unerklärbar iſt auch ihr Zuſammenhang mit deinem Weſen! Was hat denn meine Seele davon, daß ich ſo gern die Luft einathme, die unſer beyder Körper im gemeinſchaftlichen Raume umfließt? Warum entzückt mich das bloße Geräuſch deiner Tritte, die ſich nicht zu mir wenden, der Ton deiner Stimme,

die nicht zu mir redet; ja, das bloße Licht, das dich umſcheint, und aus fernen Fenſtern mir entgegen ſtrahlt! Warum iſt die Welt für mich in zwey Theile getheilt, deren einer ausgefüllt iſt mit deiner Gegenwart, der andere ſich in ewiger Leere vor meinen Blicken verliert? Warum fährt mitten im Bewußtſeyn, daß ich bey dir bin, dennoch meine Hand konvulſiviſch auf, den Saum deines Gewandes zu zupfen? Warum ermüde ich nie, voll von der Ueberzeugung, von dir geliebt zu ſeyn, die ſtete Verſicherung deiner Liebe zu hören? Warum befriedigt die engſte Vereinigung, die ſich zwiſchen Körpern und Seelen denken läßt, nie die unaufhörliche, grenzenloſe Sehnſucht nach immer engerer Vereinigung?

Ach! derjenige, der leidenſchaftlich liebt, hat eine unbeſtimmte Unruhe, eine dunkle Ahndung von tauſend nie zu befriedigenden Wünſchen, die ſich alle in das zweckloſe Streben nach ſteter Vereinigung und nach ſteter Einwirkung auf den geliebten Gegenſtand auflöſen. Er fühlt vielleicht, er geht dabey zu Grunde; er fühlt zuweilen, ſeine edelſten Kräfte, ſeine rühmlichſten Beſtrebungen ſchwinden dahin; der ſchönſte Genuß der Freundſchaft und ruhiger Zärtlichkeit, die lockendſten Plane auf Ruhm, Vermögen und häusliches Glück, gehen verloren. Und das alles opfert er auf für die Vorſtellung: Eins zu werden; für ein Hirngeſpinnſt, das der Liebende ſelbſt dafür erkennt, das er ſogar mit Hülfe der Phantaſie nicht einmahl als ein klares Bild faſſen kann. An dieſe Chimäre iſt er angezaubert, in dieſen Kreis von Begünſtigungen, die allemahl wieder zu neuen Reitzen werden, iſt er gebannt. So muß er zugleich was er will! Nicht äußere Verhältniſſe zwingen ihn,

aber die Herrſchaft eines Lieblingstriebes, der über alle andere unumſchränkt regiert.

Fünftes Kapitel.

Abſonderung der leidenſchaftlichen Aufwallung von der Leidenſchaft ſelbſt.

Leidenſchaft ſetzt einen Zuſtand heftiger Bewegung unſerer Reizbarkeit zum Voraus. Darin iſt man allgemein einverſtanden. Aber wenn wir nicht alle Begriffe verwirren, und ganz verſchiedene Zuſtände unſers Weſens mit einerley Nahmen bezeichnen wollen; ſo müſſen wir nothwendig den einzelnen leidenſchaftlichen Moment von der Leidenſchaft, und in dieſer wieder die Zeit ihres Strebens von der ihrer Beendigung durch völlige Ausführung oder Verzweiflung unterſcheiden.

Lauter verſchiedene Bewegungen unſers Weſens! — Jeder heftige Ausbruch einer Begierde iſt ein leidenſchaftlicher Moment, aber er iſt darum keine Leidenſchaft. Und ſelbſt während dieſer letzten ſind die beyden Perioden, worin wir zugleich fürchten und hoffen — und nichts mehr zu fürchten und zu hoffen haben: das Streben der Sehnſucht, und wieder ihre Stillung durch Sättigung des Genuſſes, oder Ermüdung des vergeblichen Nachſtrebens, ganz verſchieden in ihren Weſen und in ihren Wirkungen.

Leidenſchaft ſetzt einen Zuſtand heftiger aber anhaltender Sehnſucht zum Voraus, die ſich durch ihre Dauer noch verſtärkt, und in ihrer Höhe alle Kräfte unſers Weſens nach Erlangung eines Gegenſtandes hinſpannt.

Man hat längſt bemerkt, daß in jeder Leidenſchaft etwas von Wahnſinn liege, und daß ſich die Jdeen und Gefühle bey uns figieren. Leidenſchaft ſetzt die Wirkſamkeit ſolcher Triebe in uns zum Voraus, deren Befriedigung uns mit Wonne erfüllt; der Gegenſtand muß von der Art ſeyn, daß wir ihn wollen, daß wir darnach ſtreben würden, wenn wir durch keinen äußern Beweggrund getrieben würden. Wer bloß durch phyſiſche oder moraliſche Nothwendigkeit geſpornt wird, nach einem gewiſſen Zuſtande zu ſtreben, der ihm außerdem gleichgültig oder unangenehm ſeyn würde; wer ſich aus Hunger, nach unſchmackhaften Speiſen; aus Furcht, nach einem ſichern aber höchſt unangenehmen Aufenthalte; aus Zwang, nach qualvoller Beendigung einer Arbeit ſehnt; der handelt zwar leidenſchaftlich, d. h. ſeine Aeußerungen ähneln den Wirkungen der Leidenſchaft; aber er fühlt nicht, was Menſchen im Stande der Leidenſchaft fühlen: er handelt nicht aus Leidenſchaft.

Demohngeachtet deutet ſchon der Nahme auf Leiden, auf Bedürfniß hin. Und ſo iſt es in der That! Wir fühlen in der Leidenſchaft die Unentbehrlichkeit einer gewiſſen Wonne. Der innere Reitz des Zuſtandes, in den wir zu gelangen ſtreben, hat uns überwältigt. Wir wollen nicht mehr dasjenige, was wir auch frey wählen würden, wir müſſen wollen, was wir vermöge der Herrſchaft unſerer Triebe nicht anders können.

Alſo iſt Leidenſchaft die figierte Sehnſucht nach einer gewiſſen Wonne, die wir zu unſerm Daſeyn und Wohl unentbehrlich fühlen.

Alle diejenigen Begierden, deren Befriedigung Wonne gewährt, ſie mögen höchſt ſelbſtiſch oder liebend

ſeyn, können zur Leidenſchaft werden. Darum giebt es eine Leidenſchaft des Haſſes, — die eigennützigſte unter allen, indem wir nach der Wonne ſtreben, uns an dem Verderben, an der Erniedrigung, an der Ausſchließung anderer zu weiden; — des Haſſes mit allen ſeinen Modificationen, des Neides, der Eiferſucht, u. ſ. w. Es giebt eine Menge ſelbſtiſcher Leidenſchaften: des Geitzes, der Ruhmbegierde, nach ſinnlichen Vergnügen, nach geiſtiger Unterhaltung, nach Erkennen, Wiſſen, Wirken. — Aber es giebt auch liebende Leidenſchaften: der Menſchenliebe, der Vaterlandsliebe, der Dienertreue, der Herrengüte, der Freundſchaft, der Aeltern- und der Geſchlechtsliebe.

Verſchieden von dem Begriffe der Leidenſchaft, ſo wohl der liebenden als der haſſenden, in dem eben angegebenen Sinne, iſt, wie geſagt, die einzelne leidenſchaftliche Aufwallung, der einzelne leidenſchaftliche Akt, dergleichen der Zorn und das Mitleiden häufig darbieten. Alexander, der ſeinen Freund im Zorn erſtach, handelte leidenſchaftlich; aber die Begierde, ihm zu ſchaden, die Wonne, ihn vertilgt zu ſehen, war bey ihm keine fixierte Stimmung, ohne welche er nicht beſtehen zu können geglaubt hätte. Der Herzog Leopold, der aus Mitleid ſein Leben den Fluthen opferte, um einige Unglückliche aus der Gefahr des Ertrinkens zu retten, handelte leidenſchaftlich; aber es war keine Leidenſchaft, die ihn dazu antrieb. Es würde ihn geſchmerzt haben, ſie verloren zu wiſſen; aber es iſt höchſt glaublich, daß er ihren Verluſt bald verſchmerzt haben würde, wenn er ſelbſt den Fluthen entkommen wäre. Man ſetze an die Stelle der unbekannten Unglücklichen, die er retten

wollte, die Herzensgeliebte des Herzogs, um den Unterſchied zu fühlen!

Aber ſelbſt in der Leidenſchaft unterſcheide ich den Zuſtand der dauernden Ausfüllung und Entzückung, worin wir, ohne weiter etwas zu wünſchen oder zu fürchten, nur genießen, und den Zuſtand der dauernden Verzweiflung, worin wir, ohne weitere Hoffnung leiden, — von dem Zuſtande des hoffenden Strebens und des Gelingens, der mit weitern Wünſchen und mit Beſorgniſſen des Verluſtes verknüpft iſt. Dieſer letzte Zuſtand iſt eigentlich Leidenſchaft: hier erhöht die Miſchung des Gefühls der Unentbehrlichkeit mit den Gefühlen der Wolluſt oder Wonne unſere Begierden: hier iſt Bedürfniß mit Genuß, Qual mit Vergnügen verbunden.

So wie ich alſo hier Leidenſchaft betrachte, iſt ſie ein anhaltender Zuſtand des Strebens und des Ueberwindens; des Hoffens auf eine künftige Befriedigung, der Beſorgniß, daß das Erlangte verloren gehen möge, und des Sehnens nach einer fortſchreitenden Ausbildung des Genuſſes.

Sechſtes Kapitel.

Anwendung dieſes Begriffs der Leidenſchaft auf die Liebe, beſonders auf die Geſchlechtsliebe.

Die Leidenſchaft iſt liebend, wenn der Begriff einer wonnevollen Beſtrebung nach der Ueberzeugung von dem Glück eines andern Menſchen außer uns auf ſie zutrifft. Dieß geſchieht unſtreitig dann, wenn wir ganz aus unſerm Selbſt heraus in den andern überzugehen wünſchen, und unſer Schickſal durch das ſeinige beſtim-

men laſſen. Niemand wird für ſich ſelbſt Unzufriedenheit und Unglück begehren, folglich auch nicht für denjenigen, in den er ſich ganz zu verwandeln, deſſen Eigenſchaften und Beſchaffenheiten er ſich ganz anzueignen ſtrebt.

Die liebende Leidenſchaft unterſcheidet ſich alſo von dem einzelnen liebenden Affekte und der liebenden Anhänglichkeit nur durch den Charakter der Leidenſchaft, durch das Gefühl der Unentbehrlichkeit der Wonne, den Geliebten glücklich zu wiſſen, zu unſerm Daſeyn und Wohl. Das Gefühl des Bedürfniſſes, der Nothwendigkeit, geſellt ſich zu dem Wonnegefühle der Ueberzeugung, daß es dem andern wohl geht.

So macht denn das unwillkührliche, von allem äußern Zwange und aller Ueberlegung unabhängige Streben nach der Ueberzeugung, daß ein anderer Menſch ſich glücklich fühle, das Weſen der Liebe in allen ihren verſchiedenen Verhältniſſen aus. Aber freylich, bey der Leidenſchaft iſt es nicht Zweck, es iſt Folge des Strebens nach gänzlicher Verwebung unſers Weſens mit dem Weſen eines andern Menſchen. Wo hingegen die Vereinigung mit der Perſon als ein Mittel aufgeſucht wird, Triebe des Haſſes, der Furcht, der Mißgunſt, kurz, des Eigennutzes überhaupt zu befriedigen; da iſt keine Liebe vorhanden. Man darf nur an die Wirkung derjenigen Eiferſucht denken, welche auf bloßer Eitelkeit beruht, und eben ſo wohl zur ſteten Annäherung, ja, zur äußerſten Aufopferung gegen Gattinnen zwingt, die nach vorübergegangener Gefahr, daß ſie einem fremden Liebhaber zu Theil werden könnten, Gegenſtände der Gleichgültigkeit oder des Haſſes für den ſelbſtiſchen Gatten werden. Seine Leidenſchaft beruht auf dem bloßen Bedürfniſſe der Miß-

gunſt. Aehnliche Beyſpiele höchſtſelbſtiſcher Leidenſchaften, welche den Anſchein der liebenden haben, wird das künftige Buch aufſtellen und entwickeln. Das deutlichſte Merkmahl, daß wir einer liebenden Leidenſchaft huldigen, iſt dieß: wenn wir die geliebte Perſon nicht ſo wohl in unſere Perſönlichkeit ganz aufzunehmen, als die unſrige in ihre Perſon zu übertragen ſtreben, und noch Wonne an ihrem Wohl empfinden, wo das erſte uns mißlingt.

Ich habe es ſchon geſagt, und ich muß es hier wiederholen: jede Art von Trieben kann ſich zuweilen leidenſchaftlich äußern: die Zärtlichkeit der Freunde und der Gatten und der Eltern für ihre Kinder kann zuweilen leidenſchaftliche Aufwallungen darbieten, obgleich die Verbindung, nach der größern Summe der Momente während ihrer Dauer berechnet, gar nicht zur Leidenſchaft gezählt werden darf. Wir finden ſogar leidenſchaftliche Aufwallungen zwiſchen Perſonen, die gewöhnlich gleichgültig gegen einander ſind. Z. B. bey einer Mutter, die vielleicht Jahre lang des Anblicks ihres Kindes ungerührt entbehrt, und in dem Augenblicke der Gefahr ſich dem Tode muthig entgegen wirft, um es zu retten. Dergleichen Aufwallungen beweiſen nichts für das Daſeyn einer liebenden Leidenſchaft: ſie beweiſen nicht einmahl etwas für das Daſeyn der Liebe. Es muß eine anhaltende Stimmung zur Aufopferung des abgeſonderten Daſeyns ſeyn, welche keiner beſondern Veranlaſſung bedarf, um ſich wirkſam anzukündigen, wodurch das Weſen der liebenden Leidenſchaft begründet wird.

Freylich iſt es unmöglich, daß der Menſch lauter leidenſchaftliche und liebende Affekte während der ganzen Dauer des Verhältniſſes hege. Aber die Summe der

prädominierenden Momente giebt der Periode ſeines Lebens im Ganzen den Charakter.

Jede zärtliche Anhänglichkeit kann zur liebenden Leidenſchaft werden, ſo wie überhaupt jede dauernde Neigung zu einem beſtimmten Gegenſtande. Inzwiſchen ſcheint die Zärtlichkeit fürs andere Geſchlecht, wenn ſie zur Leidenſchaft wird, doch etwas Eigenes und Ausgezeichnetes zu haben. Keine kann ſich mit ihr an Umfang der Wirkſamkeit, womit ſie unſere ganze aus Körper und Seele und äußern Verhältniſſen beſtehende Perſon umfaßt, vergleichen. Bey keiner iſt die Stärke der Wirkſamkeit, womit ſie uns zu Aufopferungen auffordert, ſo gewöhnlich. Das leidenſchaftliche Streben in der Geſchlechtsliebe ragt daher unter allen leidenſchaftlichen Stimmungen als das Höchſte und Gewöhnlichſte hervor, und nach ihm wird alles ähnliche Streben berechnet. Da auch die Rührung des Herzens und die liebenden Affekte auf dieſer Stufe am deutlichſten nach außen wirken, und die häufigſten und ſtärkſten Aufopferungen unſerer niedrigen Selbſtheit zeigen; ſo wird die Fähigkeit zum leidenſchaftlichen Streben nach zärtlicher Verbindung mit dem andern Geſchlechte vorzugsweiſe das Herz, ſo wie der Zuſtand, den dieß Streben hervorbringt, vorzugsweiſe Liebe genannt.

Siebentes Kapitel.

Endlicher Begriff der Leidenſchaft der Liebe.

Leidenſchaft der Liebe, oder Liebe in der höchſten Bedeutung des Worts iſt: fixierte Sehnſucht nach der unentbehrlichen Wonne, das Bewußt-

ſeyn meines Selbſtes, unter dem Bilde des Selbſtes eines andern Menſchen zu erhalten.

Hier iſt alſo mehr als Zuſammenſetzung der Perſonen durch Vermengung oder Vermählung der Naturen; hier iſt Uebertragung unſers ganzen Weſens in das Weſen eines andern endlicher Zweck der Beſtrebung. Wir ſehnen uns, aus Bedürfniß und mit Wonne das Bewußtſeyn unſerer abgeſonderten Perſönlichkeit zu verlieren, und uns als unzertrennliche Adhärenz der Perſon eines andern zu fühlen. Wir wollen und wir müſſen der Körper ſeyn, den der geliebte Menſch als Seele belebt: oder wir wollen, wir müſſen gar ſein Gemüth, ſein Geiſt ſeyn, in dem er als das letzte Ich hauſet; kurz, wir wollen, wir müſſen ſeine Perſon ſeyn: ſeine Seele, ſein Körper, ſeine Verhältniſſe, ſein ganzes Selbſt.

Achtes Kapitel.

Davon iſt liebende Anhänglichkeit, mit leidenſchaftlichen Aufwallungen verknüpft, verſchieden.

Von dieſer Leidenſchaft der Liebe iſt diejenige liebende Anhänglichkeit verſchieden, in der ſich mehr oder weniger leidenſchaftliche Aufwallungen einfinden. Je häufiger dieſe eintreten, und je anhaltender ſie wirken, um deſto mehr nähert ſich freylich dieſer Zuſtand der Leidenſchaft; je ſeltener und je vorübergehender ſie ſind, um deſto mehr nähert ſich die Stimmung unſers Weſens der ruhigen Zärtlichkeit. Aber immer unterſcheidet ſich doch die eigentliche Leidenſchaft der Liebe von der Zärtlichkeit, die oft leidenſchaftlich wirkt, wie der Zuſtand einer förmlichen Krankheit von dem Zuſtande einer bloß ſchwankenden Geſundheit. Denn wahr iſt es und bleibt wahr: Lei-

denſchaft iſt allemahl Krankheit unſers Weſens, ſo wie leidenſchaftliche Aufwallung Unpäßlichkeit. Jene wird nicht leicht entſtehen oder fortdauern, wo die Liebenden durch ihre wechſelſeitige Neigung und durch äußere Verhältniſſe in ihrem Streben nach Vereinigung begünſtigt werden. Die leidenſchaftlichen Aufwallungen können auch in der glücklichſten Verbindung ihre Macht äußern.

Anhang zum fünften Buche.

Erſter Excurs.

Ueber die Entſtehungsart der Leidenſchaft der Liebe.

Billig fragt man: wie entſteht die Leidenſchaft der Liebe? Die Beantwortung dieſer Frage iſt um ſo wichtiger, da von ihr die Beantwortung jener andern abzuhängen ſcheint: ob es in unſerer Gewalt ſtehe, uns zu verlieben, ob dieſe Leidenſchaft plötzlich erwachen könne, und wie ſie endige?

Aus der Darſtellung, die ich von der Liebe als Leidenſchaft gegeben habe, erhellet, daß eine doppelte Anlage dabey vorausgeſetzt werden müſſe. Wir müſſen das Bewußtſeyn unſerer Perſon unter dem Bilde einer andern Perſon aufnehmen können; und das Streben nach dieſer Art des Bewußtſeyns von unſerer Perſon muß bey uns ſtets herrſchend werden können.

Von dieſen beyden Anlagen nenne ich die eine die Selbſtverwandlungskraft, die anderen die Figierungskraft.

Es iſt oben von der Aneignungskraft der Geiſter, und dem Zuſtande ihrer gelingenden Wirkſamkeit, den ich Beſeſſenheit genannt habe, weitläuftig geſprochen. Selbſtverwandlungskraft iſt ein höherer Grad derſelben. Sie zeigt ſich bey gewiſſen Krankheiten und beym Wahnſinn am auffallendſten, und beruht auf einer Verirrung desjenigen Vermögens in uns, welches wir

anwenden, um das Bewußtſeyn unſers Selbſtes zu erhalten.

Die Selbſtverwandlungskraft äußert ſich, wenn wir die Verhältniſſe, worin die ſinnlichen Eindrücke der Körper, und die Bilder der Seele zu unſerm Selbſt ſtehen, dergeſtalt vergeſſen, daß wir die Trennung zwiſchen dieſem unſerm Selbſt und jenen Eindrücken und Bildern nicht weiter anerkennen. Wir erhalten das Bewußtſeyn unſerer Exiſtenz und unſers Wohls mit derjenigen Modification, welche ihm die Eigenheiten der Gegenſtände geben, die auf uns eingewirkt haben, und glauben dasjenige zu ſeyn, was von außen auf unſern Körper wirkt, oder als ein Bild, zwar in unſerm Kopfe, aber doch noch getrennt von unſerm Selbſt, erſcheinen ſollte.

Die Beyſpiele von Menſchen, welche ſich in Glas, Steine, Strohhalme, kurz, in ſolche Körper, welche am wenigſten mit dem unſrigen verwechſelt werden können, verwandelt glaubten, ſind eben ſo häufig, als die ſolcher Menſchen, welche ſich in Könige, Götter, kurz, in Bilder von Perſonen verwandelt haben, deren Verhältniſſe in der auffallendſten Verſchiedenheit von den ihrigen ſtanden.

Dieſer Zuſtand iſt unſtreitig Wahnſinn, wenn er in ſeiner größten Vollſtändigkeit anhaltend empfunden wird; inzwiſchen dürften wenig Menſchen ſeyn, die nicht auf Augenblicke dieſen Zuſtand in ihrem Leben vollkommener oder unvollkommener erfahren haben ſollten. Gewiſſe Aeußerungen des Genies laſſen ſich ohne dieſe Selbſtverwandlungskraft nicht denken, und vielleicht dürften wenig Meiſterſtücke der ſchönen Künſte ohne ihre Mitwirkung verfertigt ſeyn.

Demungeachtet iſt ſie mit der bloßen Begeiſterung, mit dem Enthuſiasmus, mit der Verblendung der Phantaſie, mit der pathetiſchen Illuſion, und endlich ſogar mit der ſchwärmeriſchen Aneignung der Geiſter oder Beſeſſenheit noch keinesweges einerley. Sie ſcheint nur mit ihnen verwandt, und der höchſte Grad von Stärke desjenigen Vermögens zu ſeyn, welches bey allen dieſen Zuſtänden zum Grunde liegt.

Begeiſterung, ich habe es bereits geſagt, iſt die Erhöhung der Phantaſie, welche die vorgeſtellten Gegenſtände außer uns durch ungewöhnlich lebhafte Bilder unſerm Gemüth äußerſt nahe bringt. Enthuſiasmus, Schwärmerey entſteht aber, wenn eben dieſe Bilder zugleich unſerm Herzen, der Summe herrſchender Triebe in uns, auf eine ungewöhnliche Art nahe gebracht werden. In beyden Fällen nehmen wir gern etwas Geiſtiges von den Bildern an: ihre Lebhaftigkeit, ihr Feuer, oder eine oder die andere Eigenheit, welche ſie auszeichnet, und wodurch wir uns wieder auszuzeichnen hoffen. Aber nicht leicht wird die Trennung des begeiſternden und enthuſiasmierenden Gegenſtandes von unſerm Selbſt vergeſſen. So begeiſtert uns zwar die Vollkommenheit einer Statue, eines Gedichts; ſo enthuſiasmieren wir uns, ſo ſchwärmen wir zwar für dieſe Vollkommenheit, wenn ſie zugleich einen gewiſſen äſthetiſchen Grundſatz, der von unſerer Erfindung iſt, beſtätigt, oder uns das Bild einer Geliebten, einer Situation, welche den Gegenſtand unſerer Wünſche in der Wirklichkeit ausmacht, ungewöhnlich auffallend darſtellt; aber der begeiſterte oder enthuſiasmierte Beſchauer ſagt ſich nicht: der Körper dieſer Statue iſt der meinige; ich bin der dargeſtellte Held in dieſer Situation.

Die Verblendung der Phantaſie, vermöge deren wir Bilder, die in unſerm Kopfe exiſtieren, für wirklich äußere Gegenſtände halten, iſt gleichfalls mit der Selbſtverwandlung keinesweges einerley. Wer eine Erſcheinung, ein Geſpenſt zu ſehen glaubt, betrachtet das Bild ſeines Gehirns als etwas körperliches, das ſich von andern Körpern und von ſeinem Kopfe abſondert, und ein für ſich beſtehendes Weſen annimmt. Er verwechſelt die Verhältniſſe, worin Körper und bloße Bilder ſeines Kopfes zu einander, und zu ſeinem Selbſt ſtehen. Aber wer ſich in Glas und Stroh, in einen Gott, in einen Helden verwandelt glaubt, der erkennt keine Trennung, keine Abſonderung an, der ſieht ſich ſelbſt in einer veränderten Geſtalt.

So iſt auch die pathetiſche Illuſion von der Selbſtverwandlung verſchieden. Wir können bey der Vorſtellung eines Trauerſpiels, und noch mehr im gemeinen Leben, dergeſtalt durch das Leiden oder durch die Freude anderer gerührt werden, daß wir unſere Lage mit der ihrigen verwechſeln, und wirklich glauben, wir hätten Urſach, unmittelbar zu trauern, oder uns unmittelbar zu freuen. Allein ſo geſchickt dieſe pathetiſche Illuſion auch ſeyn kann, die Selbſtverwandlung zu befördern; ſo iſt ſie doch keinesweges ein und derſelbe Zuſtand. Wir eignen uns nur ähnliche äußere Verhältniſſe mit der Perſon, an der wir Antheil nehmen, an: nicht ihre Perſon, nicht ihren Geiſt, nicht ihren Körper, nicht ihr engeres Selbſt.

Dagegen hat die Selbſtverwandlung mit der Beſeſſenheit, oder ſchwärmeriſchen Aneignung der Geiſter, eine größere Aehnlichkeit. Sie unterſcheiden ſich nur dadurch von einander, daß der Beſeſſene den Geiſt des

Gegenſtandes, der ihn begeiſtert, in ſich aufnimmt, und ſich von dieſem beſeelt glaubt; der Selbſtverwandler nimmt aber auch den Körper und alle Verhältniſſe des begeiſternden Gegenſtandes in ſich auf; er ſieht ſich an, als ob er ſein ganzes perſönliches Weſen verlaſſen hätte, um ſich in der Perſönlichkeit des andern zu verlieren.

Die Beſeſſenheit empfindet oft der Künſtler, der einen Helden auf dem Theater darzuſtellen hat. Die Idee des Außerordentlichen, des Ungewöhnlichen, verbunden mit der Eitelkeit, ſo zu ſcheinen, kann wirklich ſeine Natur auf eine Zeitlang verändern, und ihn überzeugen, daß er von Cäſars oder Richards Geiſt beſeelt werde. Allein ſo weit ſchreitet dieſer Zuſtand doch ſelten vorwärts, daß die Akteurs wirklich römiſche Dictatoren, oder Englands Könige mit ihrem Körper und mit allen ihren Verhältniſſen zu ſeyn wähnen.

Beyde, die Beſeſſenheit und die Selbſtverwandlung, können auch aus ganz verſchiedenen Urſachen entſtehen. Die erſte wird nur da erweckt, wo wir ein Wohlverhältniß zwiſchen der Inferiorität unſers Geiſtes und der Superiorität eines andern fühlen, zu dem wir uns hinaufzuheben hoffen. Aber der Selbſtverwandlungstrieb entſteht ſehr häufig aus ganz zufälligen Urſachen. Sehr oft halten wir uns in dasjenige verwandelt, was gerade der Gegenſtand unſers Widerwillens und unſers Abſcheues geweſen iſt. Ein heftiger Schrecken, der einen Candidaten überfiel, als ihn ſein Examinator, ein furchtbarer Orthodox, der Heteroxie beſchuldigte, hatte die Wirkung, daß der Erſchrockene ſich gerade in ſeinen Feind verwandelt glaubte, und fortan wie dieſer dachte, ſprach und handelte. Die gleichgültigſten Dinge, welche gerade das letzte Bild in der Seele erweckt, den letzten ſinnlichen

Eindruck auf uns gemacht haben, als eine heftige Erſchütterung in unſerm Weſen erfolgte, modificieren forthin das Bewußtſeyn, das wir von unſerm Selbſt aufnehmen. Wir werden zum Strohhalme, zum Glaſe, halten uns zerbrechlich wie dieſe, weil wir gerade, als der Donnerſchlag zu unſerer Seite niederfiel, einen Strohhalm zermalmt, ein Glas zerſchmettert erblickten, und dieß das letzte Bild, der letzte ſinnliche Eindruck war, der mit in unſere zerrüttete Maſchine überging.

Viel häufiger iſt inzwiſchen der Fall, daß wir uns in dasjenige verwandelt glauben, was wir mit körperlicher Lüſternheit oder Lüſternheit der Seele begehren. Daher die ſo häufige Erfahrung, daß ehrgeitzige Menſchen, wenn ſie verrückt werden, in Könige, Miniſter, Perſonen der Gottheit; daß Menſchen von heißem Blute in den Gegenſtand ihrer Begierden verwandelt zu ſeyn glauben. — Beyde, die gewaltſame Erſchütterung und die Lüſternheit, können aber auch zuſammen wirken. Der Gegenſtand unſerer Begierde kann zugleich die Veranlaſſung einer Ueberſpannung unſerer Organiſation und ſtarker Leiden des Gemüths ſeyn, und ſein Bild kann dann aus dieſem doppelten Grunde ſo lebhaft in unſerer Seele werden, daß wir die gehörige Beurtheilung des wahren Verhältniſſes, worin es zu unſerer Seele ſteht, verlieren, und uns mit ihm verwechſeln.

Selbſtverwandlung iſt alſo von Begeiſterung, Schwärmerey, Verblendung der Phantaſie, pathetiſcher Illuſion und Beſeſſenheit, dem Grade der Wirkſamkeit unſerer Phantaſie und Verſetzungskraft nach, verſchieden. Wo ſie vollſtändig iſt, und dauernd wird, da iſt völlige Verwirrung des Gemüths, vollſtändiger Wahnſinn vorhanden. Alsdann hört auch alle Leidenſchaft auf; unſere

Sehnſucht nach Vereinigung wird durch Ausfüllung geſtillt.

Es giebt aber einen Mittelzuſtand zwiſchen dem Gebrauch unſerer Vernunft und dem Zuſtande des Wahnſinns. Wir können nur nach jenem Zuſtande der Selbſtverwandlung ſtreben, und es kann uns nur auf Augenblicke und in einem gewiſſen Grade gelingen, darein zu gerathen. Dieß iſt denn der Fall in der Leidenſchaft der Liebe zum andern Geſchlecht, aus Gründen, die ſogleich angeführt werden ſollen, wenn ich vorher die Eigenheiten der Fixierungskraft entwickelt haben werde.

Daß unſere Kräfte überhaupt, ſo wohl die des Körpers, als die der Seele, einer gewiſſen Ueberſpannung fähig ſind, ſo daß ſie die Richtung, welche ſie eine Zeitlang, oder durch eine ſtarke Anſtrengung auf einmahl erhalten haben, lange und ſo dauernd behalten, daß ſie ſobald nicht wieder in ihre vorige Lage zurückkommen können, bedarf kaum eines Beweiſes.

Wer lange in die Sonne geſehen hat, behält, nachdem die Urſach gehoben iſt, die Empfindung des Strahls bey, und glaubt noch in die Sonne zu ſehen, ob er es ſich gleich wohl bewußt iſt, die Augen weggewandt zu haben. Iſt der Eindruck des Scheins ſehr heftig geweſen, ſo mag er ſein ganzes Leben hindurch das Flimmern vor den Augen fühlen. Mit dem Gehöre verhält es ſich eben ſo. Man höre lange eine Tanzmuſik an; man gehe nach Hauſe, die Muſik ſummſet noch lange nachher in den Ohren. Durch eine heftige Erſchütterung des Trommelfells kann man das ganze Leben hindurch ein Brauſen in den Ohren behalten. Wer ſich lange eingepreßt gefühlt, oder lange etwas in der Hand

gehalten hat, glaubt eine Weile nachher noch die Preſſung zu empfinden. Den Antheil den die Phantaſie daran hat, will ich hier nicht beſtreiten. Inzwiſchen iſt es gewiß, daß die bloße Afficierung der Nerven gleichfalls den Betrug unſerer Sinne bewirken könne. So erſcheint in unſern Augen der Schein des Lichts, wenn unſere Zunge durch Belegung mit gewiſſen elektriſchen Körpern gereitzt wird, oder wenn ein unmittelbarer Druck auf unſer Gehirn erfolgt. Mithin wird an der Fixierung ſinnlicher Eindrücke wahrſcheinlich der Körper eben ſo viel Antheil haben als die Phantaſie.

Die Fixierung unſerer Ideen, ſo daß ein gewiſſes Bild auch ohne beſondere Veranlaſſung häufig und anhaltend in unſerm Geiſte aufſteigt, und mit Lebhaftigkeit auf den Verſtand und das Herz wirkt, iſt die bekannteſte aller Erfahrungen. Daß aber auch gewiſſe Reitzungen unſers Herzens bey uns fixiert werden mögen, häufig als Rührungen wiederkommen, und diejenigen Vorſtellungen und Bilder, mit denen wir ſie zuerſt gehabt haben, jedesmahl wieder erwecken, dürfte eher bezweifelt werden. Es iſt inzwiſchen nichts gewiſſer. Wir fühlen uns oft traurig, mißvergnügt, oder heiter, fröhlich; und mit dem Tone unſerer Reitzbarkeit, welcher uns gewöhnlich geworden iſt, ſteigen die Bilder, welche dieſen Zuſtand oft oder ſtark erweckt haben, wieder in uns auf. Der Hypochondriſt giebt davon den unläugbarſten Beweis. Sein Phyſiſches wirkt auf die Reitzbarkeit ſeiner Seele; er iſt gewöhnlich zur Traurigkeit geſtimmt, und dieſe macht, daß er diejenigen Vorſtellungen nicht los werden kann, welche er zufällig während der körperlichen Schmerzen gehabt hat, und ſehr oft mit ſeiner Traurigkeit in keiner weitern Beziehung ſtehen. Oft

erhält er ſogleich mit der Erleichterung ſeines Phyſiſchen Vorſtellungen von ganz verſchiedener Art, ſo daß er ſelbſt über den Antheil lachen muß, den er an den vorigen genommen hat. Eben ſo können vermöge einer gewiſſen Stimmung der Seele zur Traurigkeit oder zur Heiterkeit, lauter analoge Bilder in uns aufſteigen. Darum ſieht der Arme, der Bedrängte, alles, was auch in keiner genauen Beziehung mit ſeinem Zuſtande ſteht, im ſchwarzen; der Heitere hingegen alles im Roſenlichte.

Folglich können unſere phyſiſchen und Seelenkräfte eine ſolche Richtung erhalten, daß ſie zu gewiſſen phyſiſchen Gefühlen und Beſtrebungen, zu gewiſſen Bildern und Vorſtellungen und davon abhängenden Reitzungen unſers Herzens, ja, zu gewiſſen anhaltenden Stimmungen des Gemüths ohne vorgängige beſondere Vorſtellung, oder ohne vorgängigen beſondern ſinnlichen Eindruck, eine ſolche Fertigkeit bekommen, daß wir ſelten das Bewußtſeyn unſers Selbſtes erhalten, ohne uns jener phyſiſchen Gefühle und Beſtrebungen, jener Ideen und Aufwallungen des Herzens mit bewußt zu werden.

Dieß iſt die Wirkſamkeit der Figierungskraft. Sie ſo wohl, als die Verwandlungskraft, werden beyde auf eine doppelte Art in Bewegung geſetzt. Entweder, indem unſere phyſiſchen und Seelenkräfte auf Ein Mahl überſpannt werden; oder, indem wir nach und nach ihnen eine nicht leicht wieder abzulegende Richtung geben. Nicht anders, wie wirkliche Schnellfedern entweder auf Ein Mahl überſpannt, oder nach und nach zu einer gewiſſen dauernden Richtung hingebeuget werden können. Eine heftige Betrübniß, ein gewaltſamer Unmuth, können den Menſchen eben ſo gut für beſtändig traurig und menſchenfeindlich machen, als häufige kleine Verſagungen

und geringer, aber anhaltender Verdruß. Eben ſo können Menſchen durch Schrecken nicht minder in die Lage kommen, ſich in Gegenſtände außer ſich verwandelt zu glauben, als durch häufiges Sinnen und Nachdenken über den nehmlichen Gegenſtand. Liegt der Fehler gar in der innern Konſtitution, ſo kann der Krankheitsſtoff ſich eben ſo wohl plötzlich als nach und nach entwickeln, und unſer Weſen auf einige Zeit, oder auf immer verrücken.

Wenn die Verwandlungs- und Figierungskraft, beyde in ihrer völligen, ſtärkſten, ausgebreitetſten Wirkſamkeit zuſammentreffen; wenn der Menſch ſich ganz in den Gegenſtand außer ſich, und zwar jedesmahl, wenn er das Bild von ſeinem Selbſt aufnimmt, verwandelt wähnt, ſo iſt vollkommener Wahnſinn vorhanden. Allein dieſer Fall iſt äußerſt ſelten, und ſo giebt es der Grade des Wahnſinns unendlich viele. Man kennt Menſchen, welche im Durchſchnitt ihres Lebens vernünftig ſind, und nur unter gewiſſen ſeltenen Verhältniſſen an ſolche mit ihnen vorgegangene Verwandlungen glauben. Wieder giebt es Menſchen, die nur gewiſſe Eigenheiten von andern Gegenſtänden außer ſich in das Bild von ihrem Selbſt aufnehmen. Wieder andere, die gar nichts von Verwandlung wiſſen, und bey denen nur gewiſſe Ideen und Beſtrebungen figiert ſind, ſo daß ſie entweder beſtändig an einem Bilde hängen, oder nur zu gewiſſen Zeiten durch alle Gründe der Vernunft nicht davon abzubringen ſind. Kurz, es giebt der Modificationen der Wirkſamkeit dieſer beyden Kräfte ſo viele, daß ſie ſich unmöglich aufzählen laſſen.

In der Leidenſchaft der Liebe zum andern Geſchlecht wird nun nicht ſo wohl das Gefühl der Selbſtverwand-

lung, als vielmehr das Streben darnach zum fixen Gefühle. Wir nehmen unſer Selbſtbewußtſeyn beynahe immer mit der Vorſtellung auf, daß wir mit der ganzen Perſon des Geliebten eins geworden zu ſeyn wünſchen; und man kann wohl ſagen, daß die Leidenſchaft der Liebe zum andern Geſchlecht weiter nichts ſey, als das figierte Streben, uns in den Gegenſtand unſerer Wünſche verwandelt zu ſehen. Die Art, wie dieß zugeht, läßt ſich leicht begreifen. Schon die bloße Geſchlechtsſympathie, wenn ſie auch nicht liebend wirkt, führt uns auf die Wahrnehmung, daß wir manches von dem angenäherten Weſen uns aneignen, ſo wohl von dem was zum Körper, als von dem, was zur Seele gehört. Der Mann fühlt ſich phyſiſch und moraliſch zärter; das Weib fühlt ſich phyſiſch und moraliſch ſtärker, indem ſie ſich einander zur Körperverbindung und zur Häuslichkeit nähern. Treten liebende Triebe hinzu, ſo eignen ſich beyde viel von ihren gegenſeitigen Verhältniſſen an. Wird die liebende Geſchlechtsſympathie zur zärtlichen Anhänglichkeit, ſo verſtärken ſich die Bande durch eine Menge von Trieben, welche theils dem Sinn des Schönen, theils der Selbſtheit gehören. Alles dieß muß die Selbſtverwandlungskraft ſehr leicht aufregen, und die Figierungskraft nicht minder. Die körperlichen Fibern bleiben, wenn ſie überſpannt werden, in der üppigen oder lüſternen Lage, worein ſie der ſtarke Eindruck der Annäherung an den Körper von verſchiedenen Geſchlechtsanlagen geſetzt hat. Der Liebende fühlt ſeinen Körper beynahe beſtändig in dieſem Zuſtande. Die Kräfte der Seele, wenn ſie überſpannt werden, bleiben gleichfalls in einer ähnlichen Stimmung. Dieſer zart geſpannte Zuſtand des

Körpers und der Seele, was iſt er aber anders, als die Folge der Miſchung weiblicher und männlicher Anlagen? Indem wir ihn fühlen, was iſt natürlicher, als uns zu täuſchen, daß wir die Perſon von verſchiedenem Geſchlechte in uns aufgenommen haben? Die ſchwärmeriſche Aneignung des Geiſtes tritt nun hinzu: die Eitelkeit, der Trieb nach ausſchließendem Beſitze, erwachen. — Die Täuſchung, wir ſind eins, wird durch ſo manches ſinnliche und moraliſche Symbol bey der Körperverbindung, bey dem Zuſammentreffen in einem Gefühle, unterſtützt; Hinderniſſe, welche der Geliebte ſelbſt, oder welche die äußern Umſtände in den Weg legen, erſchüttern unſer Herz ſo gewaltig. — In der That! Es nimmt mich minder Wunder, daß wir zuweilen die Illuſion einer gänzlichen Umſchaffung unſerer Perſon in eine andere erhalten, als daß wir nicht an eine völlige Verwandlung glauben und gänzlich wahnſinnig werden.

Zum Glück für unſern Verſtand, zum Unglück vielleicht für unſer Herz, iſt der geliebte Gegenſtand eine Perſon, wie wir, aus Körper und Seele, und unter Verhältniſſen beſtehend, welche die Illuſion der völligen Vereinigung beſtändig ſtören. Wir mögen noch ſo gern uns in dieſe Täuſchung verſetzen wollen; die Symbole mögen noch ſo ſinnlich ſeyn; — kein Liebender, wenn er nicht völlig wahnſinnig geworden iſt, wird jemahls glauben, daß ſein Körper der Körper ſeiner Geliebten, ſeine Seele, ſeine Verhältniſſe völlig die ihrigen ſind. —

Die Vorſtellung der Selbſtverwandlung kann folglich nie zur fixierten Idee bey uns werden; aber ſie bleibt der geheime Zweck unſers Strebens! Ja, deiner kurzen Dauer und deiner Unvollſtändigkeit ungeachtet bleibſt du

uns doch ewig theuer, ſüßeſtes, höchſtes unter allen Wonnegefühlen, Gefühl der Vereinigung der Weſen! Vorgeſchmack jenes ſeligen Moments, wo die Seele ſich wieder in ihren Urquell ergießen wird. Wir ſtreben dir unaufhörlich nach, und dieß Streben wird zum fixen Zuſtande in uns! Unſere begehrenden Kräfte behalten fortdauernd die Richtung nach dieſem Ziele. Indem wir das Bild von unſerm Selbſt aufnehmen, ſo erhalten wir es immer mit der Modification eines nach Verwandlung ſtrebenden Selbſtes.

Daher nun auch unſere Sehnſucht nach ſteter Gegenwart und unbeſtimmter Einwirkung auf den geliebten Gegenſtand, daher die ängſtlichen Bekümmerniſſe, und die aufopfernde Sorgfalt für ſein Daſeyn und ſein Wohl. Das Beſtreben, unſre Perſon in die ſeinige zu übertragen, wäre auf immer vereitelt, wenn er verginge: unſer Wohl würde unmittelbar gekränkt, wenn das Weſen litte, an das wir unſer Selbſt abzugeben wünſchen.

Leidenſchaft, bey der der Trieb nach Selbſtverwandlung figiert wird, iſt immer liebend. Aber Leidenſchaft die auf Begeiſterung, auf Schwärmerey, auf Verblendung der Phantaſie beruhet, oder bey der die Lüſternheit der Seele wirkſam iſt, iſt es nicht immer. In dieſem Zuſtande trennen wir oft das Bild von unſerm Selbſt, und beziehen jenes ganz eigennützig auf einen unſerer herrſchenden Triebe. Doch, darüber mehr in der Folge!

Die Leidenſchaft zum andern Geſchlecht iſt, aus den bereits angeführten Gründen, am mehrſten geſchickt, die Figierung des Selbſtverwandlungstriebes zu befördern: ſie ſtrebt am leichteſten nach Vereinigung der Weſen;

ſie iſt daher auch am gewöhnlichſten liebend. Oft aber beruht ſie auch auf einer andern Art der vereinten Wirkſamkeit der Phantaſie und des Verſetzungsvermögens, und dann hat ſie nicht eben den Anſpruch auf den Nahmen der Liebe.

Zweyter Excurs.

Beantwortung der Frage: ob es in unſerer Gewalt ſtehe, uns zu verlieben? — ob die Leidenſchaft plötzlich entſtehe? — wie und wann ſie endige?

Vielleicht läßt ſich nun die Frage beantworten: ob es in unſerer Gewalt ſtehe, die Leidenſchaft der Liebe bey uns ſelbſt zu erwecken? oder uns zu verlieben?

Dreiſt kann man hierauf antworten: nein! Aber wenn man die Frage ſo aufſtellt: können wir die Diſpoſition, die wir in uns zur Leidenſchaft verſpüren, befördern? ſo hat die Frage keinen Zweifel, und ſie mag dreiſt mit ja beantwortet werden. Wer ein leidenſchaftliches Herz hat, und auf einen Gegenſtand trifft, von dem er ahndet, daß er ihm unter günſtigen Umſtänden eine Leidenſchaft einflößen könne, mag allerdings dazu beytragen, dieſe Umſtände herbey zu führen. Aber gegen einen völlig indifferenten oder gar widerlichen Gegenſtand Leidenſchaft zu hegen, und noch dazu liebende Leidenſchaft, — das iſt eben ſo unmöglich, als unſerm Nervenſyſteme, unſerer Phantaſie und unſerm Herzen unbedingte Geſetze vorzuſchreiben, oder unſerer Sinnlichkeit Wolluſt und Wonne zu gebieten.

Möglich iſt es, daß wir angezogen durch Eitelkeit, durch Habſucht und durch eine Menge von eigennützigen Trieben, die Perſon vom andern Geſchlechte als ein Mittel anſehen, jene Triebe zu befriedigen, und daß wir bey dem Streben nach ihrer ſelbſtiſchen Befriedigung unvermerkt in liebende Leidenſchaft gerathen. Aber dann haben wir nicht die Perſon, ſondern uns ſelbſt leidenſchaftlich lieb; und verwechſeln wir am Ende beydes mit einander, ſo iſt die Leidenſchaft der Liebe nicht Folge unſerer Abſicht.

Kann die Leidenſchaft der Liebe plötzlich entſtehen? Dieß leidet bey mir keinen Zweifel. Unſere Kräfte können durch einen Eindruck ſo ſtark afficiert werden, daß ſie ſogleich überſpannt werden, der Verwandlungstrieb ſogleich erwacht, und das Streben nach dem täuſchenden Zuſtande der völligen Vereinigung der Weſen ſogleich figiert wird. Nur darf man keine unerklärbare Urſache dazu aufſuchen. Bey Männern von geſetzten Jahren und geſunder Beſchaffenheit des Körpers und der Seele wird dieß nicht leicht der Fall ſeyn. Aber bey jungen Leuten, welche viel Anlage zur Lüſternheit des Körpers und der Seele haben, ſehr eingezogen leben, voll von romanhaften Ideen ſind, läßt ſich der Fall ſehr wohl denken, daß ſie unter Umſtänden, welche ſtark auf beyde Anlagen ihres Weſens wirken, ſo gewaltſam angegriffen werden, daß ihre körperlichen und Seelenkräfte ſogleich überſpannt werden. Aber auch ältere Menſchen können durch zufällige phyſiſche und moraliſche Urſachen in eine Diſpoſition kommen, worin ſie der plötzlichen Ueberſpannung ſehr ausgeſetzt ſind.

Gewöhnlich entſteht aber die Leidenſchaft nach und nach, und zwar durch abwechſelndes Hoffen und Fürch-

ten, daß die Vereinigung gelinge oder nicht gelinge. Hoffnung und Furcht ſind unumgängliche Ingredienzen jeder Leidenſchaft, und am mehreſten der liebenden. Wo der Menſch nichts mehr hofft oder fürchtet, da hat entweder die Leidenſchaft nachgelaſſen, oder der Menſch iſt wahnſinnig geworden.

Die Leidenſchaft der Liebe endigt, ſo bald das Gefühl der gelungenen Vereinigung der Weſen entſteht. Dieß Gefühl kann nun zwar nie völlig vorhanden ſeyn, ſo lange der Menſch ſeinen Verſtand behält. Denn wenn er auch noch ſo genau mit einer andern Perſon zuſammenhängt; ſo kann er ſich doch weiter nichts ſagen als dieß; es ſind mir viele Symbole der Selbſtverwandlung zu Theil geworden; ich hänge in vielen Stücken ſinnlich und moraliſch mit einem andern Weſen zuſammen. Aber zu dem ununterbrochenen Bewußtſeyn der gelungenen Weſenvereinigung kann er ohne Verrückung nie kommen. Inzwiſchen wenn er nur ſich dem eben beſchriebenen Gefühle nähert, wenn er nur ganz ſicher iſt, wieder geliebt zu werden, und täglich und ſtündlich jedes Symbol der Weſenvereinigung genießen kann, ſo hört die Leidenſchaft auf. Hinderniſſe, Trennung, Entbehrung gewiſſer Vereinigungsarten werden nothwendig erfordert, wenn die Leidenſchaft der Liebe nicht in Zärtlichkeit ausarten ſoll, die nur mit einzelnen leidenſchaftlichen Aufwallungen verknüpft iſt.

So endigt die Leidenſchaft durch eine Begünſtigung unſers Bedürfniſſes, die ſich der Ausfüllung nähert. Sie endigt aber auch durch Verzweiflung, wenn Unmuth über lange Verſagung, oder Betrug das Bedürfniß in unausſtehliche Qual auflöſt, und wir dadurch zu dem

Gefühle unſerer Selbſtheit zurückkehren. Endlich verliert ſich die Leidenſchaft allmählig unter Zerſtreuungen und in der Entfernung, wenn das Bild der geliebten Perſon durch Mangel an ſinnlicher Unterſtützung, oder durch den Wechſel mit andern ſinnlichen Bildern geſchwächt wird. Es iſt nicht zu läugnen, daß wir viel über uns vermögen, dieſe Mittel zum Triumph über die Leidenſchaft mit Vortheil anzuwenden.

Sechſtes Buch.

Von dem Entgegengeſetzten und dem Aehnlichen der Liebe.

Erſtes Kapitel.

Einleitung.

Der allgemeine Charakter der Liebe iſt feſtgeſetzt: wir haben ihn in ſeinen verſchiedenen Modificationen verfolgt. Wir haben geſehen, daß überall ein wonnevolles Streben, den Menſchen neben uns zu beglücken, um der Ueberzeugung willen, daß dieſer ſich ſelbſt glücklich fühle, jenen Charakter begründet: daß bey dem einzelnen liebenden Affekte die Wonne am uneigennützigen Wohlthun ſich am unvermiſchteſten zeige: daß bey der liebenden Anhänglichkeit, und beſonders bey der Zärtlichkeit, eben dieſe unmittelbare Wonne an der Beglückung des Verbündeten die herrſchende Empfindung ausmachen müſſe: und daß endlich in der Leidenſchaft der Liebe, dieß wonnevolle Beſtreben, das Wohl des andern ohne weitere Rückſicht zu befördern, ſchon aus der Art fließe, wie ſie wirkt, indem wir unſer Selbſt, unſre Perſon, völlig an eine andere abzugeben, und uns in dieſer zu verlieren ſuchen.

So unterſcheidet ſich dann der einzelne liebende Affekt von der liebenden Anhänglichkeit und von der Leidenſchaft der Liebe, bloß durch den Zuſatz der angewöhnten Richtung jener liebenden Affekte auf eine beſtimmte Perſon, die in einigen Fällen bis zum Gefühl der Unentbehrlichkeit fortſchreiten kann.

Zur deutlichern Erkenntniß der Natur der Liebe ſcheint es inzwiſchen nothwendig, ſie durch den Kontraſt zu heben, und dasjenige zu entwickeln, was ihr geradezu entgegenſteht. Noch nothwendiger aber iſt es, dasjenige von ihr abzuſondern, was ihr bloß ähnlich iſt, und ſo leicht mit ihr verwechſelt werden mag.

Man wird ſich aber in unauflösliche Schwierigkeiten verwickelt finden, wenn man dasjenige, was ſich der einzelnen liebenden Aufwallung entgegenſtellt, auch der liebenden Anhänglichkeit und der Leidenſchaft der Liebe entgegenſetzt. Widerwillen und Uebelwollen ſtehen der einzelnen liebenden Aufwallung; Feindſchaft der liebenden Anhänglichkeit; Haß der Leidenſchaft der Liebe entgegen. Nicht jeder, der vorübergehend einen Widerwillen oder ein Uebelwollen gegen den Freund empfindet, iſt darum ſein Feind, oder wird ihn darum haſſen. Nicht jeder, der den andern haßt, iſt darum unfähig, eine einzelne Aufwallung von Liebe gegen ihn zu empfinden.

Wieder muß bey der Abſonderung verſchiedener Empfindungen von einander wohl beobachtet werden, in welcher Beziehung wir ſie neben einander ſtellen, und unter ſich vergleichen. Ob in Beziehung auf unſern allgemeinen Grundtrieb nach Wohlbeſtehen unſers Weſens überhaupt: oder in Vergleichung mehrerer Triebe unter einander, die alle den allgemeinen Grundtrieb befördern.

Denn die Wonne au Befriedigung des Uebelwollens iſt in Beziehung auf den Grundtrieb allerdings der Wonne an Befriedigung des Wohlwollens ähnlich. Beyde geben einen hohen Lebensgenuß. Aber bey ihrer Vergleichung unter einander ſind ſie ſehr von einander verſchieden.

Ferner müſſen diejenigen Geſinnungen, die als unmittelbare Gegenfüßler der Liebe anzuſehen ſind, von denjenigen unterſchieden werden, die unmittelbarer Weiſe die Liebe hindern oder zerſtören. Der Widerwille der Antipathie ſteht der Liebe geradezu entgegen. Die ſelbſtiſchen Neigungen ſind ihr nur mittelbarer Weiſe zuwider, indem ſie leicht ein Uebelwollen herbeyführen.

Endlich aber muß diejenige Geſinnung, die der Liebe in ihren Folgen für andre Menſchen noch ſo ähnlich iſt, von derjenigen abgeſondert werden, die, ihrem innern Gehalt nach, unmittelbare Wonne an Beglückung mit ſich führt. Wohlthätigkeit der feinſten Selbſtheit iſt noch nicht Liebe.

Nach dieſen Bemerkungen werde ich dieſes Buch in drey Abſchnitte theilen: in dem erſten dasjenige entwikkeln, was der Liebe, als einzelnen Aufwallung, entgegenſteht, und ihr bloß ähnlich iſt. Im zweyten, was von ihr, als Anhänglichkeit betrachtet, abgeſondert werden muß; und im dritten, was ſich von ihr, unter den Begriff der Leidenſchaft gebracht, unterſcheidet.

Erſter Abſchnitt.

Von dem Entgegengeſetzten und dem Aehnlichen der Liebe, als einzelnen Affekt betrachtet.

Zweytes Kapitel.

Was ſich der Liebe in Beziehung auf den allgemeinen Grundtrieb unſers Weſens nach Wohlbeſtehen entgegenſtellt.

Unſer Weſen fühlt den allgemeinen Hang nach Wohlbeſtehen oder nach dem Bewußtſeyn, daß ſein Zuſtand ſeiner Einrichtung angemeſſen ſey. Man nennt dieſen Hang oft den Grundtrieb unſers Weſens, weil alle unſre einzelnen Triebe ſich endlich dahin zurückführen laſſen, daß wir auf eine Art fortdauern wollen, die der Einrichtung unſers Weſens angemeſſen iſt. Kürzer: daß wir mit Luſt exiſtieren wollen.

Einige Reitzungen die wir erhalten, begünſtigen dieſen Grundtrieb auf eine ungewöhnliche Weiſe, andere in ſchwächerer Maße, andere laſſen ihn nur in Ruhe, andere beleidigen ihn durch Hinderung, andere ſcheinen ſeinen Zweck geradezu zu zerſtören.

Alles was den Grundtrieb beleidigt oder ſeinen Zweck zu zerſtören ſcheint, giebt uns das Bewußtſeyn eines Zuſtandes von Unluſt, und iſt der Liebe entgegengeſetzt, in ſo fern dieſe für das Bewußtſeyn eines Zuſtandes von Luſt genommen wird. Wenn ſich jedoch mit dieſer Empfindung die Hoffnung auf Beendigung des peinlichen Zuſtandes vereinigt; ſo entſteht daraus das

Bewußtſeyn eines Zuſtandes von höherer Luſt, als dieſjenige iſt, welche bloße Gleichgültigkeit oder ſchwache Willensregung gewähren mag. Daher iſt jedes mit Hoffnung verknüpfte Verlangen, oder jede Luſt des baren Harrens, Liebe. Ihr ſteht in dieſer Bedeutung Unluſt, Abſcheu, Gleichgültigkeit, ſchwache Willensregung, noch mehr aber Furcht und Verzweiflung rückwärts von der Begünſtigung des Grundtriebes entgegen; vorwärts aber der aktuelle Genuß einer bereits eingetretenen Erleichterung unſers peinlichen Zuſtandes.

Das affektvolle Genügen des fortwährenden Bedürfniſſes bey eingetretener Erleichterung der Qual, und bey mehr gegründeter Hoffnung auf Rückkehr in den Ruheſtand des Lebens, iſt wieder Liebe. Rückwärts ſteht ihr in dieſer Bedeutung die Luſt des baren Harrens entgegen, vorwärts die affektvolle Zufriedenheit.

Dieſe iſt das Bewußtſeyn eines geendigten Bedürfniſſes und der völligen Rückkehr in den Ruheſtand des Lebens. Sie iſt Liebe in etwas beſtimmterer Bedeutung, und ſo ſteht ihr rückwärts das affektvolle Genügen des fortwährenden Bedürfniſſes, vorwärts Wolluſt und Wonne entgegen.

Wolluſt und Wonne iſt Liebe in beſtimmterer Bedeutung. Unmittelbares Gefühl einer ungewöhnlichen Angemeſſenheit meines Zuſtandes zu meiner Einrichtung, ohne auffordernde Ueberlegung, ohne anſtrengenden Antrieb, ohne Zuſammenhaltung des Gegenwärtigen mit dem Vergangenen und Zukünftigen. Kürzer: Bewußtſeyn der Ausgelaſſenheit des Lebens. Dieſer Liebe iſt rückwärts entgegengeſetzt: Zwang und

Geduld. Vorwärts ſteht ihr entgegen die Wolluſt und Wonne des verweilenden Beſtrebens.

Ruhe iſt unſerer Natur weit weniger angemeſſen als Thätigkeit und Beſtrebung. Wir lieben das Bewußtſeyn der Wirkſamkeit unſerer Kräfte. Sie allein macht ſchon eine Art von Genuß für uns aus. Die Wolluſt oder Wonne der unthätigen Beſchauung iſt alſo minder reitzend für uns, als diejenige, die wir im Zuſtande des Strebens empfinden. Aus eben dieſem Grunde übertrifft der Genuß des verweilenden Beſtrebens den der endenden Begierde. Das Bewußtſeyn, daß wir uns bereits in einem Zuſtande von Ausgelaſſenheit des Lebens befinden, verbunden mit der Vorahndung, daß dieſer Zuſtand in ſeiner Dauer noch immer weiter ausgebildet werden könne, iſt angenehmer als dasjenige Bewußtſeyn, mit dem wir uns zwar im völligen Beſitze eines Zuſtandes von Ausgelaſſenheit des Lebens befinden, nach dem wir heftig geſtrebt haben, der aber weiter keinen Zuſatz leidet. Denn mit dieſem letzten Bewußtſeyn iſt die Vorahndung einer Rückkehr in den Ruheſtand des Lebens verknüpft, welche das Gefühl und die Vorſtellung des Sinkens und Abnehmens unſers Vergnügens herbeyführt.

Liebe iſt daher in Beziehung auf den Grundtrieb unſers Weſens im beſtimmteſten Sinne: Wolluſt und Wonne des verweilenden Beſtrebens, und in dieſer Bedeutung ſteht ihr vorwärts nichts entgegen; rückwärts aber jede Wolluſt und Wonne anderer Art.

Drittes Kapitel.

Was der Liebe, für Zuneigung der Sympathie genommen, in Beziehung auf Abneigung der nehmlichen Art, unmittelbar entgegenſteht. Widerwille der Antipathie.

Man ſetzt der Liebe gemeiniglich Selbſtheit entgegen. Dieß hat ſeine Richtigkeit, in ſo fern die Selbſtheit die Liebe mittelbarer Weiſe hindert und zerſtört. Aber die unmittelbare Gegenfüßlerin der Liebe iſt nicht Selbſtheit, ſondern Antipathie.

Alle einzelnen Triebe ſind Ausflüſſe des allgemeinen Grundtriebes nach Wohlbeſtehen unſers Weſens, der ſich nach Verſchiedenheit der Verhältniſſe, die auf ihn einwirken, verſchieden äußert. Die allgemeinſte Eintheilung, die man von dieſen Trieben machen kann, iſt die in abneigende und zuneigende. Wir ſuchen entweder unſre Reitzbarkeit zu hemmen, und dem Eindrucke, den wir von den Verhältniſſen erfahren, entgegen zu arbeiten; — oder wir ſuchen die Wirkſamkeit unſrer Reitzbarkeit zu befördern, überlaſſen uns den Eindrücken, oder bieten uns ihnen gar entgegen.

Nun habe ich im erſten Buche dieſes Werks weitläufiger gezeigt, daß wir drey Seiten haben, mittelſt welcher wir mit andern Gegenſtänden ins Verhältniß kommen, und woran wir von ihnen gereitzt werden können. Wir beſitzen nehmlich die Fähigkeit, uns andern Gegenſtänden aus der Ferne mittelſt des Auges und des innern Anſchauungsvermögens zu nähern, und ſo von ihnen gereitzt zu werden. Wir beſitzen ferner die Fähigkeit, andere Gegenſtände mittelſt des Taſtungsorganes unmittelbar zu berühren, und mittelſt des innern

Verſetzungsvermögens die Eigenthümlichkeiten ihres Weſens und ihrer Lage den unſrigen zu aſſimilieren. Es iſt uns endlich die Fähigkeit eigen, mittelſt des Gaumens und mittelſt des innern Zueignungsvermögens die äußern Gegenſtände völlig in uns über und in Beſitz zu nehmen.

Ich habe dieſe drey Fähigkeiten, in ſo fern wir dadurch zur Zuneigung gereitzt werden, Beſchauungshang, Sympathie und Selbſtheit genannt.

Es iſt aber offenbar, daß jede dieſer drey Fähigkeiten mit Trieben verbunden iſt, welche ganz beſonders dazu dienen, die Wirkſamkeit einer jeden reitzbaren Seite im Einzelnen zu hemmen, und der Einwirkung der Verhältniſſe, die gerade auf dieſe Seite gerichtet iſt, entgegen zu arbeiten.

Denn wenn der Beſchauungshang unſer Anſchauungsvermögen dem Außerordentlichen, Vollkommnen, Schönen zuneigt; ſo zieht eine eigene Beſchauungsſcheue eben dieß Vermögen von dem Gemeinen, Mangelhaften und Häßlichen ab.

Wenn die Sympathie unſere Taſtungsorgane und unſer Verſetzungsvermögen zur Berührung gewiſſer Gegenſtände, und zur Aſſimilation mit ihnen auffordert; ſo zieht die Antipathie uns von der Berührung und von der Aſſimilation zurück.

Wenn endlich die Selbſtheit unſern Gaumen und unſer Zueignungsvermögen dem Nahrhaften und Nützlichen zuneigt, ſo treibt uns ein eigener mit der Selbſtheit correſpondierender Ekel, eine eigene mit ihr correſpondierende Scheue, uns von dem Abſchmeckenden und Schädlichen abzuwenden.

Liebe iſt nun in beſtimmterer Bedeutung allemahl eine Zuneigung der Sympathie; eine Folge

derjenigen Reitzung, welche wir durch die Fähigkeit, andere Gegenſtände unmittelbar zu berühren und uns ihnen zu aſſimilieren, mittelſt der Taſtungsorgane und des Verſetzungsvermögens erhalten. Was ſteht ihr zunächſt entgegen? Unſtreitig die Antipathie. Dieſe iſt ihre unmittelbare Gegenfüßlerin.

Antipathie iſt der Inbegriff derjenigen Triebe, die uns unmittelbar von der Berührung anderer Gegenſtände und von der Aſſimilation mit ihnen abneigen. Sie iſt keinesweges einerley mit der abneigenden Wirkſamkeit des Beſchauungs- und des Zueignungsvermögens. Die Antipathie ſetzt zum Voraus, daß die Kräfte, mit denen wir andere Körper betaſten, und uns in ihren Zuſtand hineinverſetzen, in eine abſtoßende Wirkſamkeit kommen, und daß wir alle Mittel anwenden, uns der Sympathie mit jenen Körpern und Weſen zu erwehren, die ſich den Taſtungsorganen und dem Verſetzungsvermögen auf eine widrige Art aufdringen.

Körper, vor deren Berührung wir zurückſchaudern, wenn ſie uns gleich nicht ſchaden können; colorierte Wachsfiguren, die den Schein des Lebens zeigen, erwecken Antipathie. Antipathie empfinden wir gegen Affen, die mit dem Menſchen in ihren Neigungen und Gewohnheiten Aehnlichkeit genug haben, um uns zur Aſſimilation mit ihrem Weſen und Zuſtande aufzufordern. Aber es geſchieht auf eine ſo widrige Art, daß wir der ſympathetiſchen Empfindung gegen ſie aus allen Kräften entgegenarbeiten,

Antipathie empfinden wir gegen Menſchen, die Affen darin ähnlich ſind, daß wir mit ihnen nichts gemein haben mögen. Wir empfinden ſie auch gegen ſolche, die, wenn wir ihrer müde geworden ſind, uns dennoch

zur Mitempfindung ihrer Zärtlichkeit einladen wollen. Sie dringen ſich unſerer Sympathie auf eine ekelhafte Art auf.

Antipathie empfinden wir endlich gegen gewiſſe Arten von Leiden, denen wir andre Menſchen ausgeſetzt ſehen, beſonders gegen ſolche, die mit Schmutz, Niedrigkeit, u. ſ. w. verknüpft ſind. Wir ſuchen uns auf alle Art der Mitempfindung ihres Zuſtandes zu erwehren, ob wir gleich weder eine wahre Anſteckung noch eine Verwickelung in das fremde Schickſal zu befürchten brauchen.

Der Widerwille der Antipathie iſt mit dem Gefühle des Mangelhaften und Häßlichen, mit dem Uebelwollen, mit der Verachtung, dem Neide, der Eiferſucht, dem Unwillen und Zorne keinesweges einerley, ob wohl er ſich leicht mit dieſen Empfindungen vermiſcht. Wir haben oft eine Antipathie gegen dasjenige, was uns weder durch ſeine innern Mängel, noch durch ſeine Häßlichkeit beleidigt. Mancher Ehemann iſt ſeiner ſchönen und vortrefflichen Frau nur darum müde, weil ſie ihn zur Sympathie mit ihrer Liebe auffordert, und ſich ihm aufdringt. Wir wünſchen dem Narren, der uns mit ſeinen Andringlichkeiten verfolgt, kein Unglück; wir mißgönnen ihm keine Vorzüge; wir fürchten keine Concurrenz zur Erlangung einerley Zwecks mit ihm; wir zürnen nicht ſo wohl auf ihn, als wir über ihn lachen; aber wir finden ihn unerträglich, und freuen uns herzlich, wenn wir ſeiner Gegenwart und der Vorſtellung der Aehnlichkeit ſeines Weſens und ſeines Zuſtandes mit dem unſrigen los ſind.

Viertes Kapitel.

Was der Liebe für Wolluſt und Wonne der Sympathie genommen, in Beziehung auf das fortwährende und geſtillte Bedürfniß dieſer Sympathie entgegenſteht. Mitleiden.

Liebe iſt Wolluſt und Wonne der Sympathie. Mitleiden kann folglich nie Liebe ſeyn. Es ſetzt eine Unluſt zum Voraus, die wir dadurch empfinden, daß wir uns in den unangenehmen Zuſtand eines andern hineinverſetzt haben.

Leiden wir auf eine uns widerliche Art mit; werden wir dadurch aufgefordert, auf alle mögliche Weiſe uns der Sympathie zu erwehren; ſo gehört die Unluſt des Mitleidens der Antipathie, und das Gefühl, daß uns die Erwehrung gelungen iſt, daß wir wieder ruhig ſind, iſt die Zufriedenheit der antipathetiſchen Triebe.

Ueberlaſſen wir uns aber der Wirkſamkeit unſers Verſetzungsvermögens, ob wir gleich zur Unluſt dadurch gereitzt werden, ſo gehört die Empfindung allerdings der Sympathie; aber ſie iſt eine Verſagung ihres Hanges, mithin keine Luſt und auch keine Liebe. Wir empfinden nur das Bedürfniß, mit dem andern in den Ruheſtand des Lebens zurückzukehren.

Zeigt ſich Hoffnung für das fremde, uns aſſimilierte Weſen; oder tritt eine wahre Erleichterung ſeines Zuſtandes ein; ſo empfinden wir die Luſt des bloßen Harrens, oder das Genügen des Bedürfniſſes ſympathetiſch mit: ja, kehrt der andere völlig in den Ruheſtand des Lebens zurück; ſo fühlen wir ſogar die Zufriedenheit der Sympathie. Aber noch immer keine Liebe. Dieſe tritt erſt dann ein, wenn wir in den Zuſtand der Ausgelaſſen-

heit des Lebens gerathen, weil wir dieſe an dem andern wahrnehmen.

Mitleiden, für Mitempfindung eines fremden Bedürfniſſes genommen, iſt daher nie Liebe: und ſelbſt die Mitempfindung der Stillung eines fremdem Bedürfniſſes, die nur zugleich das Bedürfniß unſerer Sympathie ſtillt, iſt nicht Liebe.

Fünftes Kapitel.

Was ſich der Liebe als Inbegriff der annähernden und erhaltenden Triebe, in Beziehung auf die abſtoßenden und zerſtörenden entgegenſtellt. Ungeſelligkeit und Uebelwollen:

Unter unſern Trieben giebt es einige, die uns zur Annäherung an die Gegenſtände, mit denen wir ins Verhältniß kommen, auffordern: andere, welche uns reitzen, dieſe Gegenſtände abzuſtoßen. Aber ſelbſt unter den annähernden giebt es einige, die uns nur darum mit den Gegenſtänden in nähere Verbindung bringen, um ſie zu zerſtören, oder wenigſtens herabzuwürdigen.

Liebe iſt Wonne der Geſelligkeit, mithin Wonne eines Hanges nach Annäherung an die Gegenſtände, mit denen wir ins Verhältniß kommen. Sie ſetzt außerdem Erhaltung dieſer Gegenſtände als nothwendige Bedingung zum Voraus. Alle Ungeſelligkeit, alles Zurückziehen, alles eigennützige Beſitznehmen mit Vernachläſſigung der Selbſtſtändigkeit des fremden Weſens, noch mehr aber alles Uebelwollen, iſt der Liebe in dieſer Bedeutung entgegengeſetzt. Dahin gehört Rachgier, Neid, Eiferſucht, Schadenfreude, Unwille, Zorn; es gehört aber auch

dahin der grobe Eigennutz, der Trieb nach Alleinſeyn und die Menſchenſcheue.

Sechſtes Kapitel.

Was ſich der Liebe, als wonnevollem Streben nach der Beglückung anderer Menſchen um ihrer ſelbſt willen, entgegenſtellt. Wonne des Beſchauungshanges, der feineren Selbſtheit und der gröberen Sympathie.

Bis jetzt habe ich diejenigen Empfindungen kurz berührt, die der Liebe dergeſtalt entgegen ſtehen, daß eine Verwechſelung mit ihr nicht leicht zu erwarten iſt. Aber ich komme nun zu einigen andern, die viel ſchwerer von ihr abgeſondert werden. Dieß ſind die Wonnegefühle des Beſchauungshanges, der feinern Selbſtheit und der gröbern Sympathie.

Ich will dieſe Empfindungen im Einzelnen etwas näher angeben und prüfen.

Siebentes Kapitel.

Abſonderung des liebenden Affekts von feinerer Selbſtheit; vom Wohlwollen und von der Wohlthätigkeit aus Hoffnung auf Vergeltung, aus Pflicht und Dankbarkeit.

Wer wirklich andern Menſchen wohl will und ihnen wohlthut, handelt darum nicht unbedingt aus Liebe. Ohne von jenem grob Eigennützigen zu reden, der wohlthut, um dafür Wiedervergeltung, es ſey durch Gegendienſte oder bare Bezahlung, zu erhalten: oder von jenem

andern, der ſeiner Wohlthätigkeit wegen bewundert, geliebkoſet ſeyn will; ſo giebt es Menſchen, die ein unmittelbares Vergnügen an dem Gefühle ihrer eigenen Thätigkeit haben, nur darum gern hegen, pflegen, rathen, tröſten und aufrichten, mithin die Belohnung ihrer Wohlthätigkeit in dem Gefühle der erhöheten Wirkſamkeit ihrer Kräfte finden. Wie ſollten Menſchen dieſer Art lieben? Sie ſehen ihre Mitmenſchen lieber krank als geſund, lieber traurig als froh, und empfinden Wonne nach der Maße, worin die Lagen und Verhältniſſe derjenigen, für welche ſie ſich intereſſieren, verwickelt ſind, und ihnen mehr Hinderniſſe zu überwinden, mehr Schwierigkeiten zu heben darbieten. Sie gleichen den Wundärzten, die ſich über einen ſchlimmen Schaden an dem Körper ihres Patienten freuen, weil er ihre Aufmerkſamkeit mehr ſpannt, und ihnen ein erhöhetes Gefühl ihrer Geſchicklichkeit bey Ueberwindung großer Hinderniſſe einflößt.

Wer ſo handelt, der treibt Tauſch mit Thaten, die nur in ihren Folgen mit den Wirkungen der Liebe Aehnlichkeit haben, gegen ſelbſtiſche Wonnegefühle. Und ſollte Jemand wohlthun, weil er in einem künftigen Leben erſt Wiedervergeltung ſeiner Wohlthätigkeit erwartet; der liebt nicht, der empfindet keine unmittelbare Wonne am Wohl ſeiner Nebenmenſchen.

Oft verſteckt ſich die Selbſtheit noch feiner. Mancher trägt, indem er wohlthut, dem einzelnen Mitgliede der Geſellſchaft die Schuld ab, die er gegen die Geſellſchaft im Ganzen auf ſich geladen hat. Sie ernährt, ſie beſchützt ihn; ihr verdankt er es, mit Sicherheit und Bequemlichkeit froh ſeyn zu können. Was iſt gerechter und billiger, als daß er andere wieder froh und zufrieden mache? Vortrefflich! Höchſt verdienſtlich! Aber das

Wohlwollen, wozu ich mich durch ſolche Betrachtungen erſt auffordern laſſe, iſt, ſo verdienſtlich es an ſich ſeyn mag, keine Liebe. Das Allmoſen, welches ich monatlich in die Armenbüchſe werfe, weil ich mir ſage: du biſt Mitbürger! kommt nicht aus dem Herzen, das mit Heinrich dem Vierten über den Bauern Wonne empfindet, der alle Sonntage ſein Huhn in der Suppe haben kann.

Und wenn es auch Achtung für die Harmonie meines Charakters, oder für mein eigenes ſittliches Geſetz iſt, die mich zwingt, wohlzuwollen und wohlzuthun; wenn ich, ohne natürliche Anlage zur Wonne an dem Glück meiner Mitgeſchöpfe, ſie dennoch gern froh und zufrieden wüßte, und gern dazu beytrüge, weil ich mir ſagte: es iſt Recht! — es wäre ſehr verdienſtlich, verdienſtlicher vielleicht, als wenn es unaufgefordert geſchähe; aber Liebe wäre es doch nicht.

Strebe ich nun gar nach Wohlthätigkeit, um mir ſagen zu können: ich that's, das konnte ich, ich bin doch eine liebende Seele! — ſo habe ich ſo wenig Anſpruch auf Liebe als auf moraliſche Würde.

Auch Dankbarkeit iſt nicht Liebe, ſobald ich durch die Rückſicht auf mich, der ich empfangen habe, wohlwill und wohlthue. Oft iſt ſie Folge des Gefühls der Bürde, welche mir die Wohlthat auflegt, oft des Gefühls von Pflicht, von Gerechtigkeit, von Achtung für uns ſelbſt und andere. Mehrerer gröberer und feinerer Entſtehungsarten zu geſchweigen! Liebe ſetzt unaufgeforderte Wonne am Wohlwollen und Wohlthun zum Voraus.

Achtes Kapitel.

Abſonderung des liebenden Affekts von den Aeußerungen der unthätigen Unſchädlichkeit und Wohlerzogenheit.

Wenn ich nicht zerſtöre, nicht herabwürdige, die Menſchen neben mir gehen laſſe wie ſie ſind, ſo kann dieß Betragen der Liebe nicht angehören. Ich empfinde kein affektvolles Streben, ihnen wohlzuthun, in meiner Seele. Die unthätige Unſchädlichkeit iſt nicht Liebe.

Wenn ich aber auch gefällig, dienſtfertig, zuvorkommend in meinem geſelligen Betragen bin, aber bloß aus Angewöhnung, Folge einer guten Erziehung; ſo iſt dieß nicht Liebe. Das Herz nimmt keinen Antheil daran; kaum daß die Seele etwas dabey denkt.

Gemeiniglich ſcheinen dieſe unſchuldigen, äußerlich verbindlichen Menſchen bloß darum liebend, weil ihre Neigungen ſich in einem Kreiſe herumdrehen, den wenig andere durchkreuzen! Aber wehe demjenigen, der wirklich mit ihrem Eigennutze in Colliſion kommt! Er wird bald die Wirkungen ihres Neides und kleinlichen Haſſes fühlen!

Neuntes Kapitel.

Abſonderung des Vollkommenheits- und Schönheitsgefühls von der Liebe.

Die Aufwallungen des Beſchauungshanges ſind bereits im erſten Buche dieſes Werks von der Liebe abgeſondert worden. Man darf hier nur daran erinnern. Alle Wonne am Vortrefflichen, Vollſtändigen,

Vollkommnen, Seltenen, u. ſ. w. iſt unthätig; begnügt ſich zu wiſſen, daß der Gegenſtand die ihm eigenthümlichen Vorzüge beſitze, ſucht aber nicht, ſich ihm weiter zu nähern, oder gar zu ſeiner Selbſtzufriedenheit beyzutragen. Liebe hingegen ſetzt unmittelbare Verbindung mit dem Gegenſtande, der ſie erweckt, voraus, und zwar durch thätiges Beſtreben, ſeine Selbſtzufriedenheit zu vermehren.

Das Unbeſeelte, längſt Verſtorbene, unſern perſönlichen Verhältniſſen weit Entrückte, kann Beſchauungswonne erwecken. Liebe hegen wir nur für den Menſchen, den Zeit und Raum mit uns ſo nahe verbinden, daß wir etwas zu ſeinem Wohl beytragen zu können glauben mögen.

Zehntes Kapitel.

In wie fern Achtung ein liebender Affekt ſey?

Die Vielbedeutung des Worts Achtung hat ſchon zu vielen Mißverſtändniſſen Anlaß gegeben; es iſt wohl der Mühe werth, den Sinn näher zu entwickeln.

Nothwendig muß man verſchiedene Arten von Geſinnungen, welche um ähnlicher Aeußerungen willen mit einerley Nahmen belegt werden, von einander unterſchieden. Man beträgt ſich oft, als ob man aus Achtung handelte, und achtet darum doch nicht.

Unterwürfigkeit, Unterwerfung, (Soumission) iſt weder Achtung noch Liebe. Sie wirkt nur Achtſamkeit, Obacht. Ich unterwerfe mich demjenigen, was durch ſeine Kraft mir zu ſchaden mich unterjocht, und die Wirkſamkeit meiner innern Triebe,

mich zu widerſetzen, zu beleidigen, mich unbefangen gehen zu laſſen, zurückhält. So unterwerfe ich mich den gefährlichen Naturkräften, dem ſchädlichen aber mächtigen Böſewicht, und dem Strafgeſetze. Dieſe Unterwerfung läßt ſich ohne Abbruch für unſere Selbſtliebe nicht denken. Sie verlangt durchaus die Unterdrückung der freyen Wirkſamkeit vieler Lieblingstriebe, und beſonders desjenigen, ſich unabhängig zu fühlen. — Nach dieſer Erklärung wird wohl kein Zweifel übrig bleiben, daß eine ſolche reine Unterwürfigkeit weder Achtung noch Liebe ſey. Sie beruht auf Zwang, und das Vergnügen, welches damit verbunden ſeyn kann, die Gunſt des gefährlichen Obern gewonnen zu haben, iſt allemahl nur eine genügende Luſt am geſtillten Bedürfniſſe, mithin nicht einmahl Wonne. Könnten wir den Gönner dieſer Art entbehren, wir würden uns keinen Augenblick bedenken, uns ſeinem Anſehn über uns zu entziehen. Der Wilde, der ſeinen Gott als ein bösartiges Weſen anbetet, hat folglich für ihn ſo wenig Achtung als Liebe.

Von Werth halten, fühlen, daß Jemand uns etwas oder viel werth ſey, aber nur uns, andern wenig oder nichts; — heißt gleichfalls weder lieben noch achten. Dieſe Geſinnung habe ich für das bloß Nützliche, für dasjenige, was mir als Mittel zur Ausführung meiner perſönlichen Plane und Abſichten dienen kann. Der Gegenſtand, welcher dieſen Werth für mich hat, befriedigt entweder bloße Bedürfniſſe der Selbſtheit, oder giebt doch nur eigennützige Wonne. Der Tyrann, der den Meuchelmörder etwas oder viel werth hält, weil er dazu dient, ihm den ungeſtörten Beſitz ſeiner Gewalt zu ſichern, hegt gewiß keine Liebe und keine Achtung für ihn.

Von dieſen beyden Geſinnungen ſind diejenigen, welche das allgemein Schätzungswerthe, und noch mehr das Verehrungswürdige einflößen, Schätzung und Verehrung, ſehr verſchieden.

Schätzen, achten, heißt im allgemeinen ſo viel, als: anſchlagen, welchen Werth ein Gegenſtand nicht für mich allein, ſondern für die ganze Geſellſchaft, zu der ich gehöre, in ſicherer, dauernder, ausgebreiteter Maße haben kann. Es heißt ſo viel, als: einen gangbaren Preis auf eine Sache ſetzen, dieſen Preis für etwas beſtimmen. In dieſer Bedeutung nimmt man Achtsleute, Wardierer, (Aestumatores, Taxatores,) und ihre Beſtimmung nennt man ſchätzen, wardieren, werthachten.

Um dieß mit irgend einiger Zuverläſſigkeit thun zu können, muß auf zweyerley Rückſicht genommen werden: auf die innere Bonität, den Gehalt der Dinge, ihre Nutzbarkeit, — und auf die mehr zufällige, aber doch immer einer gewiſſen Dauer fähige Anwendung ihrer Nutzbarkeit zum aktuellen Gebrauche auf ihr Nützlichſeyn oder ihre Nützlichkeit. — Dieß paßt auf Münzen, Früchte, Grundſtücke, Mobilien, u. ſ. w. Ein Gegenſtand, dem man keinen innern Gehalt beylegen kann, und bey der Anwendung ſtündlich abwechſelnde Verhältniſſe beylegen muß, iſt gar keiner Schätzung fähig, und hat keinen gangbaren Preis.

Schon hier zeigt ſich der rohe Begriff des Unterſchiedes zwiſchen innerer und äußerer Zweckmäßigkeit, indem die erſte, der innere Gehalt, die Sache nur überhaupt fähig macht nützlich zu ſeyn; die letzte, die Beſchaffenheit der äußern Verhältniſſe, dieſe Fähigkeit zur aktuellen Wirkſamkeit, oder zur

Anwendung des Nützlichſeyns bringt. So kann z. B. ein Grundſtück vermöge der Güte ſeiner Erdart fähig ſeyn, die beſten Früchte in großer Quantität hervorzubringen, es iſt folglich ſehr nutzbar; weil aber weder die Conſumption, noch der Verkehr in der Gegend ſeiner Lage groß iſt, ſo werden die Früchte in keinem hohen Preiſe ſtehen, und nicht vortheilhaft gebraucht werden können; mithin wird auch das Grundſtück nicht ſehr nützlich ſeyn.

Indem der Menſch einer Schätzung unterworfen wird, kann er eben ſo wie das Grundſtück, ohne alle Rückſicht auf ſeine ſich ſelbſt beſtimmende Vernunft, bloß als ein Werk der Natur betrachtet werden. Man kann alsdann bey Beſtimmung des gangbaren Preiſes, den man ihm beylegt, auf die Vollſtändigkeit und Vortrefflichkeit ſeiner Anlagen, auf ſeine Nutzbarkeit, und auf die aktuellen Folgen ſeiner Wirkſamkeit zum Nutzen des menſchlichen Geſchlechts, auf ſein Nützlichſeyn, ſeine Nützlichkeit, zu gleicher Zeit Rückſicht nehmen, und ihm einen ſchätzbaren Werth beylegen, ohne ihn deswegen zu einem Gegenſtande der Verehrung, zu einem achtungswürdigen Gegenſtande zu machen.

Dieſe letzte Geſinnung, die Achtung, hängt davon ab, daß wir ſehen, der Menſch hat als ein vernünftiges Weſen ſich zur innern Vollſtändigkeit und Vortrefflichkeit, (zu ſeiner Nutzbarkeit für alle vernünftige Weſen,) und zur fertigen und zweckmäßigen Anwendung ſeiner Anlagen, (zum wirklichen Nützlichſeyn für alle vernünftige Weſen,) ſelbſt beſtimmt und ausgebildet.

Laßt uns zuerſt von der Schätzung des Menſchen, von dem Gefühle: er hat einen ſchätzbaren Werth, reden. Ich ſchätze den Menſchen, der bey

den gehörigen Anlagen, der Geſellſchaft nützlich zu ſeyn, ihr wirklich nützlich wird, indem er irgend einem phyſiſchen oder geiſtigen Bedürfniſſe (ſollte es auch nur das ſeyn, den Menſchen vollſtändig und zweckmäßig zu finden,) abhilft; oder irgend einen phyſiſchen und geiſtigen Trieb, (ſollte es auch nur der nach Vollkommenheit, nach dem Außerordentlichen und Seltenen ſeyn,) in ungewöhnlicher Maße begünſtigt. Ob er davon Verdienſt habe, ob er dadurch an moraliſcher Würde gewinne, darauf nehme ich bey der bloßen Schätzung keine Rückſicht. Genug, daß die Gattung, daß die Geſellſchaft davon dauernden, ſichern Vortheil hat. So iſt denn der Menſch mit einem ausgezeichnet ſchönen Körper, mit einer ausgezeichnet fähigen Seele, ob er gleich zur Ausbildung beyder nichts beygetragen hat, zwar nicht achtungswürdig, aber er hat doch einen ſchätzbaren Werth, weil die ganze Gattung ſich dauernd an ihm vergnügt oder ergetzt. So haben der brave Soldat, der fleißige Richter, die emſige Hausfrau einen ſchätzbaren Werth, wenn ſie ſich gleich nicht viel über das Gewöhnliche erheben, bloß den Trieben ihrer Natur folgen, und ſich durch keine Selbſtbeſtimmung zur Nutzbarkeit gefertigt, oder der Nützlichkeit gewidmet haben.

Dieß Gefühl, daß ein Weſen einen ſchätzbaren Werth habe, wird dann auch auf lebloſe Geſchöpfe, auf Naturerſcheinungen, auf Anſtalten, Maſchinen, Kunſtwerke, u. ſ. w. übertragen, ja, auf allgemeine Maximen, Anleitungen, Recepte, u. ſ. w. Alle dieſe Dinge haben kein Verdienſt und keine Würde. Aber ſie haben einen ſchätzbaren Werth. Sie ſind einer innern Bonität, eines innern Gehalts, einer Nutzbarkeit, einer dauernden Beſtimmung ihrer Anwendung zum wirklichen Ge-

brauch, einer äußern Nützlichkeit fähig; und nach beyden wird die Prüfung angeſtellt, ob ſie für die Geſellſchaft im Ganzen dauernd nutzbar und nützlich ſeyn können. Wo dieß der Fall iſt, da entſteht das Gefühl der Schätzung.

Bleiben wir hier zuerſt ſtehen! In wie fern iſt dieſe Schätzung Liebe? In ſo fern ich wonnevoll ſtrebe, daß das ſchätzbare Weſen ſich durch den ſchätzbaren Werth, den es vor den Augen anderer hat, glücklich fühle! Dieſe Empfindung kann mir alſo bloß der Menſch einflößen; denn alles Uebrige hat kein Bewußtſeyn ſeiner Selbſtzufriedenheit; mithin gehört die Schätzung, welche ich der Maſchine, dem Kunſtwerke, der Naturerſcheinung widme, ſchlechterdings entweder dem Beſchauungshange oder der Selbſtheit.

Aber nicht jede Schätzung, welche mir auch der Menſch einflößt, gehört darum der Liebe. Die Selbſtheit, der Beſchauungshang, können ſich dieſer Geſinnung eben ſo wohl bemeiſtern, als das Herz. Oft iſt die Schätzung des Menſchen auch gar keine Wonne, ſondern eine bloß genügende Luſt am befriedigten Bedürfniſſe. Es giebt mehrere Beſtimmungen in der Welt, welche ich äußerſt nützlich finde, und deren Ausfüllung mich doch bey der Vorſtellung des Menſchen, der ſie übernommen hat, gar nicht mit Wonne rührt. Der Richter z. B. der ſeine Zeit der Unterſuchung von Privatſtreitigkeiten widmet, wird ſehr geſchätzt werden können, ohne uns ein Wonnegefühl bey dieſer Geſinnung einzuflößen, weil ſeine Beſtimmung zu wenig Reitz für die Phantaſie hat, und das Vergnügen bloß von der Ueberlegung abhängt, daß ſeine Arbeit die Sicherheit des Lebens und des Eigenthums in der Geſellſchaft gründet. Sehr oft müſſen bey dieſer Schätzung ſogar mehrere unſerer Lieb=

lingsneigungen vorher unterjocht, ſie muß uns oft abgezwungen werden. So ſchätzt der Schüler Leibnitzens einen Kant, der Oeſtreicher einen Friederich, der eifrige Catholik einen Luther, ein Hofcavalier einen arbeitſamen Bauern, u. ſ. w.

Wenn wir aber auch die Schätzung mit Wonne empfinden, ſo kann dieſe Wonne zuweilen ganz eigennützig ſeyn, indem wir nehmlich die Folgen derſelben ganz beſonders auf unſere Perſon beziehen, und unſern gröberen oder feineren Eigennutz dadurch geſchmeichelt fühlen. Die Bewohner eines Landes, welche den geſchätzten Mann unter ſich beſitzen, ſeine Thätigkeit und ſeinen Ruf zur Erleichterung ihrer Bedürfniſſe, oder zur Begünſtigung ihrer Lieblingsneigungen zunächſt in ihren wohlthätigen Folgen empfinden, werden gemeiniglich in dieſer Lage ſeyn. Solche eigennützige Wonne empfindet der Preuße bey der Schätzung, die er ſeinem Friedrich, der Amerikaner bey derjenigen, welche er ſeinem Franklin zollt. Die erſten Schüler der Stifter von Religions- und wiſſenſchaftlichen Sekten hegen eine gleich eigennützige Schätzung für den Lehrer, mit dem ſie ſich durch ein engeres Band von der übrigen Menge zugleich auszeichnen.

Eben ſo kann die Schätzung eine bloße Beſchauungswonne enthalten, indem wir uns von dem Menſchen, der ſeinen innern Anlagen und ſeiner äußern Wirkſamkeit nach allgemein nutzbar und nützlich erſcheint, iſolieren, und ihn aus der Ferne, ohne alle deutliche Beziehung auf uns, bewundern. So ſchauet der Deiſt den Werth eines Luthers, der heutige Deutſche den eines Cäſars, der Geſchäftsmann den eines Methaphyſikers an. Was ſind ſie ihnen? Nichts, als ſehr vollſtändig, ſehr

vortrefflich geſchaffene Menſchen in ihrer Art, die auf das menſchliche Geſchlecht einen ſehr ausgebreiteten nützlichen Einfluß haben mußten und gehabt haben. Das rührt ſie mit der Wonne der Beſchauung.

Aber auch die Liebe bemeiſtert ſich, wie geſagt, der Schätzung, als eines Akts von Wohlwollen und Wohlthätigkeit, worin ſie ſich hervorſtechend äußert. Wenn wir ſtreben, den Menſchen ſchätzen zu können, weil dieß ſeine Zufriedenheit mehren muß; wenn wir wirklich bey der Schätzung weniger an das Außerordentliche, Ungewöhnliche, Vollkommene für unſere Phantaſie, weniger an eine Zueignung der Vortheile ſeines Rufs und ſeiner Wirkſamkeit, als an das Glück denken, welches derjenige empfinden muß, der ſich ſchätzbar und geſchätzt fühlt; — ja, dann empfinden wir die Wonne der Liebe.

Solche Wonne flößte ein Alexander ſeinem Parmenio, ein Friederich ſeinem d'Argens ein. So findet ein berühmter Mann zuweilen, wiewohl ſelten, eine Geliebte, einen Freund, welche unbekümmert um den Vortheil, den ſein Ruf und ſeine Talente für ihre eigene Perſon haben können, darin bloß ein Mittel zu der größern Zufriedenheit des Verbündeten ſehen.

Nun zur Verehrung, Hochachtung, Achtung im engſten Verſtande! Sie ſetzt mehr wie Schätzung zum Voraus. Dieſe kann allenfalls das bloße Werk angeborner Anlagen, zufälliger Umſtände ſeyn; aber Verehrung wird allein das vernünftige Weſen einflößen, das ſich aus freyem Willen zu einer nutzbaren und nützlichen Kraft für alle vernünftige Weſen beſtimmt und gefertigt hat.

Es iſt alſo die überlegte Fertigkeit, allen vernünftigen Weſen nützlich zu ſeyn; es iſt der tugendhafte Charakter, welcher allein einer Würde fähig, und durch dieſe auf Verehrung berechtigt iſt. Die liebenswürdige Schwäche, zu der ſich die Gottheiten Griechenlands und der ſinnliche Menſch gehen laſſen, flößt keine Hochachtung ein, ſo nutzbar an ſich ſelbſt, und ſo nützlich durch ihre Wirkungen ſie auch immer ſeyn kann. Auch die wohlverſtandene Klugheit, mit der ein jeder darum nutzbar und nützlich zu ſeyn ſtrebt, damit ſein Glück von andern befördert werde, iſt kein Gegenſtand meiner Verehrung. Ich ſchätze den Inſtinkt, der ſie blindlings zur Ausfüllung ihrer Beſtimmung führt; ich ſchätze die Vernunft, die ſich zu ihrem eigenen Nutzen auf eine ſo glückliche Art für andere beſtimmt: aber die Vernunft, welche ſich zur Nutzbarkeit und wirklichen Nützlichkeit für alle vernünftige Weſen beſtimmt und fertigt, kann ich nicht in ihnen hochachten. Eben dieſe Empfindung flößen mir diejenigen Menſchen ein, welche bloß einer innern Harmonie ihres Charakters nachſtreben, und, unbekümmert um ihre gegenwärtigen Verhältniſſe, in dem Reiche der Sinnlichkeit, nach Art ägyptiſcher Mönche, ihr Leben in unthätiger Beſchauung zubringen; denn dieſe Schwärmer ſtreben nur einem Theile der Nutzbarkeit nach, nehmlich der innern Vollkommenheit, welche aus der Uebereinſtimmung und Stetigkeit der Geſinnungen fließt, nicht aber der Nutzbarkeit im Ganzen, und ihrer wirklichen Anwendung, dem Nützlichſeyn.

Auch derjenige, welcher nützlich ſeyn will, und nicht die rechten Mittel dazu wählt, iſt meiner Hochachtung nicht würdig. Daher kann derjenige Eigenſinn, oder derjenige Unverſtand, der, unbekümmert um

die Folgen, ſeine allgemeinen Maximen, wenn ſie auch urſprünglich auf das Wohl aller vernünftigen Weſen berechnet ſind, unbedingt folgt, und dadurch Unheil anrichtet, mir dieſe Geſinnung nicht einflößen. Der Unmenſch, oder der Thor, der, um die Wahrheit zu ſprechen, dem zornigen Verfolger den Aufenthalt des fliehenden Mitbruders verräth, iſt ein Gegenſtand meiner Verachtung oder meines Unmuths.

Aber ich verehre, ich achte denjenigen hoch, der ſeine Beſtimmung, allen vernünftigen Weſen, ſo weit er ſie ahndet, mithin dem höchſten Weſen, ſich ſelbſt und ſeinen Mitmenſchen nützlich zu ſeyn, anerkennt, ſeinen Charakter im Ganzen die gehörige Richtung dazu zu geben ſucht, ſich mithin nutzbar macht, und zu gleicher Zeit, bey der Anwendung ſeiner Fähigkeiten zum Nutzen für das Reich vernünftiger Weſen, die gehörige Aufmerkſamkeit auf alle äußere Verhältniſſe anwendet, um wirklich nützlich zu ſeyn. Ein jeder Menſch, er mag von der Natur Anlagen zu dieſer Nutzbarkeit und Nützlichkeit haben oder nicht; ſeine Verhältniſſe mögen ſie befördern oder nicht; bedarf einer Kenntniß ſeiner Beſtimmung, einer Ausbildung ſeiner Fähigkeiten, einer anhaltenden Beſtrebung zur Wegräumung äußerer Hinderniſſe. Ein tugendhafter Charakter wird eben ſo wenig vollſtändig geboren als ein großer Künſtler. Beyde bedürfen einer Kenntniß von dem Zwecke ihrer Kunſt, einer überlegten Fertigkeit, einer anhaltenden Sorgſamkeit. Dieſe urſprüngliche Kenntniß unſerer Beſtimmung, zur Beförderung des Wohls aller vernünftigen Weſen beyzutragen, dieſe überlegte Fertigkeit, dieß ſtete Beſtreben, ihnen wirklich nützlich zu ſeyn, verbunden mit dem wirklichen Gelingen, welches für

denjenigen, der es ernſthaft meint, nie ganz ausbleibt; — die ſind es, welche den Begriff der Tugend gründen; und Tugend allein hat Anſpruch auf Verehrung, auf Hochachtung, auf Achtung im engſten Verſtande.

Ach! wie begreiflich iſt es, daß Tugend-Achtung im engſten Verſtande einflößt! was iſt ſo ſicher, ſo ausgebreitet nutzbar und nützlich als ſie? Sie allein behält einen immer dauernden Werth!

Dieſe Achtung flößt nur der tugendhafte Charakter ein, und nur diejenige Geſinnung und Handlung, welche mit hoher Wahrſcheinlichkeit auf dieſen Charakter ſchließen laſſen.

Die höchſten Aufopferungen, welche nur auf eine vorübergehende Aufwallung von tugendhaften Gefühlen ſchließen laſſen, können bloß Schätzung einflößen.

Hochachtung, Verehrung, Achtung im engſten Sinne, kann nun ebenfalls bald der Selbſtheit, bald dem Herzen, bald dem Beſchauungshange gehören, bald mit dem Genügen des befriedigten Bedürfniſſes, bald mit Wonne empfunden werden. Zeigt ſich ein tugendhafter Charakter in gewöhnlichen Lagen, ſo wird er ſelten eine ſo ſtarke Wirkung, auf meine Einbildungskraft machen, daß eine lebhaftere Reitzung zum Vergnügen mit einem lebhafteren Bilde bey mir erweckt werden ſollte. Ich laſſe es mir bloß gefallen, den Trieb, den ich hege, den Menſchen ſeiner Beſtimmung zur allgemeinen Nützlichkeit für alle vernünftige Weſen eingedenk zu finden, nothdürftig begünſtigt, und nicht beleidigt zu fühlen. Ja, ich kann mich zuweilen, wenn die Tugend meinen Lieblingsneigungen entgegen iſt, erſt durch Ueberlegung ihrer guten Folgen für das Ganze der Geſellſchaft zur Hochachtung zwingen müſſen. Liegt

aber in meinem Herzen kein Hinderniß, die Schönheit des tugendhaften Charakters anzuerkennen, und erſcheint er mir dann in einer ungewöhnlichen Lage; bemerke ich an dem Menſchen eine große Ueberwindung ſeiner Sinnlichkeit, eine außerordentliche Thätigkeit und Haltſamkeit im Guten; ſo entſteht bey mir ein lebhafteres Bild ſeines verehrungswürdigen Charakters, und die angenehme Reitzung, welche es begleitet, wird zur Wonne.

Dieſe Wonne kann ihren Grund darin haben, daß ich den tugendhaften Charakter in ſeiner Beziehung auf mein vernünftiges Weſen beſonders betrachte. — Mich hat er gebildet, mir hat er Vertrauen zur Tugend und zu meinen Kräften eingeflößt, mich hat er angenehm erſchüttert, mich und meine Mitgeſchöpfe hat er mit weiſen Lehren und Anſtälten verſehen; — alsdann iſt die Verehrung eigennützig, und ſo kann ſie ein Zögling, ein Unterthan, ein Sohn, ein Sektierer, für einen Fenelon, für einen Rochow, für einen Heinrich, für einen Alworthy, für einen Frank oder Spener empfinden!

Erhalte ich aber die Verehrung mit dem Zuſatze der Wonne, den Menſchen, der ſie verdient, dadurch ſo glücklich zu wiſſen; ſuche ich ihn verehrungswürdig zu machen, um ſein Glück zu vermehren; ſo iſt Verehrung Wonne der Liebe. Und ſo verehrte liebend ein Johannes ſeinen außerordentlichen Lehrer, ein Agathon ſeinen Sokrates!

Begnüge ich mich endlich, den verehrungswürdigen Menſchen aus der Ferne anzuſtaunen; — iſt der Antheil, den ich an der Ruhe und Zufriedenheit nehme, welche er durch ſeine Tugend genießt, keine herrſchende Empfindung in meiner Seele; fühle ich kein Beſtreben, mich ihm zu nähern und mitzuwirken, damit er den Genuß

ſeiner Würdigkeit in voller Maße einernte; ſo empfinde ich die Wonne der Verehrung wie eine bloße Beſchauung. So ſtaunen die meiſten Menſchen einen Cato oder Regulus an!

Hieraus ergiebt ſich nun, in wie fern Achtung mit Liebe zuſammengehe, und in wie fern nicht.

Unterwürfigkeit iſt nie Liebe: das Werth für ſich halten, iſt nie Liebe: hingegen können Schätzung und Verehrung alsdann Liebe ſeyn, wenn wir ſie mit dem wonnevollen Beſtreben einnehmen, daß der Menſch durch den allgemeinen ſchätzbaren Werth, den er an ſich trägt, und durch ſeine innere Würde glücklich und zufrieden mit ſich ſelbſt ſey.

Eilftes Kapitel.

Abſonderung der bloßen ſympathetiſchen Aneignung und Mitempfindung, ſo wie der wonnevollen Beſchauung des fremden Glücks, von dem liebenden Affekte.

Liebe ſetzt nothwendig die Ueberzeugung von der Selbſtzufriedenheit eines andern Menſchen, als endlichen Grund unſers wonnevollen Strebens nach der Beförderung ſeines Glücks zum Voraus. Wer alſo muntere, heitere, ſelbſtzufriedene Menſchen in der Abſicht aufſucht, von ihrer Freude angeſteckt zu werden, ſich durch die Form des Frohſinns zur Freude einladen zu laſſen; der betrachtet andere Menſchen bloß als Mittel, als Inſtrumente, als Gaukler; der handelt ganz eigennützig. Dieß iſt ſchon im erſten Buche bemerkt worden.

Wer aber auch dieſe Abſicht, ſich fremde Wonne zuzueignen, nicht hegt, aber ihren Frohſinn, ihre Selbſt-

genügſamkeit, ihre Glückſeligkeit, als bloße Beſtandtheile ihrer Vollkommenheit oder ihrer Schönheit mit Luſt, aber unthätig anſtaunt, liebt nicht, ſondern empfindet Anſchauungswonne. Die Seligkeit der Götter, wie ſie von den Griechen gedacht und empfunden wurde, flößte dieſen nicht Liebe, ſondern ein unthätiges Vollkommenheits: und Schönheitsgefühl ein.

Endlich iſt auch diejenige Theilnahme an anderer Selbſtzufriedenheit nicht Liebe, welche ihre Aeußerungen gleichſam phyſiſch ſympathetiſch in unſerer Seele erwekken. Die Selbſtzufriedenheit anderer muß uns nicht mittelſt dunkler Rührungen, ſondern mittelſt klarer, wenn gleich nicht deutlicher Vorſtellungen, die allein Ueberzeugung wirken können, zur Theilnahme einladen. Wir müſſen wiſſen, was ihnen wohl thut, wie ihrem Glücke nachgeholfen werden könne, welche Gefahren ihm drohen. Nur dann können wir thätig und mit Wonne ſtreben, es zu vermehren und zu bewahren.

Ich kenne Menſchen, die ſich ſehr lebhaft für anderer Wohl zu intereſſieren ſcheinen. Aber ihr Intereſſe gehört ganz ihren Sinnen und nicht dem Herzen. Sie fühlen das fremde Glück ungefähr auf eben die Art, wie ihr Körper die phyſiſche Wolluſt empfindet, welche ihnen durch das Einſtrömen der Wärme des angenäherten Körpers zugeführt wird. Worte und Mienen des glücklichen Menſchen, bloß die Formen der Selbſtzufriedenheit, machen ſie glücklich, nicht die Ueberzeugung von ſeiner innern Empfindung. Wir ſchlagen die Lache der Verzweiflung auf, und ſie lachen mit aus Freude. Wir vergießen vor Freude Thränen, und ſie weinen mit vor Betrübniß. Sie errathen nicht unſere Wünſche, als bis wir ſie ihnen ſagen; ſie arbeiten

nicht für uns, als bis und ſo lange ſie uns ſtreben ſehen. Ich habe einen Richter gekannt, der die Menſchen mit dem kälteſten Blute zum Tode verdammte, wenn der Advocat die Gründe ihrer Unſchuld kalt vorgetragen hatte, und der ſie abſolvierte, wenn die Vertheidigungsſchrift des offenbar Schuldigen beweglich lautete. Menſchen dieſer Art können bey dieſer Weichheit die allergröbſten Egoiſten ſeyn. Denn ſobald ihr Eigennutz zur deutlichen Vorſtellung wird, — welches der häufigere Fall iſt, — ſo unterdrückt er leicht jene ſchwächeren Rührungen einer beynahe phyſiſch empfundenen Seelenſympathie.

Liebe iſt alſo mehr als bloße Weichheit. Sie iſt freylich Wonne, Begünſtigung der Sinnlichkeit der Seele, unwillkührlicher, unerzwungener Affekt, und darin ähnelt ſie der bloßen Weichheit. Aber ſie unterſcheidet ſich dadurch von dieſer, daß ſie Ueberzeugung von dem Glück anderer Menſchen vorausſetzt, nicht bloße dunkle Rührungen, Folge der wahrgenommenen Formen, der Selbſtzufriedenheit. Das bloße Mitlachen, weil andere lachen, kann auch darum nicht für Liebe gelten, weil es ſo leicht in ein bloßes unthätiges Anſchauen, oder in eine eigennützige Zueignung fremder Wonne übergeht. Der Menſch, als ſelbſtbeſtehendes Weſen, wird dabey nicht geachtet, ſondern nur das Bild der Freude, das ſeine Aeußerungen darbieten.

Inzwiſchen iſt dieſe Weichheit immer eine gute Grundlage zu einem Herzen, welches durch Ausbildung wirklich liebend werden kann.

Zwölftes Kapitel.

Abſonderung der Aufwallung der Geſchlechtsſympathie und der Sympathie mit dem Gleichartigen von dem liebenden Affekte.

Wer iſt ſo verworfen, die vorübergehende Ueppigkeit oder Lüſternheit, welche ihm ein weiblicher Körper einflößt, für Liebe zu halten! Wer ſo ausgeartet, daß er behaupte: es liebe der Trunkenbold, der am Ende ſeiner Schwelgerey den unnennbaren Trieb bey der Tochter der Nacht befriedigt, die ſein Auge nie ſah, nie wieder ſehen wird! Ha! ſo behauptet auch, es liebe jenes Thier, das man an Geſtalt und Neigungen ſo gern zum Menſchen herauf heben möchte, um ſich ſelbſt ſeiner Niedrigkeit weniger zu ſchämen; jene Affenart, welche, der Sage nach, unglückliche Mädchen haſcht, ſie zu ekelhaften Umarmungen zwingt, und dann mit mörderiſchem Zahne zerfleiſcht!

Aber auch die üppige Aufwallung der Seele, welche ſie empfindet, wenn der Trieb nach Häuslichkeit bey ihr aufgeregt wird, wenn ſie weich und zuvorkommend um den geſelligen Beyfall des andern Geſchlechts buhlt, nach dem Stolze des Beſitzes der Perſon ringt; ja, ſelbſt die Begeiſterung für die Vorzüge einer Perſon vom andern Geſchlechte, ſind von der Liebe ſehr verſchieden. Verſchieden iſt gleichfalls von ihr die Aufwallung der Sympathie mit dem Gleichartigen.

Wer nur darum ſeinem Weſen das Geſchlechtsähnliche eines andern anarten will, um ſich ſtärker oder zärter zu fühlen; wer ſich nur darum das Geſchlechtsverſchiedene eines andern Weſens angatten will, um ſich

im Zuſtande gezärtelter Spannung zu fühlen, unbekümmert um des Andern Zufriedenheit und Wohl; — der liebt nicht, der handelt ganz ſelbſtiſch. Wie mag der Stutzer, wie mag das gefallſüchtige Mädchen, die nur auf Befriedigung ihrer üppigen Eitelkeit ausgehen; wie mag der verzärtelte Alte, dem nur unter dem Geſchwätz tändelnder Weiber wohl iſt; wie mag der leichtſinnige Phantaſt, der in jeder Schönen eine Göttin anbetet; wie mögen alle dieſe ihren Aufwallungen von Geſchlechtsſympathie den Nahmen der Liebe beylegen? Wenn der Jagdliebhaber in dem Fremdlinge den rüſtigen Jagdgefährten; der Gelehrte, der Kunſtliebhaber, in dem Durchreiſenden den Mann von gleichen Kenntniſſen und Geſchmack; das geſchwätzige Weib in der neuen Bekanntin das willige Ohr und die geläufige Zunge gern haben, und ſich zu dieſen Perſonen hingezogen fühlen; wird man dieſe Aufwallungen der Sympathie mit dem Gleichartigen Liebe nennen wollen? Nein! damit die Wirkſamkeit der Geſchlechtsſympathie und der Sympathie mit dem Gleichartigen für Liebe gelten könne, muß das Streben hinzutreten, den Mitmenſchen durch Befriedigung dieſer Triebe, die wir bey ihm ſo wohl, als bey uns vorausſetzen, zu beglücken. Inzwiſchen ſo viel iſt gewiß: beyde Anlagen unſers Weſens ſind äußerſt geſchickt, liebende Affekte hervorzurufen. Denn da die Erweckung der Geſchlechtsſympathie ſo wohl als der Sympathie mit dem Gleichartigen auf dem Gefühle eines Wohlverhältniſſes unſerer Naturen beruhet; ſo rechnen wir darauf, daß der Menſch, von dem wir die Befriedigung derſelben erwarten, ſich in einer gleichen Lage gegen uns befinden werde; und da dieſe Befriedigung nie vollſtändiger iſt, als wenn die Wonne, welche wir erwecken, in uns zu-

rückſtrömt; ſo iſt es ſchon der kluge Wunſch unſers Ei-
gennutzes, daß das Weſen, mit dem wir uns in Verbin-
dung ſetzen, unſere Zufriedenheit theile. Dazu geſellt
ſich die Eitelkeit, zu wiſſen, daß wir es ſind, die ſo
unmittelbar beglücken. Daher iſt die Aeußerung der
Sympathie mit dem Gleichartigen, und beſonders der
Geſchlechtsſympathie des Körpers und der Seele, ohne
an und für ſich Liebe zu ſeyn, der Regel nach mit Liebe
verknüpft. Und dieß giebt wahrſcheinlich zu der häu-
figen Verwechſelung beyder mit einander Veranlaſſung.

Dreyzehntes Kapitel.

Harte Behandlung zur Beförderung des Glücks eines andern iſt, als einzelner Akt betrachtet, nicht Liebe.

Gewiſſe Handlungen thun dem Menſchen weh, gegen
den ſie unternommen werden, bezielen aber ſein Glück in
der Folge. Ein ſolcher Akt kann, als Form eines ein-
zelnen Affekts, nie für Liebe genommen werden. Denn
in dem Augenblicke, worin wir den andern quälen, um
ihn dereinſt zu beglücken, werden wir gewiß keine
Wonne empfinden. Es geſchieht vielmehr aus Bedürf-
niß, aus Ueberlegung, und die Handlung kann folglich
nur der Vernunft, nicht dem Herzen unmittelbar ange-
hören. Sie kann in die liebende Anhänglichkeit paſſen,
und ein Ingredienz der Liebe in dieſer Bedeutung ſeyn;
aber eine einzelne liebende Aufwallung kann nicht dabey
zum Grunde liegen. Allein auch in ſo fern die Härte
mit der anhaltenden liebenden Stimmung in Beziehung
auf eine beſtimmte Perſon harmonieren ſoll, kommt alles
darauf an: ob wirklich unſre Abſicht dahin geht, daß der

Menſch mit der Zeit ſich ſelbſt glücklich fühlen ſolle. Nie wird es mit der Liebe übereinſtimmen, wenn wir ohne Rückſicht darauf, ob der Menſch in einiger Zeit das ihm bereitete Glück zu fühlen im Stande ſeyn werde oder nicht, ihn nach unſern Begriffen beſeligen, und nach den ſeinigen quälen wollen. Wir müſſen bey einem anſcheinend übelwollenden Betragen ſichere Rechnung darauf machen können, daß er, ſo wie wir ihn für eine ſelbſtſtändige Perſon erkennen, die Folgen unſerer gegenwärtigen Härte bald wohlthätig für ſich ſelbſt empfinden werde. Wer ſein Kind für Unarten ſtraft, kann darauf rechnen, daß es ihm als erwachſener Menſch dafür danken werde, und dieſe harte Behandlung, wenn ſie gleich an ſich nicht die Form einer einzelnen liebenden Aufwallung iſt, gehört doch zur liebenden Anhänglichkeit. Wer aber ſein Kind verſtümmelt, um es vor Verſuchungen des Laſters zu bewahren, kann auf ſeinen Dank, als Menſch, nicht rechnen. Wer ein Volk durch Aberglauben und Abgaben niederdrückt, um es vor den Gefahren einer falſchen Aufklärung, oder eines übertriebenen Luxus zu bewahren, liebt es eben ſo wenig, als derjenige, der ohne Rückſicht auf die Sinnlichkeit und Rohheit der Menſchen dieſe nach Geſetzen regiert wiſſen will, die nur im Reiche vollkommener Geiſter gelten können. In dieſen und ähnlichen Fällen liebt man nicht die ſelbſtſtändigen Perſonen, ſondern man begehrt nur den Begriff vom höchſten Gut in Anwendung gebracht zu ſehen. Vielleicht fällt die Inculpation des Unrechts bey einer ſolchen Verfahrungsweiſe weg: aber für liebend kann ſie nicht gehalten werden.

Zweyter Abſchnitt.

Von dem Entgegengeſetzten und dem Aehnlichen der liebenden Anhänglichkeit.

Vierzehntes Kapitel.

Was der Liebe, als Anhänglichkeit betrachtet, in Beziehung auf andre dauernde Verhältniſſe unmittelbar entgegen ſteht: Feindſchaft.

Der Liebe, für dauernde angewöhnte Stimmung genommen, ſteht nicht die einzelne Aufwallung der Unluſt, der Gleichgültigkeit, des antipathetiſchen Widerwillens, der Ungeſelligkeit, des Uebelwollens, des Mitleidens, der Wonne der Selbſtheit und des Beſchauungshanges, kurz, nichts von demjenigen entgegen, was ſich der einzelnen liebenden Anhänglichkeit entgegenſetzt. Alles dieß, wenn es ſelten und vorübergehend wirkt, beſteht mit der liebenden Anhänglichkeit.

Aber ihre Gegenfüßlerin iſt Feindſchaft: **jene dauernde angewöhnte Stimmung unſers Weſens, übelwollende Affekte gegen eine beſtimmte Perſon zu richten.**

In dieſem dauernden Verhältniſſe prädominieren abneigende, zurückſtoßende, herabwürdigende und zerſtörende Triebe.

Funfzehntes Kapitel.

Was der liebenden Anhänglichkeit in Beziehung auf andere Anhänglichkeiten entgegen ſteht; Verbindungen, in denen Eigennutz und Beſchauungshang prädominieren.

Es iſt im zweyten Buche dieſes Werks bereits hinreichend ausgeführt worden, daß Verbindungen, in denen der Eigennutz prädominiert, (z. B. diejenige, die unter Handlungsgenoſſen Statt findet,) daß andere, in denen der Beſchauungshang prädominiert, (z. B. diejenige, die wir etwa für einen Helden des Alterthums empfinden,) nicht liebend ſind. Aber viel ſchwerer iſt es, diejenigen Anhänglichkeiten von der Liebe abzuſondern, die wirklich Wohlwollen und Wohlthätigkeit zeigen, und den Verbündeten beglücken, ob ſie gleich auf feinerer Selbſtheit und einem verſteckten Beſchauungshange beruhen.

Eine Anhänglichkeit, die aus lauter liebenden Affekten beſteht, iſt ein Unding. Das Uebergewicht dieſer letzten über die des Eigennutzes und des Beſchauungsſinnes beſtimmt allein den liebenden Charakter der Verbindung im Ganzen.

Hier iſt es nun für den fremden Zuſchauer mißlich, die richtige Rechnung zu ziehen, und ſelbſt die verbundenen Perſonen ſind oft zweifelhaft: ob die Verbindung dem Herzen gehöre oder nicht? Das ſicherſte Merkmahl, daß ihr liebt und geliebt werdet, iſt dieß, wenn ihr in Colliſionsfällen den Eigennutz und Beſchauungshang der Liebe weichen, und euch in den meiſten Augenblicken der Dauer eurer Verbindung weni-

ger bewundernd, weniger zueignend und anmaßend, als liebend findet.

Könnt ihr Wonne darüber fühlen, daß euer Freund, eure Geliebte, Ehre und Glücksgüter erlangen, zu denen ihr nichts beytruget, und die ihr nicht theilt; ſo ſeyd ſicher, daß ihr liebt. Könnt ihr mit eurem Freunde, mit eurer Geliebten Trauer wie Freude tragen, eure Thränen mit den ihrigen miſchen; möchtet ihr ihnen eure Leiden entziehen, lieber ihres Troſtes entbehren, als ſie betrüben; ſo ſeyd ſicher, daß ihr liebt!

Könnt ihr zurückgeſtoßen, vergeſſen, nicht geachtet, getrennt von dem geliebten Gegenſtande, und nach dem Verluſte ſeiner Schönheit und ſeiner Unterhaltung, mit Wonne für ſein Wohl ſtreben; — ja, könnt ihr ſelbſt dann, wenn ihr in die traurige Nothwendigkeit verſetzt ſeyd, ihn als treulos zu verachten, dennoch ungeſehen und unwillkührlich bey einer Gefahr, die ihm drohet, zittern, und Wonne fühlen, ihm wohl zu thun, ohne ihn zu beſchämen; dann ſeyd ſicher, ihr liebt! Ihr gebt nicht Liebe um Liebe; ihr gebt Liebe aus Liebe!

Sechzehntes Kapitel.

Beyſpiele einiger Anhänglichkeiten, die nicht liebend ſind, ob ſie gleich dafür gehalten werden.

Ich will einige der Hauptarten von Anhänglichkeiten angeben, die von den liebenden überhaupt, und beſonders von den zärtlichen abgeſondert werden müſſen.

Wie manches gefallſüchtige Weib hängt ſich hauptſächlich darum an ein gutherziges Geſchöpf von einem Manne, um an ſeiner unbedingten Willfahrung aller

ſeiner Launen die Macht ſeiner Reitze zu erproben? Wie mancher Tyrann verbindet ſich nicht mit einer Gattin, hauptſächlich um des wollüſtigen Genuſſes willen, angebetet zu werden? Herrſchſucht iſt nicht Liebe!

Wie oft äußert ſich nicht Zärtlichkeit und Sehnſucht, nur ſo lange die Gefahr dauert, den verbundenen Gegenſtand zu verlieren? Stolz auf den alleinigen Beſitz iſt nicht Liebe.

Wie oft hängt ſich nicht der gebildetere Theil an den roheren, bloß um ihn zu leiten, zu führen, zu erziehen? Bildungsbeluſtigung iſt nicht Liebe!

Wie oft haben Weiber nicht bloß darum einen Liebhaber, weil es merkwürdig macht, einen zu haben; weil der Gatte ſie nun verfolgen, die Menge ſie nun bedauern wird! Ach! Begierde, intereſſant zu ſeyn, iſt nicht Liebe!

Wie oft liebt man bloß darum, damit man etwas um die Hand habe, damit man eine Intrigue führen, Hinderniſſe überwinden könne! Beſchäftigungstrieb iſt nicht Liebe! —

Wo ſolche Triebe hervorſtechend wirken, da iſt keine Liebe vorhanden, ſondern Selbſtheit! Es iſt unbegreiflich, wie fein ſich dieſe auf unſere geſelligen Triebe zu impfen, und in ihrem Boden zu paraſieren weiß!

Ich habe Weiber gekannt, die den größten Genuß ihrer Verbindung mit Männern darin ſetzten, daß dieſe Geſundheit und Munterkeit des Geiſtes verloren, um ſich ſagen zu können: er martert ſich aus Liebe zu mir zu Tode.

Auch Männern iſt es eigen, daß ſie nur Hülfsbedürftige lieben, denen ſie helfen können, und dieſen jeden Vortheil mißgönnen, den ihnen das Schickſal ohne

ihr Zuthun gewährt. Sie wollen nicht die Zufriedenheit der Gattin, ſie wollen die Aeußerungen ihrer Dankbarkeit, ihrer Abhängigkeit von ihnen: ſie wollen den Stolz, ſich ſagen zu können: ich that's! Dagegen habe ich einen andern Gatten gekannt, dem nichts ſchmerzhafter war, als ſeine Frau nicht immer heiter und froh zu ſehen. Er that alles was er konnte, um ſie ſtets zufrieden zu erhalten. Warum? Weil er, ſelbſt zum Mißmuth ſehr geneigt, kein anderes Mittel dagegen kannte, als ſeine tägliche Geſellſchafterin immer lachend und gleich heiter zu ſehen. Traf ſie ein Unfall, verlor ſie eine Freundin, einen nahen Anverwandten, ſo floh er ſie. Das Bedürfniß, welches ſie empfinden konnte, gerechte Thränen mit den ſeinigen zu miſchen, das kannte er nicht.

Wie viele ſeines Gleichen hat dieſer Mann! wie gewöhnlich iſt jetzt der Grundſatz: alles Unangenehme von ſich zu entfernen, um des Lebens beſſer zu genießen! Er ſchleicht ſich ſogar in häusliche und Familienverhältniſſe ein, und manches Kind wird unwiederbringlich verdorben, weil der Vater die erſten Nachrichten, die ihm von ſeinen erſten Ausſchweifungen gebracht werden, von ſich ſtößt, um unangenehmen Empfindungen auszuweichen. Geht zu ſolchen Menſchen, die ihr Freunde nennt, und klagt ihnen ein Unglück: theilt ihnen eine Beſorgniß mit; ihr werdet es ſichtlich bemerken, wie unangenehm ihnen die Stimmung iſt, welche ihr ihnen mittheilt, wie ſehr ſie dieſer auszuweichen, ſie von ſich zu entfernen ſtreben. Sie werden euch ſagen, daß ihr die Sache übertreibt, daß ihr zu viel Gewicht auf den Grund eures Kummers legt; und wenn ihr aus Beſcheidenheit und Unmuth ſchweigt, ſo ſind ſie ſchon zu-

frieden. Genug, daß ſie nicht mehr davon reden hören!

Giebt es aber nicht wieder andere Menſchen, die ſich gern unglücklich, krank, traurig fühlen? Allerdings! und zwar theils um gern gehabt, geliebkoſet, verzärtelt, gehegt und gepflegt zu werden, theils aber auch um der bloßen üppigen Spannung willen, womit ſie die Vorſtellung ihres ausgezeichneten Leidens erfüllt. Solche Menſchen denken nicht daran, daß der kränkelnde, winſelnde Zuſtand, in dem ſie ſich befinden, ihren Gatten und Hausgenoſſen läſtig werde. Sie ſetzen den Genuß der Liebe allein in dem Gefühle, andern viel werth zu ſeyn, und das Bedürfniß darnach iſt ſo ſtark bey ihnen, daß ſie alle andern Anſprüche ihrer Selbſtheit aufopfern, um dieſen einzigen zu befriedigen. Sie ſind äußerſt gefällig, ſanft aufmerkſam auf alles, was verbinden kann; aber — ſie müſſen verzogen werden. Oft ziehen ſie gar den Zuſtand einer unglücklichen und unruhigen Liebe dem einer glücklichen und heitern vor. Jene ſpannt ſie, weckt ihre Lebensgeiſter, erhebt ſie vor ihren eigenen Augen, und gewährt ihnen den Reitz, den Verbündeten über ſich weinen zu ſehen, und ſich dann mit ihm zu verſöhnen!

Dieſe Beyſpiele mögen hinreichen, die Schlupfwinkel der Selbſtheit aufzudecken. Ich ſetze noch hinzu, was bereits aus meinen Vorderſätzen fließt: daß ein Band, welches bloß oder größten Theils auf Achtung, Mitleiden, Dankbarkeit, ja, ſelbſt auf Angewöhnung beruht, noch keine liebende oder gar zärtliche Anhänglichkeit genannt zu werden verdiene.

Die beſchauende, eigennützige Schätzung und Verehrung iſt allerdings ein Ingredienz jeder zärtlichen

Anhänglichkeit. Ich habe es bereits geſagt; ich werde es in der Folge noch weiter darthun. Aber eine Verbindung, worin ſie hervorſticht, bringt die Menſchen nie ſehr eng zuſammen. Sehr leicht verwandelt ſie ſich in Furcht, und beleidigt die Selbſtliebe. Sie legt uns die Pflicht auf, uns beſtändig zu bewachen, um vor dem geſchätzten und verehrten Weſen nicht klein und verächtlich zu erſcheinen. Dieß hemmt den freyen Lauf unſerer Sinnlichkeit, unſerer herrſchenden Triebe; dieß hindert die Vereinigung der Naturen. Es wird im Ganzen ein zwangvoller Zuſtand.

Mitleiden iſt äußerſt geſchickt, unſer Herz für die Eindrücke der Zärtlichkeit zu erweichen. In Spanien geißelt man ſich bey feyerlichen Proceſſionen vor den Augen der Damen, deren Herz man zu gewinnen ſucht. Krankheit, Leiden des Körpers und der Seele, werden oft bey uns aus eben dieſer Urſach erlogen. Aber ſo lange man ſich noch daran erinnern muß, daß jemand unglücklich ſey, um ihm wohl zu wünſchen; — ſo lange empfinden wir keine Anhänglichkeit an ſeiner Perſon; wir hängen nur an ſeiner vorübergehenden Lage.

Dankbarkeit feſſelt oft das Herz. Durch Dankbarkeit für unzählige kleine Aufmerkſamkeiten und Gefälligkeiten ſucht der feinere, durch Dankbarkeit für Befriedigung des gröberen Eigennutzes ſucht der rohere Wollüſtling die Herzen der Weiber zu gewinnen. Aber welch ein ſchwaches Band, ſo lange wir in demjenigen, der uns intereſſieren will, nur den Ausſpender von Wohlthaten ſehen! Wir verbinden uns nur mit ſeiner einzelnen Eigenſchaft, nicht mit ſeiner Perſon.

Gewohnheit, Angewöhnung, iſt ein nothwendiger Beſtandtheil zu jeder Anhänglichkeit, und beſonders zu

der zärtlichen: eines der größten Beförderungsmittel der Liebe. Durch Gewohnheit habe ich Gegenſtände, die Anfangs noch ſo unerträglich waren, angenehm werden ſehen. Gewohntes Beyſammenſeyn giebt eine Menge von kleinen Vereinigungshaken, in welche das Herz am Ende einfaßt.

Der Italiäner nennt ſüße Gewohnheit eine ſtrenge Nothwendigkeit. Für Menſchen, die der Regel nach höchſt ſelbſtſüchtig ſind, für Alte und Fürſten, iſt Gewohnheit noch das ſtärkſte Band, das ſie an andere feſſelt. Doch! wenn ſie nur allein wirkt, wenn ſie von keiner andern liebenden Empfindung unterſtützt wird; ſo iſt ſie eine ſchwache, höchſt zerſtörliche, und noch dazu eigennützige Empfindung, welche eine merkliche Colliſion mit der gröberen Selbſtheit, eine Entbehrung, lang genug, um ſich an dieſe zu gewöhnen, endigt und aufhebt. Wir finden am Ende, daß wir nur unſere Bequemlichkeit, und unſere Neigung zu dem Hergebrachten und einmahl Geordneten in unſerer Lebensweiſe, geliebt haben: alſo, die Beſchaffenheit der Perſon, die Einrichtung mit ihr, nicht einmahl eine perſönliche Eigenſchaft an ihr; am wenigſten die Perſon!

Inzwiſchen ſind bloß liebende Affekte gleichfalls nicht hinreichend, zärtliche Anhänglichkeit zu erwecken. Unſere Selbſtheit, unſer Beſchauungshang, müſſen nothwendig zugleich Nahrung und Befriedigung finden. Dieß iſt im zweyten Buche dieſes Werks weitläufig ausgeführt worden, und bedarf hier nur einer Erinnerung. Wer wird behaupten, daß die unintereſſierte Wonne, die ich daran finde, einen Unbekannten froh zu machen, daß die liebende Gaſtfreundſchaft eine liebende Anhänglichkeit ſey?

Siebzehntes Kapitel.

Abſonderung der einzelnen liebenden Aufwallung der Geſchlechtsſympathie und der Sympathie mit dem Gleichartigen von den liebenden Anhänglichkeiten, welche aus dieſen Trieben fließen.

Eben ſo iſt die Geſchlechtszärtlichkeit und die Freundſchaft nach meinen vorigen Beſtimmungen von dem einzelnen liebenden Affekte zu einer Perſon von verſchiedenem oder ähnlichem Geſchlechte zu unterſcheiden. Sie ſetzen Angewöhnung unſers Weſens zu liebenden Affekten dieſer Art gegen eine beſtimmte Perſon zum Voraus.

Der Mann, der zufällig ein liebenswürdiges Weib in einer Geſellſchaft antrifft, ſeine Ueppigkeit, ſeine Lüſternheit der Seele und des Körpers in Aufruhr geſetzt fühlt, mithin den Affekt der Geſchlechtsſympathie empfindet, kann wahrhaft wünſchen, ihr dieſen Zuſtand mitzutheilen, und ſie dadurch eben ſo zu beglücken, als er ſich dadurch beglückt fühlt. Er kann von ihr am folgenden Tage zur engſten Vertraulichkeit zugelaſſen werden, und vielleicht Wochen lang den vollſtändigen Reiz der Häuslichkeit genießen. Sein Wunſch wird in dieſer Zeit dahin gehen können, ſie glücklich durch dieß vorübergehende Verhältniß zu wiſſen, und unſtreitig wird dieſer Akt in ſeinem Leben zu den liebenden gehören. Aber geſetzt, er muß weiter reiſen; er verläßt das Londoner Mädchen für das Pariſer; vergißt in ſeinen Armen das vorige, und ſetzt dieß in mehreren Hauptſtädten von Europa fort; es wird ihm beynahe zum Bedürfniß, ſich in ſolchen liebenden Rollen zu fühlen; wird, frage ich, der Mann darum zärtliche Anhänglichkeit zu irgend einem von dieſen Weibern fühlen? Im geringſten nicht: ſein

Weſen iſt nicht zur Zärtlichkeit für eine beſtimmte Perſon angewöhnt. Er unterſcheidet ſich von demjenigen, der Empfindungen der allgemeinen Menſchenliebe Raum giebt, nur darin, daß dieſer die ganze Gattung, er aber die Art, das Geſchlecht, liebt. Er möchte alle Schönen beglücken.

Mit der Freundſchaft verhält es ſich eben ſo. Wer ſie nur empfindet, ſo lange er den Freund ſieht, und ihn leicht mit einem andern vertauſcht, der kann auf Zärtlichkeit keinen Anſpruch machen.

Achtzehntes Kapitel.

Abſonderung der liebenden Anhänglichkeit vom Partheygeiſte.

Es iſt ein feiner aber höchſt wahrer Unterſchied zwiſchen der Liebe in der engſten Bedeutung und dem Partheygeiſte, oder der Liebe zum collektiven Ich, welche oft grobe Selbſtheit, oft feinere zu ſeyn ſcheint.

Jene herrſchſüchtigen, heftigen Bonzen an der Spitze einer Sekte; jene kalt intriguanten Häupter einer geheimen Verbindung; jene verzärtelten Abgötter einer ſchwachköpfigen Familie; jene Koquetten, angebetet von einem Haufen eitler Müſſiggänger; ſagt! ſollten die wohl lieben? Ach! laßt euch nicht durch ihre ſüßen Worte, durch die Herzlichkeit ihrer Geberden, durch die aufopfernde Wuth, mit der ſie ihr Häuflein ſchützen, hintergehen! Ihr Anhang iſt Theil ihres Ich's: ein collektives, vermehrtes Ich: ſie fühlen nur ſich ſelbſt in dieſer Mehrheit. Herrſchen wollen ſie, ihre einzelne Unbedeutung durch Anreihung an einen größern Haufen heben; geliebkoſet,

bewundert, geſchmeichelt wollen ſie ſeyn. Kalte, gefallſüchtige Menſchen! Die Perſon iſt euch nicht theuer; ihr ſeht nur in ihr ein Mitglied eurer Heerde! Dieſe mag ganz ausſterben; wenn nur andere ſchaafartige Individuen ſie erſetzen, ſo werden eure Thränen verſiegen.

Partheyſüchtige Menſchen ſind mit ihrem Haufen nur in ſo fern vereinigt, als ſie ſich mit dieſem allen andern Menſchen entgegen ſtellen. Aber in ihren Verhältniſſen unter ſich verbinden ſie ihre Perſon nie mit der Perſon der einzelnen Mitglieder, um dieſe zu beglücken, ſondern um ſich durch ſie in ihren Neigungen und Zwecken begünſtigt zu ſehen.

Dritter Abſchnitt.

Von dem Entgegengeſetzten und dem Aehnlichen der Leidenſchaft der Liebe.

Neunzehntes Kapitel.

Von demjenigen, was der Leidenſchaft der Liebe in Beziehung auf andre leidenſchaftliche Verhältniſſe unmittelbar entgegen ſteht; Leidenſchaft des Haſſes.

Der Leidenſchaft der Liebe, jener figierten Sehnſucht nach der unentbehrlichen Wonne, mit unſerer Perſon in die Perſon eines andern Menſchen überzugehen, iſt der Haß entgegengeſetzt; jene figierte Sehnſucht nach der unentbehrlichen Wonne, die Perſon eines andern Menſchen durch die unſrige vertilgt zu fühlen.

Der Haſſende ſtrebt dem Gehaßten das Leben zu nehmen, oder er friſtet ihm dieß, um ihn länger zu quälen, oder er raubt es ihm nach vorgängiger Entſagung auf alles Glück in der Zukunft; oder er ſtürzt ſich mit ihm ins Verderben, um des Bewußtſeyns willen, ihn unglücklich gemacht zu haben. In allen dieſen Fällen ſehnen wir uns nach der unentbehrlichen Wonne, den andern entweder ganz zu vertilgen, oder ihm wenigſtens alles zu entziehen, was das Gefühl des Beſtehens angenehm machen kann.

Beyde, die Leidenſchaft der Liebe und des Haſſes, kommen darin überein, daß ſie eine fixierte Wirkſamkeit der Phantaſie vorausſetzen. Dort werden wir von dem Bilde des Ueberganges unſrer Perſon in eine andere, hier von dem Bilde des Vertilgens einer andern Perſon durch die unſrige beſeſſen.

Zwanzigſtes Kapitel.

Abſonderung der Leidenſchaft der Liebe von den leidenſchaftlichen Beſtrebungen der Lüſternheit des Körpers und der Seele.

Wenn es ſchwer iſt, die liebende Anhänglichkeit von der nicht liebenden, aber wohlwollenden und wohlthuenden, abzuſondern, ſo iſt es noch ſchwerer, die Leidenſchaft der Liebe von derjenigen, die auf Selbſtheit und bloßer Geſchlechtsſympathie beruht, zu unterſcheiden, wenn dieſe letzten mit Aufopferungen verknüpft ſind.

Jede Leidenſchaft, ſelbſt die allerniedrigſte der allergröbſten Selbſtheit, ſetzt eine Aufopferung vieler Neigungen zum Voraus, welche dem Menſchen, deſſen Herz

in Ruhe iſt, zu ſeinem beynahe unentbehrlichen Wohlſeyn zu gehören ſcheinen. So erträgt der Geizige Hunger und Froſt, und Nachtwachen und Schande, — nur um einen herrſchenden Trieb, nehmlich den der Geldſucht, zu befriedigen. So opfert der Eitle oft allen Genuß des Gaumens und häuslicher Bequemlichkeit auf, nur um in glänzender Kleidung vor ſeinen Miteinwohnern zu erſcheinen. So tauſcht der leidenſchaftliche Schwelger für die Verſagung aller übrigen Triebe die Befriedigung des herrſchenden, ſeiner Gierigkeit, ein.

Dieſen ähnlich, nur feiner und edler, handeln der Ehrſüchtige, der das Lob ſeiner Mitbürger und ſeiner Nachkommen, und der geiſtige Stolze, welcher Selbſtſchätzung in jedem Zeitpunkte ſeines Lebens, für das höchſte Gut halten, deſſen Erreichung nicht theuer genug erkauft werden kann. Auf das Verdienſtliche, auf das Sittliche der Leidenſchaft, kommt es hier nicht an; es gilt nur, den Unterſchied der Leidenſchaft des Herzens von der der Selbſtheit feſtzuſetzen.

Nun iſt aber nichts natürlicher, als daß die Leidenſchaft, welche jedes Mittel braucht, um zu ihrem Zweck zu gelangen, auch die Handlungen der Liebe nutzt, um ſich entweder Glücksgüter, oder Ehre, oder Unterhaltung, — denn es giebt auch einen leidenſchaftlichen Trieb nach Beluſtigung, — zu verſchaffen, und dem Stolze Nahrung zu bereiten. Ja, ſie betrügt ſich alsdann oft ſelbſt, verwechſelt das Mittel mit dem Zweck, glaubt aus Liebe zu lieben, da ſie doch nur aus Leidenſchaft der Selbſtheit Handlungen hervorbringt, die in ihren Wirkungen der Liebe ähneln.

Beſonders ſind Weiber dem Irrthum ausgeſetzt, jede leidenſchaftliche Aeußerung, jede Aufopferung gewöhn-

licher Neigungen für den Wunſch, ihnen zu gefallen, auf Rechnung einer liebenden Leidenſchaft zu ſetzen. Und dennoch iſt nichts zweydeutiger als dieſer Beweis.

Ein Wollüſtling, der ein unſchuldiges Mädchen zum Opfer ſeiner Lüſte beſtimmt, alles aufbietet, um es zu gewinnen, ſein Vermögen, alle Kräfte ſeines Körpers und ſeiner Seele aufopfert, um zu ſeinem Beſitz zu gelangen, kann gewiß darum nicht für liebend gehalten werden. Wie oft hat ein ſolcher Unhold beym Mißlingen ſeiner Plane der Unglücklichen den Dolch in die Bruſt geſtoßen, oder ſeine Luſt an der widerſtrebenden Ohnmacht gebüßt! Seine Leidenſchaft begehrt offenbar die Befriedigung ſeiner Luſt, nicht das Glück der Perſon: er betrachtet dieſe als ein Werkzeug, als ein nothwendiges Mittel, um zu einem einſeitigen Genuß zu gelangen, in den er nur zufällig jene andere Perſon mit aufnimmt.

Aber ein ſtolzer Ritter oder Dichter des Mittelalters, die es zum höchſten Ziele ihres Strebens machten, von einer Prinzeſſin den Sold der Minne durch das Geſchenk eines Bandes oder einer Schleife zu erhalten, ſich bey der Anrufung ihres Nahmens mitten in die Haufen der Feinde ſtürzten, oder Jahre lang für ſie hinſchmachteten, und ihr Leiden in Verſen und Proſe ausſchütteten; — kann man von dieſen unbedingt behaupten, daß ſie geliebt haben? Ich ſage: keinesweges! Die geliebte Perſon konnte den Glanz, der ſie umgab, verlieren, ſie konnte in die Reihe gewöhnlicher Weiber treten; ja, ſie konnte nur in eine völlig ruhige Lage zu dem Abenteurer kommen, in eine Lage, worin nun kein Ruhm vor ihren Augen einzuernten, kein Stolz auf den Beſitz ihres Herzens zu nähren war; — ſchnell verſchwand die Leiden-

ſchaft, und Langeweile trat an ihre Stelle. Wunſch nach Annäherung zum häuslichen Beyſammenſeyn, Wonne an dem Glück der Geliebten in einer ihr angemeſſenen Lage, war nicht der Zuſtand dieſer höchſt ſelbſtiſchen Verbindung.

Wir haben keine Ritter und Troubadours mehr. Aber wir haben müſſige Intriguanten und empfindſame Knaben, die intereſſant ſeyn wollen, in Menge. Eitelkeit iſt an die Stelle der Ruhmſucht getreten, und empfindelnder Stolz hat immer ſeine Rechte beybehalten. Es giebt noch Männer und Weiber genug, welche den höchſten Reiz der Liebe darin ſetzen, andern und ſich ſagen zu können, daß ſie ſo liebend ſind, daß ſie nach dem Beſitz eines Herzens ſtreben, daß ſie ausgezeichnet glücklich oder unglücklich ſind. Es giebt, ſage ich, Menſchen, welche die üppige Spannung der Empfindeley, welche die Führung einer Intrigue, und über alles den Stolz und den Ruhm lieben, als Martyrer der Liebe, oder als unwiderſtehliche Herzensbezwinger ſich und andern zu erſcheinen. Dieſe Menſchen ſtreben nicht nach dem Glück der Geliebten, fühlen nicht die Unentbehrlichkeit ſeines Wohls zum Bewußtſeyn ihrer glücklichen Perſönlichkeit. Sie lieben bloß das Verhältniß, als unentbehrlich zu dem Zuſtande, in den ſie ſich ſelbſt verſetzen wollen.

Ein und zwanzigſtes Kapitel.

Abſonderung der Leidenſchaft der Liebe von der Leidenſchaft nach Vereinigung mit der Perſon, und nach ihrem ausſchließenden Beſitze.

Dieß ſind Beyſpiele von leidenſchaftlichen Beſtrebungen nach einzelnen Verhältniſſen mit einer Perſon von verſchiedenem Geſchlechte; Verhältniſſen, die zur Befriedigung einzelner Triebe der körperlichen Lüſternheit oder Seelenlüſternheit leidenſchaftlich, d. h. mit Aufopferungen vieler Neigungen, begehrt werden, die für den kalten Menſchen zum unentbehrlichen Wohlbeſtehen zu gehören ſcheinen.

Dieſe unterſcheiden ſich noch von der Leidenſchaft nach dem Beſitze der Perſon ſelbſt.

Wenn wir bloß mit Leidenſchaft ſtreben, unſere körperliche Lüſternheit oder unſere Eitelkeit durch eine Perſon vom andern Geſchlechte befriedigt zu ſehen; ſo erſcheint uns nicht die Perſon im Ganzen, ſondern ſie erſcheint uns nur in dem beſondern Verhältniſſe, worin wir Genuß von ihr erwarten, oder bereits erhalten haben. Wir tragen das Bild einer Umarmung oder einer Auszeichnung mit uns herum. Von dieſem Bilde werden wir beſeſſen, und ſeiner Realiſierung opfern wir ſo vieles auf.

Wir können aber auch den ausſchließenden Beſitz der Perſon ſelbſt leidenſchaftlich begehren, und dann verfolgt uns das Bild der gänzlichen Zueignung, des völligen, vollkommenſten Angehörens. Es iſt nicht mehr ein particuläres Verhältniß, in welches wir mit der Perſon zu kommen ſuchen; ihr ganzes Weſen macht den Gegenſtand unſerer Sehnſucht aus.

Dieß iſt doch Liebe? Im geringſten nicht. Wir werden bey den Alten eine Menge von Beyſpielen finden, worin Männer und Weiber den größten Gefahren getrotzt haben, um mit dem geliebten Gegenſtande zuſammen zu ſeyn, und ſich ſagen zu können: er gehört mein! Andere, in denen ſich Männer und Weiber das Leben genommen haben, weil ihnen dieß nach dem Verluſt des Geliebten von keinem Werthe weiter geſchienen hat. Aber höchſt ſelten findet man Beyſpiele, in denen beſonders Männer der damahligen Zeit ihr Leben auch dann daran gewagt hätten, wenn es darauf angekommen wäre, eine Geliebte, die ſie ſich nicht zueignen konnten, weil ſie mit einem andern verbunden war, oder ihre Liebe nicht erwiederte, von einer Gefahr zu befreyen; die ihre Begierden aufgeopfert hätten, um die Gewiſſensruhe des geliebten Weibes zu ſchonen; die endlich ſelbſt die Leidenſchaft, den Beſitz der Geliebten zu erlangen, dem Wohl dieſer Geliebten, als eines ſelbſtſtändigen Weſens, untergeordnet hätten.

Auffallend iſt es aber, daß derjenige, der ſich nur in ſo fern für einen andern aufopfert, als er mit ihm glücklich und vereinigt ſeyn, oder ihn ſich ausſchließend zueignen kann, daß dieſer leidenſchaftliche Menſch demjenigen ziemlich gleich iſt, der ſich für den Beſitz eines Schatzes oder eines Sklaven aufopfert. Denn auch Geitzige haben oft mit Gefahr des Lebens für die Erhaltung ihrer Reichthümer gekämpft, und ihren Verluſt nicht überlebt.

So gehört alſo zur Selbſtheit jede Leidenſchaft zu andern Perſonen, in der das Glück des Geliebten nicht unſerm eigenen, und ſogar demjenigen, daß wir in der Vereinigung mit ihm aufſuchen, vorgezogen wird. So gehört zur Selbſtheit, oder zur bloßen Geſchlechtsſympa-

thie, jede Leidenſchaft, welche den Geliebten nur nach Art und Weiſe des Liebenden glücklich wiſſen, ihm nicht gönnen will, es in Gemäßheit ſeiner Geſchlechtsanlagen und Verhältniſſe zu ſeyn. Derjenige liebt nicht, der verlangt, der geliebte Gegenſtand ſolle nur ſo glücklich ſeyn, als er es mit ihm zugleich ſeyn kann. Eine Geliebte, die von dem Manne fordert, daß er als ein Feiger aus der Schlacht fliehen ſolle, um ſich für ſie zu erhalten; oder daß er als Geſchäftsmann ſeinen Beruf vernachläſſigen ſolle, um ihr ganz anzugehören; ein Mann, der von der Liebenden die Aufopferung aller Schamhaftigkeit, alles Anſtandes, die Vernachläſſigung aller Pflichten der Tochter, der Mutter, der Hausfrau verlangt, um ihm das Gefühl zu geben, ſie iſt ganz mein; beyde lieben, aller Heftigkeit der Leidenſchaft ungeachtet, nicht die ſelbſtſtändige Perſon, ſondern ihr Selbſt.

Zwey und zwanzigſtes Kapitel.

Gefahren der Begeiſterung für wahre Liebe.

Keine Leidenſchaft iſt ohne Begeiſterung: keine, worin nicht die Bilder des begehrten Gegenſtandes äußerſt lebhaft und anhaltend vor unſerer Seele ſchwebten, auf Lieblingsneigungen träfen, und unſere Kräfte in ungewöhnlicher Maße nach Erlangung des Gegenſtandes unſerer Begierden hinſpannen ſollten. Einige Arten der Leidenſchaften, vorzüglich diejenige, welche auf Geſchlechtsſympathie beruht, ſind gemeiniglich mit Beſeſſenheit und dem fixierten Streben nach Selbſtverwandlung gepaart.

Das Bild, welches uns in einem von dieſen verſchiedenen Zuſtänden der Begeiſterung beherrſcht, iſt nun niemahls demjenigen Menſchen völlig ähnlich, mit dem wir vereinigt zu werden ſtreben. Allein die Grade der Untreue in der Darſtellung ſind ſehr verſchieden. Sehr oft iſt es ein verſchönertes, aber doch wieder zu erkennendes Bildniß; ſehr oft aber iſt es auch ein Ideal, das nicht die geringſte Aehnlichkeit mit der Perſon hat, deren Vorzüge nur eine ſehr entfernte Veranlaſſung gegeben haben, das Bild, welches uns begeiſtert, zuſammenzuſetzen. Dieſe Perſon wird bloß das Symbol des idealiſchen Gegenſtandes, den wir anbeten, und dient dem ſchwärmeriſchen Verehrer einer unſichtbaren Gottheit zur Verſinnlichung des geiſtigen Weſens.

Hier entdecken ſich ſogleich die Gefahren, welche der Liebe, die ſich ohne Vereinigung mit einer neben uns exiſtierenden beſtimmten Perſon nicht denken läßt, aus

der Begeiſterung drohen, die durch ein bloßes Bild der Phantaſie erweckt wird. Unbekümmert um das wahre Wohl der Perſon, welche nur den Stoff zu dieſem Bilde hergegeben hat, müſſen wir darnach ſtreben, ihr nie ſo nahe zu kommen, um unſer Ideal vermöge der Vergleichung zertrümmert, und die Spannung unſerer Einbildungskraft geendigt zu ſehen.

Der Ton einer Flöte, den ein junges Mädchen zum erſten Mahle bey Nachtzeit hörte, beflügelte ſeine Phantaſie, ſich den Spieler als den außerordentlichſten, liebenswürdigſten Sterblichen zu denken. In dieß Bild verliebte es ſich, und blieb verliebt — bis es ihn ſah.

Das Hinderniß, welches hier dem verliebten Mädchen auf eine Zeitlang phyſiſch im Wege ſtand, ſein Ideal mit dem Geliebten zu vergleichen, das empfinden viele andere geiſtig. Es liegt in unſerer Eitelkeit, in unſerm Hange zum Außerordentlichen, und ſehr oft auch daran, daß wir den geſpannten Zuſtand um der Spannung ſelbſt willen lieb haben, und uns darin gefallen.

Das glänzende Aeußere, die Gewandheit, die Zuverläſſigkeit gebildeter Weltleute pflegen gemeiniglich ſehr ſtark auf die Phantaſie des Neulings zu wirken, der zuerſt in den geſelligen Zirkeln auftritt. Die erſte Empfindung iſt peinlich; ſie ſtellt den jungen Menſchen in ein unvortheilhaftes Licht bey der Vergleichung, welche er zwiſchen ſeiner Lage und der des bewunderten Geſellſchafters anſtellt. Bezeigt ihm aber dieſer die geringſte Aufmerkſamkeit, ſo trifft das Bild des Außerordentlichen auf ſeine Eitelkeit, und ſogleich erſcheint in ſei-

ner Seele ein Ideal von Vollkommenheit, mit dem er ſich aufs innigſte zu vereinigen, deſſen Vorzüge und Lage er ſich ganz anzueignen ſtrebt. Er erhält inzwiſchen mehr Kenntniß von der Welt, und den ſeichten Eigenſchaften, welche erfordert werden, um darin zu glänzen, und ſeine Bewunderung wechſelt mit Verachtung.

Noch einladender zur Begeiſterung iſt bey jungen Menſchen erregte körperliche Lüſternheit, die mit Hinderniſſen zu kämpfen hat. Die ärgſten Buhlerinnen ſind oft am allergeſchickteſten, jungen Männern zu Symbolen verkörperter Tugend zu dienen, wenn entweder äußere Lagen ſich der Befriedigung ihrer Begierden entgegen ſetzen, oder wenn die gewinnſüchtige Perſon ihre lang hinausgeſetzte Gunſt durch manche Opfer vorher erkaufen laſſen will.

Ueberhaupt ſind Hinderniſſe, welche ſich der Annäherung an die Perſon, und beſonders bis zur körperlichen Gegenwart und Vereinigung entgegen ſetzen, wichtige Beförderungsmittel der Begeiſterung in allen ihren Graden. Sie veranlaſſen Bilder von einem geiſtigen und außerordentlichen Verhältniſſe, welches bald auf die entfernten Gegenſtände unſerer Annäherungstriebe übertragen wird. Sie ſtören nicht die Phantaſie durch Vorſtellungen des Mangelhaften und Gewöhnlichen. Darum werden diejenigen Perſonen, welche ſich mit Gott, Geiſtern und Perſonen weit über ihrem Stande zu vereinigen ſtreben, am leichteſten in Schwärmerey gerathen. Sie finden aber auch am erſten Befriedigung, weil nichts ihre Illuſion ſtört. Eben darum gerathen

ſie auch ſo leicht in den wahnſinnigen Zuſtand einer wirklichen Selbſtverwandlung.

Sehr oft wird die heftigſte Leidenſchaft, die auf Schwärmerey beruht, bloß dadurch geendigt, daß ſich die Perſonen, welche ſie für einander empfinden, bis zur nähern perſönlichen Bekanntſchaft einander nahe kommen. Die Geſchichte eines ſchönen Geiſtes unſrer Zeit, der mit einer Dame von großem Verſtande und vieler geſelligen Liebenswürdigkeit in Verbindung ſtand, iſt oft erzählt. Sie glaubten ſich einander zu lieben, ihre Verhältniſſe aber geſtatteten ihnen nicht, ſich ohne läſtige Zeugen zu ſehen und zu ſprechen. Das einzige Mittel, welches ihnen zum Austauſch ihrer Gefühle übrig blieb, war der Briefwechſel. Wie oft war dieſer mit Wünſchen angefüllt, ſich endlich einmahl einander ganz ſo darſtellen zu können, wie ſie wären, und der Laſt einer langſamen Ueberlieferung ihrer Empfindungen durch Schrift entledigt, durch Geberde und mündliche Unterredung ihre Herzen gegen einander zu ergießen. Er erſchien, der längſtgewünſchte Tag! aber noch ehe er verſtrichen war, fanden ſich die Geliebten genöthigt, einen Schirm zwiſchen ſich zu ſtellen, und an einander zu ſchreiben.

Welch einen Contraſt macht dieſe Geſchichte mit der zweyer Liebenden aus dem vorigen Jahrhunderte! Auf gleiche Weiſe durch Verhältniſſe und Lagen vor den Augen der Welt getrennt, hatten ſie heimlich in einem Gartenhauſe ein ganzes Jahr hindurch ihre Zuſammenkünfte häufig wiederholt. Am Ende des Jahrs bemerkt der eine, daß die Ausſicht ſchön ſey. „Ich bin verloren, ruft der andere, du ſiehſt etwas außer mir!“

Noch weniger mit der Liebe harmonierend iſt nun gar das abſichtliche Streben, die Phantaſie mit einem ſelbſtgeſchaffnen Ideale zu täuſchen, entweder um im Zuſtande der Begeiſterung und der Spannung der edelſten Kräfte unſers Weſens zu ſchwelgen, oder den Stolz, daß man das Außerordentliche ſo außerordentlich begehrt, zu nähren.

Dieſer Fall tritt ſehr häufig ein bey Dichtern, Künſtlern, und überhaupt bey allen Perſonen, welche durch ihre beſchränkten Umſtände vom Umgange mit Menſchen abgeſchnitten leben, aber vermöge ihrer Beſchäftigungen und Anlagen eben ſo ſehr zu Träumereyen als zur Eitelkeit und zum geiſtigen Stolze aufgefordert werden. Unter den Charakteren dieſer Art giebt es beſonders zwey Arten. Die eine iſt von Natur heiter, geſellig, eitel; kurz, ſanguiniſch, aber durch Umſtände melancholiſch geworden, und an Zurückgezogenheit gewöhnt. Perſonen dieſer Art ſuchen Unterhaltung ihrer Einſamkeit in der Nährung von Bildern, welche zu gleicher Zeit ihrer Eitelkeit ſchmeicheln. Dahin gehören eine Menge von Religioſen, Nönnchen, Mädchen aus dem Mittelſtande, junger Leute aus allen Ständen, die unter ſtrenger Aufſicht ſtehen, u. ſ. w. Petrarca gehört gleichfalls hieher, wie im dritten Theile dieſes Werks näher gezeigt werden wird.

Die andere Art iſt von Natur finſter, ſtolz und choleriſch melancholiſch. Dieſe Perſonen zünden ein Feuer in ſich an, das ſie ſelbſt, und den unglücklichen Gegenſtand, der ihnen Gegenliebe ſchenkt, mit ihnen verzehrt. Sie ſuchen nur das Ungewöhnliche in dem Gegenſtande

ihrer Leidenſchaft, in der Art, wie ſie lieben und geliebt ſeyn wollen. Ihr Zuſtand iſt eine Art von Raſerey und finſterer Wuth, die aber für ſie den Reitz der außerordentlichen Erhöhung ihrer Lebensgeiſter hat, die ihnen eben ſo zum Bedürfniß geworden iſt, wie dem Orientaler das Opiat. Es giebt dieſer Menſchen zum Glück nicht viele. Aber eines jeden Erfahrung wird doch leicht ein Paar Beyſpiele liefern. Rouſſeau hatte viel von dieſem Charakter.

Beyde kommen darin überein, daß ſie das Bild viel mehr als den Gegenſtand, der es hergiebt, lieben. Dieſer iſt wirklich nur ein Mittel, das Bild deſto lebhafter in ihrer Seele zu erhalten, indem ſie es auf etwas Wirkliches beziehen. Die Perſon iſt ihnen ungefähr das, was dem minder delicaten Weibe der Gatte iſt, in deſſen Umarmungen es an das Bild des abweſenden Buhlen denkt. Auch ſuchen ſie ſich nie dem Gegenſtand ſo ſehr zu nähern, daß dieß Gefühl der Individualität ihr Traumbild zerſtören könnte. Sie thun wohl gar freywillig auf Gegenliebe Verzicht; verlangen nur, daß die Perſon ſich lieben laſſe, d. h. den Stoff zu dem Bilde hergebe, das ſie begeiſtert. Auch ſind ſie in der Trennung von dem geliebten Gegenſtande, worin ſie ihn vollkommener ausmahlen können, nicht unglücklich. Ja! dieſe Trennung wird ihnen wohl gar angenehm, weil ſie das Verhältniß um ſo reitzender finden, je qualvoller es iſt. Sie häufen daher oft ſelbſt die Schwierigkeiten, welche ſich der gänzlichen Vereinigung entgegenſetzen. Ueberzeugt, daß ſie ſich der Perſon, ohne Gefahr eines Verluſts der Spannung ihrer Phantaſie, nicht weiter als bis auf diejenige Ent-

fernung nähern dürfen, wo ihre Eigenſchaften in einem günſtigen Halbdunkel erſcheinen, ſuchen ſie nur einen ſolchen Standpunkt auf, worin ſie ihn auf dieſe Art erblicken. Darum werden ſie auch beynahe immer das Mittelmäßige dem Hervorſtechenden vorziehen, weil jenes ihre Phantaſie mehr auffordert, das Mangelhafte zu erſetzen. — Gemeiniglich ſind ſie das Spiel ſchlauer Coquetten, oder ſolcher Männer, die ihre Schwächen zu nutzen wiſſen.

Drey und zwanzigſtes Kapitel.

Abſonderung der Leidenſchaft der Liebe von der liebenden Anhänglichkeit, die mit einzelnen leidenſchaftlichen Aufwallungen verknüpft iſt.

Leidenſchaft iſt fixierte Sehnſucht nach der unentbehrlichen Wonne, unſere Perſon an die Perſon eines andern Menſchen abzugeben, und ſich in ihm zu verlieren. Ich habe es ſchon geſagt, daß dieſer Zuſtand ſich bey glücklicher Liebe nicht leicht finden wird; daß er allemahl Hinderniſſe, Verſagungen, Trennungen vorausſetzt. Demungeachtet kann die glücklichſte Verbindung im ruhigſten Genuſſe der Vereinigung ſehr wohl mit einzelnen leidenſchaftlichen Aufwallungen verknüpft ſeyn, welche vorübergehende Lagen, eine Anwandlung von Eiferſucht, eine kurze Trennung, eine kleine Verunwilligung zwiſchen dem Geliebten, ein heftigeres Andrin-

gen der Geſchlechtsſympathie, u. ſ. w. hervorbringen. Dieſe leidenſchaftlichen Aufwallungen geben aber der Zärtlichkeit, oder auch der bloßen liebenden Anhänglichkeit noch keineswegs den Charakter der Leidenſchaft der Liebe, ſo wie ſie überhaupt für Liebe nichts beweiſen.

Ende des erſten Theils.

Kurze Ueberſicht
des Inhalts des erſten Theils.

Dieſer Theil iſt der Naturkunde der Liebe gewidmet.

Die Liebe wird bald für eine einzelne Aufwallung, bald für eine dauernde Anhänglichkeit, bald für Leidenſchaft genommen.

In ſo fern wir mit dem Worte „Liebe" eine einzelne Aufwallung bezeichnen, ſehen wir bey dem Begriffe, den wir damit verbinden, entweder bloß auf die Willigkeit, mit der wir uns einem gewiſſen Zuſtande überlaſſen und entgegenbieten, oder zugleich auf die Art, wie wir uns während dieſes Zuſtandes äußern Gegenſtänden, beſonders vernünftigen Weſen, annähern, und für ihr Wohlbeſtehen Sorge tragen.

In der erſten Rückſicht heißt Liebe ſo viel als: jeder Zuſtand affektvoller Luſt; gleichviel, woran und wozu? Sogar die Luſt am baren Harren; die Luſt am mindern Uebel bey der Wahl unter mehreren unangenehmen Zuſtänden wird mit dieſem Nahmen belegt. Vergleichen wir aber mehrere Gefühle von Luſt unter einander, ſo heißt allemahl der Zuſtand der höchſten Luſt, derjenige, dem wir uns am willigſten überlaſſen und entgegenbieten, vorzüglich Liebe. Daher iſt Liebe — Luſt am gegenwärtigen Genuſſe; und zwar nicht des bloßen Genügens, der bloßen Zufriedenheit mit dem Ruheſtande des Lebens; — Nein, Luſt an der Ausgelaſſenheit des Lebens; Wolluſt und Wonne. — Vor allem aber

Wolluſt und Wonne an fortſchreitender Ausbildung des gegenwärtigen Genuſſes.

Nehmen wir aber *zweytens*, bey der Bezeichnung dieſer angenehmen Zuſtände unſers Weſens zugleich auf das Verhältniß Rückſicht, in welches wir dadurch zu andern Weſen zu ſtehen kommen; ſo erhält der Begriff eine beſtimmtere Bedeutung. Liebe heißt dann: *wonnevolles Beſtreben nach Ausbildung des Genuſſes eines gemeinſchaftlichen Daſeyns und Wohls mit einem uns angenäherten, aber von uns noch verſchiedenen Gegenſtande.* Kürzer: *Wonne der Sympathie.*

Bey der Vergleichung mehrerer Wonnegefühle der Sympathie unter einander iſt dasjenige das reinſte, unverdächtigſte und höchſte, welches uns der Menſch einflößt. *Wonne der Sympathie mit dem Menſchen* heißt daher vorzüglich Liebe. Dieß Gefühl ſetzt zum Voraus, daß wir die Selbſtſtändigkeit und das Wohl des andern unmittelbar als den Grund unſerer Wonne anſehen, und zugleich durch das begünſtigte Beſtreben ſein Glück zu befördern, aufmerkſam darauf werden, daß wir den Genuß eines gemeinſchaftlichen Daſeyns und Wohls fortſchreitend ausbilden. *Lieoe, in der engſten Bedeutung*, (als einzelne Aufwallung betrachtet,) *iſt daher wonnevolles Beſtrebeu nach Beförderung des Glücks eines andern Menſchen um der Ueberzeugung willen, daß dieſer ſich ſelbſt glücklich fühle.*

Herz iſt alle Mahl die Fähigkeit, Liebe zu empfinden.

Der Liebe ſteht *Gleichgültigkeit* und *ſchwache Willensregung* entgegen, in ſo fern wir bloß auf die *Stärke einer gewiſſen Reitzung* überhaupt, es ſey zur Luſt oder Unluſt, Rückſicht nehmen. Verſtehen wir unter Liebe eine ſtärkere Reitzung zur *Luſt*; ſo ſetzt ſich ihr *Abneigung* und

Scheu vor einem gewiſſen Zuſtande entgegen. Bedeutet Liebe ſo viel als Wolluſt und Wonne; ſo iſt ihr bares Harren, Genügen des fortwährenden Bedürfniſſes, bloße Zufriedenheit mit dem Ruheſtande des Lebens entgegenzuſtellen. Endlich ſteht ihr, in ſo fern Wolluſt und Wonne an fortſchreitender Ausbildung des gegenwärtigen Genuſſes darunter verſtanden wird, der Zuſtand des beſtrebungsloſen Vergnügens und der endenden Begierde entgegen.

Der Liebe, für Luſt zur Annäherung an äußere Gegenſtände und Sorge für ihre Erhaltung genommen, iſt Ungeſelligkeit und Uebelwollen zuwider. Für ſympathetiſche Luſt genommen ſteht ihr der Widerwille der Antipathie entgegen. Dem wonnevollen Beſtreben nach der Beförderung des Glücks eines andern Menſchen, um der Ueberzeugung willen, daß er ſich ſelbſt glücklich fühle: der Liebe im engſten Sinne, ſteht das bloße Genügen des geſtillten oder auch begünſtigten Mitleidens entgegen.

Nicht ſo wohl der Liebe unbedingt entgegengeſetzt, als vielmehr nur von ihr verſchieden, erſcheint die Wonne der Selbſtheit und des Beſchauungshanges. Wonne der Selbſtheit iſt diejenige Luſt an der Ausgelaſſenheit des Lebens, die nach Ueberſchlagung unſers perſönlichen Vortheils bey uns entſteht, und, in ſo fern wir dabey auf die Art der Annäherung an andere Menſchen Rückſicht nehmen, diejenige Wonne, die erſt nach vorgängiger Beziehung des angenäherten Menſchen auf unſer perſönliches Wohl, wie Mittel zum Zweck, in uns erweckt wird. — Wonne des Beſchauungshanges iſt diejenige Wonne, die bey völliger Ruhe unſers Beſtrebungsvermögens, und ohne Beachtung unſers eigenen Zuſtandes, bloß durch die Bemerkung

des Auffallenden der Eigenthümlichkeiten eines Gegenſtandes, dem wir uns von ferne nähern, in uns erweckt wird.

Die nähere Ausführung und Beſtimmung dieſer Begriffe liefern das erſte Buch und der erſte Abſchnitt des ſechſten.

Liebe, als Anhänglichkeit betrachtet, heißt angewöhnte Stimmung unſers Weſens, nach Beglükkung einer beſtimmten Perſon wonnevoll zu ſtreben, um der Ueberzeugung willen, daß ſich dieſe ſelbſt glücklich fühle.

Liebe in dieſem Sinne ſetzt nicht bloß liebende Affekte, ſondern ein Gewebe von Affekten zum Voraus, die Wirkungen der ungleichartigſten Triebe ſeyn können. Alle Triebe, welche ohne Annäherung an andere Menſchen und ihre Erhaltung nicht befriedigt werden können; alle Triebe, die nur um ihrer Folgen willen geſellig genannt zu werden verdienen, dürfen hier mit ins Spiel kommen. Genug, wenn ſie eine angewöhnte Richtung zu einer beſtimmten Perſon hin genommen haben, und wenn die Wonne der Sympathie mit dem Menſchen, (die eigentliche Liebe,) die Oberhand behält. Daher kann ſich bey der liebenden Anhänglichkeit ein gewiſſer Grad von Zwang mit einmiſchen, es kann die Selbſtheit, es kann der Beſchauungshang mit wirkſam ſeyn; ja es ſcheint, daß beyde mitwirken müſſen, wenn die Verbindung enger und dauernder ſeyn ſoll.

Es giebt aber mehrere Arten von liebender Anhänglichkeit.

Wir ſchließen entweder nur etwas Perſönliches an die Perſon des andern Menſchen an; oder wir vereinigen gar unſere Natur mit der ſeinigen.

Die erſte Art der Verbindung nenne ich perſönliche Ergebenheit; und dieſe theilt ſich wieder in liebendes Patronat gegen liebende Clientel, und liebende Genoſſenſchaft oder Brüderſchaft.

Liebendes Patronat gegen liebende Clientel findet Statt unter Perſonen, die in ihren Verhältniſſen gegen einander wie Obere zu Untergebenen ſtehen. Liebende Genoſſenſchaft findet Statt unter Perſonen, die ſich unter gleichen Verhältniſſen verbinden, ob ſie gleich ihre Naturen nicht vereinigen.

Die Vereinigung der Naturen ſetzt zum Voraus, daß der Menſch angewöhnt ſey, den Verbündeten ſo beglücken zu wollen, wie er es ſelbſt in der Ausgelaſſenheit ſeines Lebens zu ſeyn wünſcht, und daß er dann in einem Genuſſe mit ihm zuſammen zu treffen ſtrebe. Natur heißt hier die engſte Sinnlichkeit. Die angewöhnte Stimmung unſers Weſens, einen andern Menſchen in unſre engſte Sinnlichkeit mit aufzunehmen, um ſich dadurch wechſelſeitig zu beglücken, heißt Zärtlichkeit. Mit andern Worten: Zärtlichkeit iſt das angewöhnte wonnevolle Beſtreben nach beglückender Zuſammenſetzung zweyer Perſonen zu einer, durch Vereinigung der Naturen.

Herz heißt auch hier wieder die Fähigkeit, ſich liebend anzuhängen.

Die Gegenfüßlerin der liebenden Anhänglichkeit iſt Feindſchaft: jene angewöhnte Stimmung unſers Weſens, übelwollende Affekte gegen eine beſtimmte Perſon zu richten.

Verſchieden von der liebenden Anhänglichkeit ſind alle engeren Verbindungen, in denen Selbſtheit oder Beſchauungshang die Oberhand gewinnen.

Die Ausführung und nähere Beſtimmung dieſer Begriffe liefern das zweyte Buch und der zweyte Abſchnitt im ſechſten.

Die Zärtlichkeit theilt ſich in Freundſchaft und Geſchlechtszärtlichkeit ab. Um den Begriff von beyden zu faſſen müſſen die Begriffe der Sympathie mit dem Gleichartigen und der Geſchlechtsſympathie vorläufig entwickelt werden.

Die Anlagen oder Fähigkeiten des Menſchen können ſo wohl dem Körper als der Seele nach auf zwey Diſpoſitionen zurückgeführt werden, deren eine ſeine Stärke, die andere ſeine Zartheit ausmacht. Beyde Diſpoſitionen finden ſich in jedem Menſchen, er mag ſeinen äußern Kennzeichen nach zur Claſſe der Mannsperſonen oder zu der der Frauensperſonen gerechnet werden.

Zur Stärke des Menſchen gehört ſein Vermögen, hart angreifende Reizungen für die Senſibilität ſeiner Sinnenorgane zu leiden, die feurigere Wallung der Lebenskraft, und die Anſtrengung der Lebenswerkzeuge zu dulden: ſein Gemüth erſchüttert, ſeinen Geiſt emporgehoben zu fühlen. Es gehört aber auch dahin ſeine Kraft, ſich gegen andere Gegenſtände hart angreifend zu bewegen, ihnen die Wallung ſeiner Lebenskraft, die Anſtrengung ſeiner Lebenswerkzeuge mitzutheilen: ihr Gemüth zu erſchüttern, ihren Geiſt emporzuheben. Mithin hat jeder Menſch ein leidendes Vermögen und eine thätige Kraft an ſich, die ſich unter dem Charakter der Stärke als eine beſondere Diſpoſition ſeiner Anlagen überhaupt ankündigen. Der Zuſtand, in den er durch die Wirkſamkeit dieſer Stärke geräth, iſt der einer leidenden oder thätigen Spannung.

Zur Zartheit des Menſchen gehört dagegen ſein Vermögen, ſanfte Reizungen für die Senſibilität ſeiner äußern Sinnenorgane zu leiden: die Allmähligkeit und Auflöſung der Lebenskraft und Lebenswerkzeuge zu dulden: ſein Gemüth erweicht, ſeinen Geiſt in leichter Schwingung zu fühlen. Es gehört aber auch dahin die Kraft, auf andere Gegenſtände ſanft einzuwirken, und ihnen unſre Allmähligkeit, Auflöſung, Weichheit und leichte Schwingung mitzutheilen. Folglich birgt jeder Menſch ein leidendes Vermögen und eine thätige Kraft in ſich, die ſich unter dem Charakter der Zartheit, als eine beſondere Diſpoſition ſeiner Anlagen überhaupt, ankündigen. Der Zuſtand, in den er durch die Wirkſamkeit ſeiner Zartheit geräth, iſt der einer leidenden oder thätigen Zärtelung.

Jeder Menſch iſt, wie geſagt, mit dieſer doppelten Diſpoſition ſeiner Vermögen und Kräfte ausgerüſtet, die, in Rückſicht auf die ganze Gattung ſeiner Anlagen, als zwey Geſchlechter derſelben anzuſehen ſind. In ſo fern aber die Menſchen mit dem ganzen Inbegriff ihrer Anlagen, der ſich in jedem Einzelnen von ihnen findet, unter ſich, und in Rückſicht auf die ganze Gattung der Individuen betrachtet werden, findet ſich bey dem einen die Diſpoſition zur Stärke hervorſtechend vor der zur Zartheit: bey dem andern aber die Zartheit im Uebergewicht über die Stärke. Dieß begründet die Eintheilung der menſchlichen Gattung in zwey Geſchlechter. Der Menſch, bey dem die Stärke die Zartheit überwiegt, iſt Mann: der Menſch, bey dem die Zartheit über die Stärke hervorragt, iſt Weib.

Wenn der Menſch, der ſich ſtark fühlt, ſich dem ſtarken Menſchen nähert, um in der Verbindung mit ihm ſeine Stärke zu ergänzen; — ſo empfindet er Sympathie mit dem gleichartigen Starken, oder mit dem ähnlichen Geſchlechte

in andern, und ſein Zuſtand wird der der **reinen aber erhöheten Spannung.**

Wenn der Menſch, der ſich zart fühlt, ſich dem zarten Menſchen nähert, um in der Verbindung mit ihm ſeine Zartheit zu ergänzen; — ſo empfindet er **Sympathie mit dem gleichartigen Zarten,** oder mit dem ähnlichen Geſchlechte in andern, und ſein Zuſtand iſt der der **reinen aber erhöheten Zärtelung.**

Zuweilen gerathen die beyden Diſpoſitionen im Menſchen in **Aufruhr, und er ſtrebt nach der vollkommenſten Wirkſamkeit ſeiner Anlagen durch gleichzeitige Spannung und Zärtelung.** Dann nähert er ſich einem andern Menſchen, dem er eine verſchiedene Miſchung der Diſpoſitionen von der ſeinigen, d. h. ein verſchiedenes Geſchlecht zutrauet, um in der Verbindung mit ihm nicht bloß die eine oder die andere Diſpoſition ſeiner Anlagen, ſondern ihre Gattung im Ganzen zu verbeſſern. Er empfindet alsdann **Sympathie mit dem Geſchlechtsverſchiedenen: Geſchlechts,** oder wie man es billig nennen ſollte, **Gattungsſympathie.** Der Zuſtand, dem er nachſtrebt, iſt der einer **gezärtelten Spannung.** Ein Zuſtand von überſchwenglicher Wolluſt und Wonne, wegen der ausgebreiteten und erhöheten Wirkſamkeit beyder Diſpoſitionen unſerer Vermögen und Kräfte.

Inzwiſchen werden ſich zwey, den herrſchenden Diſpoſitionen nach ähnliche Menſchen eben ſo wenig unter einander anziehen, als zwey Menſchen, die den herrſchenden Diſpoſitionen nach verſchieden ſind, wenn nicht ein gewiſſes Wohlverhältniß zwiſchen ihnen Statt findet, das in der Aehnlichkeit, oder in der Verſchiedenheit ihrer Anlagen allein nicht zu ſuchen iſt. Dieß Wohlverhältniß beruht bey der Verbindung zwiſchen den **ähnlichen** Weſen in dem Gefühle, daß ſie durch wech-

ſelſeitige Mittheilung ihrer ähnlichen Diſpoſitionen die Wirkſamkeit der Vermögen und Kräfte einer Art erhöhen können. In der Verbindung zwiſchen den verſchiedenen Weſen beruht es aber in dem Gefühle, daß ſie durch wechſelſeitige Mittheilung ihrer verſchiedenen Diſpoſitionen ihre Vermögen und Kräfte, der ganzen Gattung nach, in vollkommnerer Wirkſamkeit fühlen können.

Sympathie mit dem Gleichartigen iſt folglich Neigung des Menſchen, ſeinem Weſen das Geſchlechtsähnliche eines andern Weſens anzuarten. Der Starke will ſich in der Verbindung mit dem Starken ſtärker: der Zarte in der Verbindung mit dem Zarten zärter fühlen: jener ſtrebt dem Zuſtande der reinen erhöheten Spannung, dieſer dem Zuſtande der reinen erhöheten Zärtelung nach.

Geſchlechtsſympathie iſt die Neigung des Menſchen, ſeinem Weſen das Geſchlechtsverſchiedene eines andern Weſens anzugatten. Der Starke will ſich zugleich zart, der Zarte zugleich ſtark fühlen. Jener erhält dadurch den Charakter geſchmeidiger Stärke, dieſer den Charakter hebender Zartheit; und der Zuſtand, in dem ſie beyde zuſammentreffen, iſt der einer gleichzeitig leidenden und thätigen Spannung und Zärtelung.

Die Geſchlechtsſympathie äußert ſich ſo wohl am Körper als an der Seele.

Die körperliche wird eingetheilt in Ueppigkeit, Lüſternheit, und den unnennbaren Trieb.

Die körperliche Ueppigkeit iſt die Anlage zu jener überſchwenglich wollüſtigen Wirkſamkeit der Senſibilität unſerer äußern Sinnenorgane, und beſonders derer der Taſtung, wenn dieſe durch das Wohlverhältniß ihrer geſchmeidigen

Stärke zur hebenden Zartheit der *Oberfläche* der Körper, in die ſie ſich einlagern, in eine gleichzeitig leidende und thätige Spannung und Zärtelung gerathen.

Die *körperliche Lüſternheit* iſt die Anlage zu jener überſchwenglich wollüſtigen Wirkſamkeit der Lebenskraft *unſerer ganzen thieriſchen Organiſation*, wenn dieſe durch das Wohlverhältniß ihrer geſchmeidigen Stärke zur hebenden Zartheit der *Organiſation eines angenäherten belebten Körpers*, in eine gleichzeitig leidende und thätige Spannung und Zärtelung geräth.

Der *unnennbare Trieb* iſt die Anlage zum *unnennbaren Genuſſe*, — zu jener überſchwenglich wollüſtigen Wirkſamkeit unſerer *vegetabiliſchen Organiſation*, der unſtreitig an ähnliche Geſetze wie die beyden vorigen Arten von Gefühlen gebunden iſt, und einen ähnlichen Charakter mit ſich führt, welches aber um des Anſtandes willen nicht weiter ausgeführt werden darf.

Die *Geſchlechtsſympathie der Seele* wird theils am *Gemüthe*, (an dem niedern Seelenweſen,) theils am *Geiſte*, (an dem obern Seelenweſen,) empfunden.

Die Geſchlechtsſympathie des *Gemüths* wird ihre *Ueppigkeit* genannt. Sie entſteht, wenn wir unſer Gemüth in ſeinen Verhältniſſen zu andern Gemüthern zugleich leidend und thätig, hingebend und beherrſchend, mithin geſchmeidig ſtark gegen hebende Zartheit fühlen. Dadurch kommen wir in eine ſo enge Verbindung mit dem Gemüthe außer uns, daß wir Beſitz davon nehmen, und uns mit ihm von der übrigen Geſellſchaft der Menſchen als ein einzelnes Paar abſondern: oder was einerley iſt, *unſer Gemüth in das Gemüth des andern einlagern*. Der Zuſtand iſt auch hier gleichzeitig leidende und thätige Spannung und Zärtelung, und eben dadurch der einer überſchwenglichen Wonne.

Haupterſcheinungen der Ueppigkeit der Seele zeigen ſich in dem Triebe nach Häuslichkeit, nach geſelliger Auszeichnung vom andern Geſchlechte, im Stolze auf den Beſitz der Perſon: u. ſ. w.

Der Geiſt iſt gleichfalls einer Geſchlechtsſympathie unterworfen, die mit der Lüſternheit des Körpers große Aehnlichkeit hat. Er ſtrebt zuweilen darnach, von einem andern Geiſte völlig beſeſſen zu werden. In dieſem Zuſtande fühlt ſich unſer Geiſt einem höhern Geiſte unterworfen, hebt ſich aber dieſem zart entgegen, und fühlt zugleich deſſen Stärke geſchmeidig genug, um ſich in der engſten Verbindung mit ihm zu denken. Der Zuſtand während einer ſolchen Beſeſſenheit iſt wieder der einer gleichzeitig leidenden und thätigen Spannung und Zärtelung, und vielleicht unter allen, die dem Menſchen zu Theil werden können, der wonnevollſte.

Dieſe verſchiedenen Erſcheinungen der Geſchlechtsſympathie können ſich alle vereinigt zeigen; ſie können ſich aber auch einzeln offenbaren. Sie ſind Ausflüſſe eines allgemeinen Hanges unſerer Natur nach Vervollkommnung der Wirkſamkeit unſerer Vermögen und Kräfte. Sie ſind aber gar nicht unzertrennlich mit einander verbunden. Die Ueppigkeit des Körpers kann ohne Erregung der Lüſternheit deſſelben, dieſe ohne Erweckung des unnennbaren Triebes geſchäftig ſeyn. Die Seele kann der Geſchlechtsſympathie huldigen, ohne den Körper in einen ähnlichen Aufruhr zu verſetzen: umgekehrt kann der Körper in Aufruhr gerathen, ohne die Seele anzuſtecken. Inzwiſchen iſt es begreiflich, daß wegen des genauen Zuſammenhangs des Körpers mit der Seele, und ihrer verſchiedenen Vermögen und Kräfte unter einander, der Aufruhr in dem einen Theile unſers Weſens ſehr leicht in die übrigen übergehe.

Die Geſchlechtsſympathie äußert ſich am deutlichſten und vollſtändigſten in den Verhältniſſen zwiſchen ſolchen Perſonen, die ihren äußern Kennzeichen nach für Mann und Weib gehalten werden. Aber auch Perſonen, die äußern Kennzeichen nach zu einerley Geſchlecht zu gehören ſcheinen, können die Geſchlechtsſympathie in einander erwecken.

Aus Allem, was zu Bezeichnung der Geſchlechtsſympathie geſagt iſt, erhellet, daß dieſe bald deutlicher bald verſteckter wirke.

Die nähere Ausführung dieſer Sätze liefert das dritte Buch.

Nachdem der Begriff der Geſchlechtsſympathie und der Sympathie mit dem Gleichartigen feſtgeſetzt iſt, ſo laſſen ſich nun auch die der Freundſchaft und der Geſchlechtszärtlichkeit leicht angeben.

Beyde haben dieß mit einander gemein, daß ſie angewöhnte Stimmungen ſind, nach beglückender Zuſammenſetzung zweyer Perſonen zu einer, durch Vereinigung der Naturen zu ſtreben. Beyde ſind folglich Arten der Zärtlichkeit. Allein darin unterſcheiden ſie ſich von einander, daß die Freundſchaft auf Sympathie mit dem Gleichartigen beruht, folglich gleichartige Naturen zu vermengen ſtrebt: daß hingegen Geſchlechtszärtlichkeit auf Geſchlechtsſympathie beruht, und geſchlechtsverſchiedene Naturen zu vermählen ſtrebt.

Die Zeichen, woran man beyde in der wirklichen Welt von einander auskennen ſoll, ſind ſehr ſchwer anzugeben. Doch darf man ſicher da auf Geſchlechtszärtlichkeit rechnen, wo Symptome der Ueppigkeit des Körpers und der Seele bey den Empfindungen und Aeuße-

rungen der Verbindung herrſchend angetroffen werden. Es iſt aber keinesweges nothwendig, daß grobe Symptome der Geſchlechtsſympathie, beſonders des Körpers, dabey erſcheinen. Ihre Abweſenheit beweiſet folglich nichts für das Daſeyn der bloßen Freundſchaft.

Nach dieſen Bemerkungen kann Freundſchaft unter Perſonen Statt finden, die äußern Kennzeichen nach zu verſchiedenen Geſchlechtern gehören; und Geſchlechtszärtlichkeit unter Perſonen, die zu dem nehmlichen nach jenen bloß äußern Kennzeichen gehören. Denn da die Geſchlechtsſympathie mehrere Modifikationen annimmt, und ſich ſowohl an der Seele als am Körper äußert; ſo können Perſonen, welche die letzte gar nicht, oder höchſt dunkel bey einander aufregen, dennoch wegen der Geſchlechtsverſchiedenheit ihrer Seelen in das Verhältniß der Geſchlechtszärtlichkeit mit einander treten.

Freundſchaft und Geſchlechtszärtlichkeit ſetzen allemahl einen ſtrebenden Zuſtand zum Voraus, wenn gleich die Verbimdeten ſich wechſelſeitig vereinigt glauben. Denn ſie ſuchen die Ueberzeugung ihrer Vereinigung immer zu erhöhen, und die Beweiſe, die ſie ſich darüber geben, beſtändig zu vervielfältigen. Inzwiſchen unterſcheidet ſich der Zuſtand, worin ſie durch das Bewußtſeyn gerathen, daß ihnen die Vereinigung in vielen Stücken gelungen iſt, von demjenigen, worin ſie dieß Bewußtſeyn noch nicht haben, durch einen höhern Grad von Wonne, und eine engere Verkettung ihrer Schickſale.

Das vierte Buch liefert die nähere Ausführung dieſer Sätze.

Die letzte und engſte Bedeutung des Worts „Liebe" iſt diejenige, worin es für Leidenſchaft der Liebe zum Geſchlecht genommen wird.

Leidenſchaft überhaupt heißt fixierte Sehnſucht nach einer gewiſſen Wonne, die wir zu unſerm Daſeyn und Wohl unentbehrlich halten. Das Bedürfniß geſellt ſich folglich zur Wonne und die Sehnſucht, welche auf beyden beruht, wird zur herrſchenden und anhaltenden Stimmung unſers Weſens.

Die Leidenſchaft iſt liebend, wenn der Begriff einer fixierten Sehnſucht nach der unentbehrlichen Wonne an der Beförderung des Glücks eines andern Menſchen auf ſie zutrifft. Die Leidenſchaft der Geſchlechtsliebe übertrifft alle andre an Umfang und Stärke. Hier ſehnen wir uns, das Bewußtſeyn unſerer Perſönlichkeit zu verlieren, und uns unter dem Bilde einer andern Perſon wiederzufinden. Wer ſich in dieſem Zuſtande befindet, muß nothwendig das Wohl des Menſchen, mit dem er ſich auf ſolche Art zu vereinigen ſucht, ſeinem eigenen vorziehen, weil er ſeine Exiſtenz und ſein Wohl nur in ihm erkennt. Das Beſtreben, den andern glücklich zu wiſſen, der Charackter der Liebe, liegt alſo bereits in der gänzlichen Aufopferung unſerer Perſönlichkeit. Man darf ſagen: Leidenſchaft der Geſchlechtsliebe ſey fixierte Sehnſucht nach der unentbehrlichen Wonne, das Bewußtſeyn unſers Selbſtes unter dem Bilde des Selbſtes eines andern Menſchen zu erhalten.

Dieſer gewaltſame Zuſtand ſetzt die Wirkſamkeit zweyer Anlagen in uns zum Voraus, der Selbſtverwandlungs- und der Fixierungskraft. Vermöge der erſten verirren wir uns bey unſerm Selbſtbewußtſeyn, indem wir die Eigenheiten eines Gegenſtandes, der von uns getrennt iſt, zu unſern eigenen ma-

chen: vermöge der zweyten wird ein gewiſſer ſinnlicher Eindruck, oder eine gewiſſe Vorſtellung der Seele in uns herrſchend und dauernd.

Wenn die Selbſtverwandlung bey uns bis zur Vollkommenheit ſteigt, und figiert wird, ſo geht der Menſch zum völligen Wahnſinn über. Wenn aber die Selbſtverwandlung nur unvollkommen und zuweilen geräth, und bloß das Streben nach dem Zuſtande, worin wir mit einer andern Perſon eins geworden zu ſeyn wähnen, bey uns figiert wird; dann entſteht die Leidenſchaft der Liebe. Die Leidenſchaft der Liebe zum andern Geſchlecht hat dieß zum Voraus, daß in ihr unendlich mehr Veranlaſſungen liegen, die Möglichkeit einer Selbſtverwandlung zu ahnden, als in jeder andern.

Der Grund der Wirkſamkeit der Selbſtverwandlungs- und Figierungskraft liegt in einer Ueberſpannung der Kräfte des Körpers und der Seele. Dieſe hängt nicht von unſerer Willkühr ab; mithin ſteht es nicht in unſerer Macht, in Leidenſchaft zu gerathen, wenn wir wollen. Aber wir können unſere Anlage dazu ſehr befördern. Wir können uns abſichtlich ſpannen, und uns dadurch zur Ueberſpannung fähiger machen.

Die Leidenſchaft kann aus eben dieſem Grunde ſehr wohl plötzlich entſtehen, weil die Ueberſpannung unſrer Kräfte eben ſo wohl von einer ſchnellen Erſchütterung, als von einer anhaltenden Anſtrengung herrühren mag.

Die Leidenſchaft hört auf, ſobald das Streben nach der unentbehrlichen Wonne aufhört, mit der geliebten Perſon ein Weſen auszumachen.

Leidenſchaft unterſcheidet ſich noch von der einzelnen leidenſchaftlichen Aufwallung und von der Beendigung des leidenſchaftlichen Strebens durch völlige Ausfüllung unſrer Wünſche, oder durch verzweifelndes Aufgeben derſelben. Liebende Anhänglichkeit, in der ſich mehr oder weniger leidenſchaftliche Aufwallungen einfinden, iſt daher noch von der Leidenſchaft der Liebe verſchieden, und noch mehr ſondert ſich von ihr ab jener dumpfe Zuſtand, der mit der Ueberzeugung von einer gänzlich zerriſſenen Verbindung verknüpft zu ſeyn pflegt.

Der Leidenſchaft der Liebe ſteht unmittelbar entgegen die Leidenſchaft des Haſſes: jene fixierte Sehnſucht nach der unentbehrlichen Wonne, die Perſon eines andern Menſchen durch die unſrige vertilgt zu ſehen.

Verſchieden von der Leidenſchaft der Liebe, aber ihr oft ähnlich, ſind diejenigen Leidenſchaften, die auf Selbſtheit, ja auf bloßer Geſchlechtsſympathie beruhen. Die Verwechſelung iſt um ſo leichter, da jede Leidenſchaft eine Aufopferung vieler Neigungen für eine herrſchende vorausſetzt, die ſo leicht für völlige Selbſtverläugnung um andrer Menſchen willen gehalten wird. Allein wir ſtreben dabey entweder gar nicht nach Verbindung mit einer andern Perſon, und nach ihrem Wohl, oder dieß kommt nur in ſo fern in Betracht, als wir deſſelben als eines Mittels bedürfen, um uns zu beglücken

Die Leidenſchaft, mit der wir der Befriedigung körperlicher Triebe bey einer Perſon vom andern Geſchlechte nachſtreben; — diejenige, mit der wir ihre Schätzung, ihren Beyfall, ihre Auszeichnung zu erwerben, und dadurch unſerer Ruhmſucht, oder unſerer Eitelkeit Nahrung zu verſchaffen ſuchen, können

ungeachtet aller Aufopferungen, die wir an Gütern, Ruhe, Geſundheit und Leben darbringen, nie für liebend gehalten werden. Selbſt diejenige Leidenſchaft, die Alles hingiebt, um ihren Gegenſtand ganz zu beſitzen, und durch die Vereinigung mit ihm ſich glücklich zu fühlen, iſt nicht Liebe, iſt Eigennutz, wenn nicht die Sehnſucht nach dem ausſchließenden Beſitze der Perſon dem Wohl derſelben, als eines ſelbſtändigen Weſens, untergeordnet iſt, und den Zweck des Strebens ausmacht.

Endlich wird die Begeiſterung für das Bild eines andern Menſchen, welches unſre Phantaſie zu einem Ideale von Vollkommenheit hebt, und worüber unſer Herz die Bedürfniſſe des Originals vergißt, nur für verfeinerte Selbſtheit gelten können, wenn dieſer Zuſtand der Erhöhung über unſer niedriges Selbſt gleich noch ſo vortheilhaft für die Veredlung unſers Weſens ſeyn ſollte.

Die Ausführung dieſer Sätze enthält das fünfte Buch, und der dritte Abſchnitt des ſechſten.

Bayerische Staatsbibliothek München

Verbeſſerungen im erſten Band.

Seite 10 Zeile 4 von unten: Ja! für Ja! Ja!
= 27 = 11 = = abzeichnen für abziehen.
= 72 = 7 von oben: einer Beſtrebung für ſeiner Beſtrebung.
= 91 = 15 = = den Vogel für dem Vogel.
= 101 = 6 von unten: zuſammenzutreffen für zuſammentreffen.
= 129 = 1 von oben: Anſpannung für Anſchauung.
= 138 = 12 von unten: hinter Ganymeds ein (,)
= 152 = 11 von oben: Statur für Natur.
= 163 = 3 = = Indem wir unſer Gemüth den Angriffen eines Weſens gern entgegen bieten, ſo erkennen wir mit Vergnügen ſeine Gewalt über uns an: Indem wir gern auf daſſelbe einwirken, erkennen wir mit Vergnügen unſre Gewalt über dieß äußere Weſen an. Jener erſte Zuſtand wird Hingebung genannt; dieſer letzte Beherrſchung.
= 163 = 12 von unten: reiner für einer.
= 172 = 15 = = ſittigen für ſittlichen.
= 215 = 8 = = monarchiſchen für moraliſchen.
= 243 = 10 = = perſönlichſten für perſönlichen.
= 245 = 12 = = entſagſt für entſagt.
= 258 = 12 = = hielten für haben.